P.o.germ.
1.30

P.O. germ.
130

<36641505730014

<36641505730014

Bayer. Staatsbibliothek

BLÜTHEN

und

PERLEN

deutscher Belletristik.

UNTER MITWIRKUNG

von

ELISE POLKO ETC.

MÜNCHEN.

VERLAG V. JOSEPH WURM.

104 G 8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BLÜTHEN

UND

PERLEN

DEUTSCHER BELLETRISTIK.

UNTER MITWIRKUNG

VON

ELISE POLKO etc.

MÜNCHEN.

VERLAG von JOSEPH WURM.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Früh verblüht von »Elise Polko«.
Zwei Gedichte von »Mrs. Hemans«.
Die Musik als gesellige Kunst von »Gerh. Fleischer«.
Novembertag im Rhonethal von »Marie Giese«.
Das classische Drama Spaniens von »Dr. Leixner«.
In der Redaktion von »Franz Merloff«.
Meteorologische Beobachtungen von »Dr. Julius Autsch«.
Drei Dinérs von »Ernst Pasqué«.
Mondlieder von »Hans Haug-Vaihinger«.
Rom im Büsserkleide von »Hermann Riotte«.
Der alte Sack von »Clara Reichner«.
Pech von »J. B. Jacobi«.
Der Altenburger Bauer, nach seinen Eigenthümlichkeiten etc., von »Dr. Wüstemann«.
Die patriotische Lyrik der Kriegs- und Friedensjahre 1870/71 von »Dr. C. Wolff«.
Gustel von Blasewitz. Skizze von »Carl Zastrow«.
Zwei Schlösser am Genfersee von »Wilhelm Rullmann«.
Die Einholung Christians II. von Dänemark in Berlin (am 24. Mai 1523) von »Grothe«.
Aus dem Leben eines Hofnarren von »Wilhelm Girschner«.

Früh verblüht.

Novellette von Elise Polko.

MOTTO:

— — — — — —

„Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan
Und doch bist Du verklungen
Und Keiner denkt daran. — —“

NOVALIS.

Es ist ein Friedhof voll Schatten und Blumen, jene Schlummerstätte der Todten in der kleinen Stadt Weissenfels, und nicht weit von der niedrigen Mauer, an der die Strasse sich hinzog, liegt ein Hügel ganz umsponnen von wilden Rosen und wilden Vergissmeinnicht, und Keiner wusste doch zu sagen wer sie dort hingepflanzt. Und gleich gegenüber in einer Linde hatte eine Nachtigall ihr Frühlingsquartier aufgeschlagen, Jahr aus Jahr ein, und sang ihre alten lieben Lieder in die Welt hinaus. — Von den Schulkindern die immer jubelnd und lärmend dort vorbei zogen, kletterte wohl einmal Einer oder der Andere, der jetzt auch schon ein alter Mann geworden, zur Rosenzeit auf die Mauer und schaute halb neugierig halb scheu hinein in die ernste Herr-

lichkeit und grade auf den blühenden Rosenhügel: „Dort haben sie einen Dichter begraben“ — hatte der Lehrer gesagt. — Die erwachsenen Mädchen aber pflückten wohl heimlich eine Blume dort ab, um sie zu verschenken als Talisman und thun es noch bis auf den heutigen Tag. Da schläft ja Einer der die Liebe so schön besungen, erzählten ihnen ihre Mütter; eine Blüthe von solchem Grabe musste also Glück bringen. Draussen in der Welt sprach aber Niemand mehr von ihm. Blühten auch seine wunderbaren Lieder fort und fort an den Wegen und singt man sie auch bis zur Stunde überall — um den, dessen Herzen sie einst entsprungen, kümmert sich längst Keiner mehr. Wer hätte noch Zeit dazu nach einem Dichternamen zu fragen, dessen Traum so früh entschwand. Nur in dem Herbarium der Literaturgeschichten findet man zwischen den Blättern eine schlanke himmelblaue Blume — — mit dem Namen: **Friedrich von Hardenberg-Novalis.** —

— Es ist ein so liebliches Bild, das uns die neunjährige Beatrice des Dante in Florenz zeigt — umgeben von ihren Gespielinnen, im weissen, lang niederwallenden Kleide, im Schmuck ihrer goldenen Locken, ein Purpurband um die Stirn geschlungen, wie ihre süsse kindliche Schönheit die Seele des künftigen Dichters so mächtig ergreift, dass sie zur Sonne seines Lebens werden musste. Sie bot ihm Blumen, dem schüchternen Knaben, der von Ferne stand, er nahm den Strauss aus ihren kleinen Händen, und von jenem Tage an hat Dante Alighieri sie geliebt. Sie wuchs heran die Holdselige und die tiefe unauslöschliche Liebe des Dichterherzens wuchs mit ihr. Auf allen Wegen — fern von Florenz bei den ersten Studien in Padua, im Getümmel der Schlacht von Campaltino gegen die Aretiner, wo die Dichterhand so tapfer

das Schwert schwang, stand ihr Bild vor seiner Seele, besang er in glühenden Stanzen immer und immer nur den Liebreiz der Einen. —

„Amor bewohnt Madonna's Angesicht,
Da Alles, was sie anschaut sich verklärt —
Und wo sie geht sich Jeder nach ihr kehrt
Und jedes Herz erbebt zu dem sie spricht.“ — —

Auch unter dem Himmel des Nordens ist die zarte Gestalt einer Beatrice aufgetaucht die ein Dichterherz in leidenschaftlicher Liebe entzündete und bis zu seinem letzten Schlage erfüllte und begeisterte: die dreizehnjährige Sophie v. Kuhn, die Muse Friedrichs von Hardenberg. —

Die blaue Blume unserer Literatur, Novalis, ist früh verblüht — Göthe sagte von ihm: „Er wäre ein Imperator geworden, würdig die poetische Literatur zu beherrschen“, — und Schleiermacher schrieb bei der Nachricht seines Todes: „Schweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich Euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling den ihr, ob er kaum mehr als die ersten Laute ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müsst. Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Gott lieben wie Novalis, dann wird die grosse Auferstehung gefeiert werden.“ —

Und diese reiche Dichterseele legte die Blumenfülle ihrer Gedanken und Empfindungen zu den Füssen eines Kindes nieder, und ihre kleine Hand zog ihn mit unwiderstehlicher Macht aus der Welt der wechselnden Erscheinungen in die ewige der seligen Geister. —

Auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld wurde Friedrich von Hardenberg am 2. Mai 1772 geboren. Sieben Söhne und vier Töchter schlossen einen blühenden Kreis um die glücklichsten Eltern. — Die zärtlichste Liebe verband den künftigen Dichter mit seiner geistvollen und liebenswürdigen Mutter. — Die Schilderungen der Zeitgenossen dieses idealen Familien-Lebens sind wahrhaft ergreifend und klingen wie ein Märchen in unsere nüchternen Tage herüber. — Die beglückendsten Eindrücke empfing die werdende Dichterseele daheim, — das Elternhaus war ein Asyl der Poesie und des Friedens. — Bei all' der tiefen Religiosität die unschuldigste Heiterkeit, neben der Tagesarbeit leise Märchenplauderei an den Abenden, entweder im halbdunkeln Winkel neben dem riesigen Kachelofen, oder draussen auf der Bank unter der Linde, bis die Schatten der Nacht und der Ruf der Eule die kleine Schaar in's Haus scheuchte. — Und Niemand wusste so wunderbar zu erzählen als der junge Friedrich, bei seinen fantastischen Geschichten vergassen die Geschwister Essen, Trinken und Schlaf, und beim lustigen Spiel war keines von ihnen Allen zu halten wenn er eine Geschichte versprach. — Und später, auf der Universität Jena, wurde der junge Student eine männliche Scheherazade, und alte Bursche, bemooste Häupter stellten Pfeife und Bierkrug bei Seite wenn der „wunderliche Schwärmer" von dem Wundervogel, der schönen Frega, dem reizenden Eros und dem Helden Ginnistan redete, oder Gedichte improvisirte von bezaubernder Kraft und Gluth. — Er erschien Allen wie ein ächter Sänger und Poet. Sein Freund Friedrich von Schlegel schildert ihn folgendermassen:

„Novalis war gross und schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden

Locken, was damals weniger auffiel als es jetzt der Fall sein würde, seine braunen Augen waren hell und glänzend und die Farbe des Gesichts, besonders der geistreichen Stirn fast durchsichtig. Hand und Fuss waren etwas zu gross. Seine Stirne war stets heiter und wohlwollend. Für Denjenigen, der die Menschen nur nach dem Maasse unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch das was die Mode verlangt zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriss und Ausdruck seines Gesichts kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen grossen Tafel von Albrecht Dürer sehen, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Geberde grossartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehen; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortsetzten, brach er nur willkührlich ab um zu ruhen, und las auch selbst dann noch ehe er einschlief. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmässigen Köpfen, denn er entdeckte gewiss irgend eine Person, die ihm eine noch fremde Kenntniss mittheilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch sein mochte. Seine Freundlichkeit, seine offene Mittheilung machten, dass er allenthalben geliebt wurde, seine Virtuosität in der Kunst des Umgangs war so gross, dass geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie übersah. Wie er auch am Liebsten die Tiefen des Gemüths im Gespräch enthüllte, wenn er begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, ohne gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affecta-

tion und Heuchelei war er ein ächter wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.“ —

Während seiner juristischen Studien in Leipzig und Wittenberg machte der junge Hardenberg die Bekanntschaft Schlegel's, Fichte's und auch bei Gelegenheit einer grösseren Reise sah er Ludwig Tiek. — Alle diese bedeutenden Geister gewannen einen Einfluss auf sein Leben und die Entwicklung dieses reichen und glänzenden Geistes. Die Knospe seines Dichtertalents aber wurde zur Rose in dem Sonnenlicht der schönsten Mädchenaugen. —

Auf einem Landgute in der Nähe von Arnstadt, wo sie eben zum Besuch verweilte, an einem schönen Frühlingstage, die ersten Veilchen in den Händen, mit glühenden Wangen vom Suchen und Finden, das lichtbraune Haar gelöst, so trat ihm Sophie entgegen, und der erste Blick auf diese holde Gestalt, das erste Lächeln dieser Lippen entschied sein Geschick. — Von Seele zu Seele zogen sich jene geheimnissvollen goldenen Fäden, die eine himmlische Hand webt und die keine irdische Macht zu zerreissen vermag, die Fäden der tiefsten Sympathie, der leidenschaftlichsten Liebe. —

Fast wie eine Sage hat sich die Kunde von der zauberhaften verklärten Schönheit dieser Mädchenerscheinung in jenem Thale ihrer Heimath — Grüningen bei Tennstädt in Thüringen, wo ihr kurzes Blüthenleben aufleuchtete und erlosch, erhalten. — Nicht nur Novalis wurde zum Dichter wenn er von ihr sprach — Jeder an dem sie vorüberging bewahrte die Erinnerung an sie wie eine Reliquie Jahr aus Jahr ein. Engelhafte Lieblichkeit, Geist und Grazie, Güte und Reinheit und — der rührende Stempel eines frühen Scheidens verklärte diese seltene Menschenblume. — Ein

Liebesfrühling sollte jenen Beiden beschieden sein von einem Glanz ohne Gleichen — freilich nur kurz wie eben jedes hohe Fest des Lenzes, das allezeit nur währt „der Tage drei.“ —

Novalis wurde nun in Weissenfels bei dem Departement, von welchem sein Vater Director war, als Auditor angestellt und theilte seine Zeit gewissenhaft zwischen seinen Geschäften und seiner holden Braut. Sehr oft eilte er zu ihr, um wenn auch nur einige Stunden in ihrer holden Nähe zu verleben. Ihre zarte Gesundheit war der Gegenstand der allgemeinen Besorgniss, nur der Liebende und Verlobte war voll Zuversicht und Freudigkeit — der Gedanke sein Kleinod zu verlieren tauchte nie in seiner Seele auf. — Ein qualvoller Schmerz in der Seite, der Sophien oft in seiner Heftigkeit die Besinnung raubte, machte auf den Rath der Aerzte eine Operation nöthig. In zärtlicher Sorge für den Geliebten reiste die Braut mit ihren Eltern heimlich nach Jena und unterwarf sich der martervollen Prozedur mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit. — Erst als Alles vorüber, erfuhr Novalis in welcher Gefahr das theure Leben seines Engels geschwebt und seitdem war seine Ruhe hin. — Mit einer fieberhaften Angst bewachte er seine Braut, die nun für einige Zeit, bis zu ihrer völligen Genesung, nach Jena übergesiedelt war. — Die Operation des Leberabscesses musste wiederholt werden und nun fürchtete der Arzt, dass der zarte Körper nicht die Kräfte finden möchte um die Genesung herbeizuführen. Mit dem höchsten Muth und einer wahren Engelsgeduld ertrug Sophie alle Qualen und nahm ihre Schmerzensbürde lächelnd auf die schwachen Schultern. — Ruhte doch die Hand des Heissgeliebten in der ihren, begegneten doch seine tiefen wunderbaren Augen den ihren — flüsterten ihr

doch seine Lippen süsse Liebes- und Trostworte zu. — O! der Stunden und Tage voll Glück und Leid, die in jenem engen Raum vorüberzogen, der Sophiens Schmerzenslager umschloss. — Da lag sie, die gebrochene Rose, blass wie das weisse Linnen des Kissens ihr Angesicht, — aber Licht in den Augen. Draussen brauste der Herbstwind über die Erde und warf die gelben Blätter an die Scheiben. — „Wenn die Veilchen wieder blühen werden wir glücklich sein!“ flüsterte es oft herüber und hinüber. — Stundenlang erzählte er ihr, — sie war es die ihn veranlasste seine bunten Mährchen, seine heisse Sehnsucht nach der blauen Blume niederzuschreiben, — ihr brachte er seine ersten Gedichte. — Wie sie freudig die Hände zusammenschlug, heiter wie ein Kind, als er seine ersten Manuscripte auf ihre Decke legte und sie ihr dann vorlas. — Die Wangen des Lesers wie der Hörerin glühten und ihre Augen strahlten — — es war ein traumhaftes Glück für Beide. — Und zum Schlusse sanken wohl seine Lippen auf die geliebte reine Mädchenstirn und der Dichter flüsterte:

„Was fesselt mich an irdische Beschwerden
Ist nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und schirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunst mich weih'n;
Denn Du, Geliebte, willst die Muse werden
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung sein.“

Auf diesen Liebesfrühling, zu schön, zu reich für diese Welt voll Mängel, mussten die Schatten des Todes fallen. — — Die bange Befürchtung des Arztes erfüllte sich — Sophie überlebte die zweite schwere Operation nur wenige Monate. — Im December des Jahres 1796 kehrte sie nach

Grüningen zurück in das geliebte Elternhaus — und zwei Tage vor ihrem 15. Geburtstage, am 19. März 1797, schlief sie sanft ein wie ein müdes Kind. — Die ersten Veilchen hatte ihr der Geliebte gebracht — 8 Tage vor ihrem Tode — — mit Veilchen deckte man die holde Gestalt im Sarge zu — es war ein so zeitiger und üppiger Frühling. — „Wenn die Veilchen blühen, werden wir glücklich sein!“ hatte sie gesagt. — Sie war es geworden — — aber er!? — Sein Schmerz verbarg sich vor den Augen aller Welt — Novalis zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück und verweinte Tage und Nächte. — Die schwere Erkrankung seines Bruders Erasmus entriss ihn seiner Selbstverbannung — — er eilte an das Krankenlager des Geliebten und drückte ihm mit heissen Thränen am 14. April die Augen zu. —

— Novalis schrieb seinem jüngeren Bruder Carl über dieses neue Leid: „sei getrost — Erasmus hat überwunden, — die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammen zu setzen.“ — —

Seit dem Verlust Sophiens betrachtete sich Novalis nur als ein Fremdling auf Erden und die glühendste Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit ihr, nach einem anderen höheren Sein erfüllte seine ganze Seele. — Ein Ausdruck der Verklärung erschien auf seiner Stirn, und der Blick seiner Augen war von so wunderbarer Tiefe und ergreifender Schwermuth, dass Niemand sich seinem Zauber zu entziehen vermochte. — Mit strengster Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine Berufsgeschäfte, — seine freie Zeit widmete er der Poesie. — In diesen schweren Tagen entstanden seine schönsten Gedichte, seine Hymnen an die Nacht, seine Fragmente und Trostlieder. —

— Eine Stelle aus einem seiner Briefe über Sophien's Tod möge von der Tiefe und Gluth seiner Empfindungen Zeugniss ablegen. —

„Weissenfels den 22. März 1797.

Es ist für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, dass meine Sophie nicht mehr ist. — Nach unaussprechlichen Leiden, die sie musterhaft ertrug, endigte sie den 19. März früh um ½10 Uhr. Den 17. März 1783 war sie geboren und den 15. März 1795 erhielt ich von ihr die Gewissheit, dass sie mein sein wollte. Seit dem 7. November 1795 hat sie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verliess ich sie mit der festesten Ueberzeugung, sie nicht wieder zu sehen: Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfs ohnmächtig mit anzusehen. Das Schicksal habe ich niemals gefürchtet. Erst vor drei Wochen sah ich es drohen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinsah. Meine Trauer ist grenzenlos wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden, und es ist mir als würde ich frühe weggehen und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen, ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmüthig sein wie sie war. — — Heiter und gefasst hat sie zuletzt um ihren Tod gewusst. Ein sanfter Schmerz hat sie auf einmal aller Lasten enthoben. — — „Ich fühl's: ich bin nichts mehr nütze in der Welt — — ich muss fort!“ sagte sie in ihren Fieberfantasien. — —

Guter — auch ich bin's, — das Uebrige zerfällt in erbärmlichen Staub. — —

Die Kraft aber die über den Tod erhebt habe ich gewonnen. Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen, es keimt schon ein künftiges Dasein in mir. Diesen Sommer will ich recht thätig sein, mich recht in Liebe und Begeisterung stärken. Krank will ich nicht zu ihr kommen, — im vollen Gefühl der Freiheit — glücklich wie ein Zugvogel. Genussvoller fühle ich mich schon jetzt, — die Farben sind heller auf dem dunklen Grunde, der Morgen naht, das verkünden mir die ängstlichen Träume. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache und mich in der längst bekannten alten Urwelt finde, und sie vor mir steht. — Ich träumte von Dir: ich hätte Dich auf der Erde geliebt — Du gleichst Dir auch in der irdischen Gestalt — Du starbst und da währte es noch ein ängstliches Weilchen da folgte ich Dir nach. —

Ach es ist gewiss nicht Leidenschaft, ich fühle es zu unwidersprechlich, zu sehr mit meiner ganzen Seele, dass sie eine der idealsten edelsten Gestalten war, die je auf Erden sind und sein werden. Die schönsten Menschen müssen ihr ähnlich gewesen sein. Ein Bild von Raphael in der Physiognomik hat die treffendste Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand, unerachtet es gewiss kein vollkommenes Bild von ihm ist. — —“

Am 3. Mai 1797 schrieb Novalis von Tennstädt aus: — „Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. Ich lebe das alte vergangene Leben hier in stiller Betrachtung durch. Gestern bin ich 25 Jahr alt geworden, — ich war in Grüningen und stand an ihrem Grabe. Es ist ein freundlicher Platz — mit einem einfachen weissen Gitter verschlossen,

abgelegen und hoch. Es ist noch Raum da. — Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um den Hügel her und an einigen Stellen verliert sich der Blick in blaue Fernen. Ich weiss, Sie hätten gerne neben mir gestanden und die Blumen die ich zum Geburtstage geschenkt erhalten hatte, langsam in den Hügel gesteckt. — Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen schönen grossen Kuchen backen lassen und eine Fahne und Nationalkokarde daran geheftet. Heute schenkten mir die guten Aeltern die kleinen Gaben die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit so vieler Freude empfangen hatte. —

Lieber, -- es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. — Behalten Sie mich lieb und besuchen Sie einst die ruhige Stätte wo Ihr Freund bei der Asche seiner Geliebten auf ewig ruht.“ —

Wenn Friedrich von Hardenberg trotz dieser ergreifenden Klagen und im Vorgefühl eines frühen Todes sich im Jahre 1798 in Freiberg mit einem liebenswürdigen Mädchen verlobte, so war dies wohl nur die echt menschliche Sehnsucht in der tiefen dunkeln Einsamkeit solchen Lebens eine warme Hand in der seinen zu fühlen. — Sophie war und blieb der Mittelpunkt seiner Gedanken, die Muse seines Schaffens. — Aus allen seinen Werken grüsst uns ihr holdseliges Angesicht, — alle Lieder sind für sie oder — in dem Verlangen nach ihr und in der Trauer um sie entstanden. —

Für den August 1800 war seine Hochzeit bestimmt — sie wurde aufgeschoben — seine Gesundheit gab plötzlich zu den ernstesten Besorgnissen Anlass. — Eine kleine Hand reichte aus Wolken herab und zog ihn hinauf — — keine irdischen Hände vermochten ihn zu halten. — Die geschicktesten Aerzte von Jena und Leipzig kamen nach Weissenfels,

— — Niemand vermochte das sanft und schmerzlos verschwindende Leben aufzuhalten. Novalis arbeitete noch in seinen Geschäften, schrieb und dichtete, — und auf seinem Tische lagen neben der Bibel, Lavater's und Zezendorf's Werke. —

Nur ein kurzer fast ununterbrochener Husten und grosse Mattigkeit quälten ihn — das war Alles. — Vom 19. März ab, dem Todestage seiner Sophie, wo man ihm von ihrem Grabe die ersten Veilchen schickte, schwanden seine Kräfte zusehends — aber seine Heiterkeit nahm zu. — Am 21. März erfreute ihn noch der Besuch seines theuren Freundes Friedrich von Schlegel. — Vier Tage später, Vormittags neun Uhr bat er lächelnd seinen Bruder im Nebenzimmer etwas Clavier zu spielen, er habe Sehnsucht nach sanfter Musik. — Man liess die Thür offen und der Kranke wandte sein schönes bleiches Gesicht dem Spielenden zu. — Auf und nieder schwebten nun die weichen Akkorde — — bis sie immer leiser wurden und endlich wie ein Hauch erloschen. — Friedrich Schlegel trat herein — der Freund und der Bruder nahten sich dem Lager — der Dichter schlummerte. Der Ausdruck seligsten Friedens lag auf seinen Zügen. Die treuen Beiden setzten sich still nieder sein Erwachen erwartend. — Stunde um Stunde ging dahin — die Hülle regte sich nicht wieder. — — — — — Die Dichterseele war im Himmel erwacht — die Liebenden feierten ihre ewige Vereinigung in der „Urwelt.“ —

Am 2. Mai 1872 hat man in dem kleinen Weissenfels zum 100jährigen Geburtstag Hardenberg's seine Büste aufgestellt und eine schöne Gedenkfeier gehalten. Das Tageblatt von dort erzählt:

„Am 2. Mai ward in unserer Stadt ein schönes Fest gefeiert. Es war der hundertjährige Geburtstag des unter

dem Namen Novalis bekannten früh vollendeten Dichterjünglings Friedrich von Hardenberg. Die stolze Freude ihn, der längere Zeit hier gelebt, den Unsern nennen zu dürfen und die Liebe und Verehrung die sein Name auch in der Ferne erweckt, hatten ein Denkmal geschaffen, das an der Stelle wo er ruht, sich erheben sollte. Glücklich war dasselbe aus den Händen eines noch jüngeren aber schon weit bekannten und berühmten Künstlers Herrn Schaper in Berlin, eines Landsmannes von Novalis hervorgegangen. — Das Comité, aus einer Anzahl hiesiger Männer bestehend, die für die Errichtung des Denkmals mit grosser Hingebung gewirkt hatten, sah für seine Mühen sich reich belohnt; zur festgesetzten Stunde konnte die feierliche Enthüllung und Einweihung des Denkmals auf dem hiesigen Kirchhofe stattfinden. — — Von der Hand eines Grossneffen des Dichters, eines Freiherrn von Hardenberg wurde die Hülle gelöst und es zeigte sich allen Blicken das schöne Marmorhaupt dem die Meisterhand des Künstlers nicht allein vollkommene Aehnlichkeit mit den von Novalis vorhandenen Bildern gegeben, dem sie auch um die Lippen den feinen Zug des Denkers gelegt hatte, während das grosse, ein wenig nach oben gerichtete Auge das Sehnen seines Geistes nach dem Ewigen ausspricht, und jene heilige Wehmuth, welche die Seele seiner Lieder bildet, die Züge des Antlitzes zu beleben scheint. Der schlesische Marmorblock des Sockels zeigt auf der einen Seite die lorbeerbekränzte Laute auf der andern den schönen Vers des verklärten Dichters:

Wenn Alle untreu werden
So bleib' ich Dir doch treu
Dass Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei!"

— Verschiedene Reden feierten den Sänger der nur „eine kurze Morgenstunde“ seine Harfe gerührt, und jenes wunderbar schöne Marienlied sang, das zugleich der innigste zarteste Liebesgruss sein könnte:

„Ich sehe Dich in tausend Bildern
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern
Wie meine Seele Dich erblickt.

Ich weiss nur, dass der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süsser Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.“

Das Rührendste aber, an jenem Festtage, kam doch von Frauenhand. — Ein Strauss von Frühlingsblüthen lag auf dem Hügel begleitet von folgendem Sonett:

„Nimm hin, Verklärter, diese Frühlingsgabe
Die treue Hand Dir heut auf's Grab will legen!
Sie thut's mit stillem, innersten Bewegen:
Denn Blüthen sind es von Sophien's Grabe!

Der Ort wo Du als frommer Dichterknabe
So oft verweilt, wo Dir der Liebe Segen
Aus ihrem Blick besel'gend quoll entgegen
Er ist's, wo sinnend ich gepflückt sie habe.

Zwar sind die letzten Spuren jener Stunden
Mit ihrem Glück und ihrem Leid verschwunden
Und rastlos geht die Welt daran vorüber;

Doch Blumen spriessen wie in jenen Tagen;
So mögen sie denn stille Grüsse tragen
Von ihrem Grab zu Deinem Grab hinüber.“

Und so mag denn mit ihm zugleich, dem Frühentschwundenen, fast Vergessenen, auch das reizende Bild seiner jugendlichen Muse, der nordischen Beatrice wieder auftauchen. — Einen Veilchenkranz um ihr liebliches Haupt. —

Zwei Gedichte

von

Mrs. Felicia Hemans.

Die Krönung der Inez de Castro.

Horch, in mitternächt'ger Stunde
Festlicher Trompetenschall!
Und von düstern Kirchenglocken
Tönt hindurch ein Trauerhall.
Seltsam macht's das Herz erbeben:
Freude gibt das Eine kund,
Spricht von frohem, vollem Leben
Und vom Tod der Glockenmund.

Horch, in mitternächt'ger Stunde
Eilen mit befangnem Sinn,
Scheuen Schrittes durch die Strassen
Die kastil'schen Grossen hin.
In des Königsschlosses Hallen
Leis der Schritte Laut verklingt
Und zum Krönungssaal sie wallen,
Draus ein heller Schimmer dringt.

Feurig golden glänzt das Funkeln
An des Saales Decke hin;
In den schweren Purpurfalten
Flammt es um den Baldachin;
Doch der Kerzen helles Scheinen
Kündet keine Festlichkeit,
Auf den kalten Marmorsteinen,
Lastet Grabesdüsterheit.

In dem Schuz der Sammtbehänge
Hellbestrahlt vom Kerzenschein,
Auf dem span'schen Königsthrone
Sizt ein stilles Weib allein.
Eingehüllt in Goldbrocate,
Prächtig diamantgeschmückt
Aus dem Krönungsfestornate
Wie ein Marmorbild sie blickt.

Festliche Trompetenklänge
Stören auf das Schweigen jezt,
Und auf ihre bleiche Stirne
Wird das Diadem gesezt.
Es verstummt die Siegesweise,
Es verhallt der Stimmenchor,
Durch die tiefe Stille leise
Schreiten jezt die Grossen vor.

Huldigend das Knie zu beugen
Und die Hand der Herrscherin
In Ergebenheit zu küssen,
Treten sie zum Throne hin.
Was durchschauert Euch das Grauen
Vor dem bleichen Angesicht?
Span'sche Helden, könnt Ihr schauen
Diese holde Fürstin nicht?

Kalter Tod! kannst Du denn lieblich
Dem lebend'gem Menschen sein?
Jeder Puls des warmen Lebens
Sträubt sich gegen diesen Schein.
Seltsam schauerlich Gepräge,
Tod, vom kalten Glanz verschönt!
Mit Demanten, Goldgehänge,
Wird ein Todtenhaupt gekrönt!

Und beim Thron, in düstrem Schweigen,
Steht, die Hand gepresst aufs Herz,
König Pedro unbeweglich,
Dass ihn tödte nicht der Schmerz.
Scharfen Augs er überwachte
Seiner Grossen Huldigung,
Sühnung er zu bringen dachte
Für der Todten Opferung.

Selber zu den bleichen Zügen
Der entseelten Königin,
Wagt er nicht, den Blick zu heben,
Denn verwirren könnt' es ihn.
Ach, des Todes kalt Umarmen
Hat der Schönen nichts geraubt;
Dass im Licht sie kann erwarmen
Leicht bethört die Liebe glaubt.

Weh, Kastiliens Herrscherkrone,
Aller Welten Kostbarkeit,
Pedros grenzenlose Liebe
Sind vergeblich ihr geweiht!
Nun vorbei die Feier! Wieder
Traget in die Gruft sie nun!
Das gekrönte Haupt legt nieder:
Staub beim Staube mag es ruh'n!

Horch, in mitternächt'ger Stunde:
  Requiem aeternam! schallt's,
Und im langen Trauerzuge
  Durch die stillen Gänge wallt's.
Und im Schmuck der Königreiche,
  Angethan mit Fürstenpracht,
Senkten sie die stille Leiche
  Nieder in die Grabesnacht!

Thränenlos und ohne Klage
  Schritt voran der Fürst dem Zug,
Tief verhüllt' er sich im Mantel,
  Als den Sarg hinab man trug.
Wer hat, Liebe, dich vor Zeiten
  Stärker als den Tod genannt?
Mächtig in die Ewigkeiten
  Währt dein gottgeweihtes Band!

Juana.

Im Nachtwind rauscht der Sammtbehang im hohen Königssaal,
Es flackert durch die Düsterheit der Fackeln Feuerstrahl,
Auf dem Paradebette glänzt im Schein die Stickerei,
Ein Weib mit dunklem Lockenhaar hält Todtenwacht dabei.

Bleich ist des Todten Angesicht, doch athmet Schönheit drauf,
Ein Herrscher ist es, den der Tod ereilt' im Siegeslauf,
Kein Leichentuch verhüllt ihn noch und Königsmajestät,
So stolz und traurig allzugleich auf seinen Zügen steht.

Doch sie, die an des Todten Bett, an seiner Seite wacht,
Auf ihren fahlen Wangen blüht nicht mehr der Schönheit Pracht,
Nur noch das glüh'nde Aug' allein fremdartig Glänzen zeigt,
Wenn sie in wilder Zärtlichkeit sich zu dem Todten neigt.

Wie sie mit irrem Sinne jezt in ihre Seele schaut,
Ins stille Todtenzimmer ruft sie ihre Träume laut,
Sie spricht zu ihm, sie ruft zu ihm, der's nicht mehr hören kann:
„Erwach'! und sieh mein Liebesleid und meine Thränen an!"

„Sie sagen mir, du seiest todt; ich weiss, es kann nicht sein!
Du herrlichster und schönster Mann, das Leben nur ist dein!
Sie wollten in das Leichentuch dich hüllen mit Gewalt,
Doch ich verbot's, im Königsschmuck ruht deine Huldgestalt."

„In deinen Locken schimmert noch die Krone goldenroth
Auf deiner stolzen Heldenstirn — wer sagt, du seiest todt?
Das Schweigen lag um deinen Mund schon Jahre lang für mich,
Doch ungebrochen klammert noch mein Herz an's Hoffen sich."

„Ich weiss, du hast mich nie geliebt, ich bin nicht schön wie du —
Ein Blick von deinem Strahlenaug' konnt' machen mich dazu! —
Und ich bin hässlich, frühverwelkt, ich habe nur allein
Ein Herz, ach, das zu lieben weiss, und dieses Herz ist dein!"

„Wenn du erwachst, mein hoher Herr, und hörest, wie so lang
Einsame Todtenwacht ich hielt und betete so bang,
Und wie in einem schweren Traum mir schwanden Tag und Nacht,
Dann hat gewiss die Dulderin die Lieb' in dir entfacht."

„Und du wirst lächeln! mein, ach mein wird dieses Lächeln sein,
Das sonst die ganze Welt beglückt', nur mich doch nicht allein;
Nicht mehr mein liebedürstend Herz in Qual verzehret sich,
Für jahrelangen Liebesschmerz entschädigst nun du mich!"

„Mich grüsset, kehrst du von der Jagd, des Auges Liebesstrahl,
Für mich dein Antliz Freundlichkeit erhellt beim Festesmahl,
Nicht mehr verachtet und verschmäht werd' ich in Trauer geh'n,
Die tiefe Liebe lässt verklärt im Schönheitsglanz mich seh'n."

„Erwache nur! Es brennt mein Herz, es pochet meine Brust,
Noch einmal deiner Stimme Laut zu lauschen voller Lust;
Erwach', ich sehn' in Einsamkeit dein erstes Wort herbei
Und dass des Auges erster Blick allein mein eigen sei!"

Im stillen Todtensaale dort, so rief sie Tag und Nacht,
Der irren Seele Liebestraum rang mit der Wahrheit Macht,
Bis dass die bleiche Schattenhand so lang und kalt und weit
Hin auf die Königsleiche deckt des Todes Furchtbarkeit.

Allmälig tagt' die Wahrheit auf im Geist der Wächterin;
Den todten König trug man fort zur Fürstengruft dahin,
Die Banner weh'n, der Federschmuck an manchem Helmenstück —
Und einer Frau gebroch'nes Herz blieb da in Nacht zurück!

Die Musik als gesellige Kunst.

Skizze von Gerhardt Fleischer

in Heidelberg.

Wollte man von einem Maler verlangen, er sollte seine Schöpfungen nicht fertig auf die Ausstellung schicken, sondern sie vor den Augen des Publikums selbst zu jeder bestimmten Stunde auf die Leinwand werfen, wollte man dem Dichter zumuthen, er sollte sein Drama im Theater selbst improvisiren, anstatt das Fertige aufführen zu lassen, seine Aufgabe würde kaum schwieriger sein, als die des ausübenden Musikers. Zu einem vorher bestimmten Termin, oder auch ganz unvorbereitet muss der Virtuos seine Kunstleistung geben, jederzeit muss er bereit sein, seine reproductive Kraft, seine ganze künstlerische Persönlichkeit einzusetzen; seine Triumphe sind Siege über den Zufall, schlechte Stimmung, hemmende Nebenumstände; sein ganzes Dasein ist ein Kampf gegen diese Factoren. — Alle anderen Künstler geben dem Publikum die Producte ihrer weihevollsten Stunden, ihrer begeistertsten Stimmung in die Hand; der ausübende Musiker allein muss die Begeisterung sich dienstbar machen, muss zu jeder Zeit sich in die künstlerische Weihe-Stimmung versetzen können; in weit höherem Maass als auf den Dichter könnte auf ihn der Göthe'sche Ausspruch angewandt werden:

„Und wollt ihr wirklich sein Poeten,
So commandirt der Poesie!“

Nun ist freilich die ausübende Tonkunst nur eine reproductive, keine eigentlich selbstschöpferische; ebenso wie die Schauspielkunst verlangt sie nur das innigste Erfassen eines schon gegebenen Kunstwerkes; allein dies auch im höchsten Sinne. Der Virtuos so gut wie der Schauspieler muss dennoch wirklich neu schaffen, er muss das in die Zauberformel starrer Buchstaben oder Noten gebaute Kunstwerk zum plastischen Gebild gestalten, muss seine eigene innerste Persönlichkeit daransetzen, um des Dichters, des Componisten Persönlichkeit zur rechten Geltung zu bringen. —

Und wollen wir den Virtuosen gering schätzen gegen den Componisten? den Virtuosen, der mit einem relativ freilich geringeren, aber doch immerhin bedeutenden Productions-Vermögen jene stets bereite Schlagfertigkeit verbinden muss, die ihn erst zum Künstler macht?

So könnte man wohl behaupten, die höchste Staffel irdischer Künstler-Vollkommenheit habe der Virtuos erreicht, der zugleich Componist, oder der Schauspieler, der zugleich Dichter ist; denn er muss Productions-, Receptions- und Reproductions-Vermögen zugleich und jedes im bedeutendem Maasse besitzen. —

Gegen diese höhere Auffassung des ausübenden Musiker-Berufs sticht freilich grell genug so manches Beispiel dilettirender Enthusiasten und enthusiastischer Dilettanten ab, die da meinen, es sei genug gethan, eine Sonate, ein Scherzo so ziemlich technisch innezuhaben und angemessen vorzutragen; oder gar das Beispiel der eleganten Salondamen, welche durch schwungvollen Vortrag der „blauen Donau“, oder ähnlicher Sachen sich eine Stelle unter den musikalischen Capacitäten gesichert glauben. — So haben wir hier den höchsten und den niedrigsten Standpunct der geselligen Musik festgestellt, und sehen, welch' eine weite Ausdehnung sich diesem Begriffe geben lässt.

Die Musik ist von allen Künsten am meisten auf ein Zusammensein, auf ein gesellschaftliches Zusammengeniessen gerichtet. Man macht ihr häufig den Vorwurf, sie sei die niedrigste unter den Künsten, weil sie allein und um ihrer selbst willen betrieben, keine Freude gewähre, vielmehr dazu erst des Beifalls der Zuhörer bedürfe. — Die Unrichtigkeit dieser Auffassung wird jeder Musikfreund sogleich erkennen, der nur einmal im stillen Kämmerlein

sein Leid und seinen Jubel dem theuren Instrumente vertraut, der sich die Brust von irdischer Bürde entlastet hat im goldenen Wogen der Töne. In solchen Augenblicken ist für den Musicirenden das Alleinsein geradezu Bedürfniss; denn der Zauber der Weihe würde zerstört, sobald ein Hörer hinzukäme.

Dass aber dennoch die Musik eine so gesellige Kunst ist, liegt einmal an ihrer Popularität, an dem Zauber, den sie auf jeden nur einigermaassen für das Höhere Empfänglichen ausübt; wen Plastik, Malerei, selbst Poesie nicht erhebt, der ist doch häufig noch den Wirkungen der Musik zugänglich; während jene Künste, die bildenden besonders, zum wahren Genuss einen unbeschwerten, unbefangenen Seelenzustand voraussetzen, spült die Musik das Weh' von der Seele, löst sie Verzweiflung in Wehmuth auf, jubelt sie mit dem Fröhlichen und lüftet dem sehnenden Herzen auf Augenblicke den Schleier, welcher über die göttlichen Geheimnisse gebreitet ist. — Für die Kunst als solche ist es freilich kein Vorzug, auf diese Weise ausser ihr liegenden Zwecken zu dienen, während sie doch nur um ihrer selbst willen da sein soll. Die Wirkungen der Musik aber werden von keiner andern Kunst in ihrer Allgemeinheit, Erhabenheit und Vielseitigkeit erreicht; ein Jeder versteht, ein Jeder schätzt die Musik; sie ist „die gemeinsame Sprache aller Menschen; da spricht Seele zu Seele."

Ein weiterer Grund für die gesellige Natur der Tonkunst ist der Umstand, dass in den meisten Fällen mehrere oder doch zwei Personen erforderlich sind, um sie zur Erscheinung und Wirkung zu bringen. Ein Buch lesen wir für uns allein, der Dichter hat es geschrieben, nun ist es da für Alle, ein Jeder kann sich ohne fremde Hülfe daran erfreuen; ebenso in der Malerei und den andern bildenden Künsten. In der Musik aber wird die Kunstleistung jedesmal auf's Neue wiedergeschaffen, und es ist daher ein Ausübender und ein Geniessender nöthig. Freilich können diese beiden in derselben Person vereinigt sein; allein dann entsteht ein ähnlicher Ausnahmefall, als wenn der bildende Künstler nur sich selbst an seinen Gemälden erfreute; denn im gewissen Sinne ist der ausübende Musiker während des Spielens ja selbst der Künstler, wenn auch nur der reproductive. So gehört in der Musik also ein Vermittler, ein Bindeglied zwischen Compo-

nisten und Hörer, zur Wirkung des Kunstwerks, ganz analog der vermittelnden Rolle, welche der Schauspieler zwischen dem Dichter und dem Publikum spielt.

Je mehr Zuhörer der Spieler oder Sänger zugleich hat, desto gemeinnütziger wird seine Kunstleistung, und was in dieser Beziehung dem Virtuosen die Concerte, das sind für den Dilettanten die Gesellschaften.

Kann man sich doch kaum eine Gesellschaft in grösseren Städten ohne Musik mehr denken! Wenn der Thee getrunken ist und die nächstliegenden immer wiederkehrenden Gesprächsstoffe erschöpft sind, pflegt sich die Wirthin mit verbindlichem Lächeln an eine junge Dame, die bis dahin scheu versteckt im Winkel sass, oder an einen Assessor, Lieutenant oder Kaufmann zu wenden, der im Gefühle seines nicht zur Geltung gekommenen Talents bisher unmuthig den Schnurrbart drehte: „Ach, eine grosse Bitte, — Sie sollen so hübsch singen“ — oder: „Eine kleine Probe Ihrer Fingerfertigkeit!“ (entsetzlicher Ausdruck!) — Der Gebetene erhebt sich nach einigem obligaten Sträuben, das Clavier wird geöffnet, und es beginnt das gesellschaftliche Martyrium aller nicht musikalischen Gäste. —

Wahrlich, nicht verdacht kann es uns werden, dass wir meist geneigt sind, derartige Kunstübungen von der satyrischen Seite zu betrachten. Wie viel Unerträgliches bietet sich da so oft dem wirklich Musikalischen! Auf welch' unmöglichen Clavieren soll man die unsterblichen Gedanken der höchsten Meister reproduciren, wie viel gelangweilte Gesichter sieht man! Wie einsichtslos wird Beifall und Tadel abgewogen, und wie traurige Leistungen ist man oft in der Lage, loben zu müssen!

Und doch wollen wir keinen Stein werfen auf diese Art des musikalischen Cultus; denn immerhin wird dadurch die Kunst verbreitet, werden beginnende Talente ermuthigt, gewöhnen sich zaghafte Seelen an einen grösseren Hörerkreis. Und was ist's denn auch, ob unsere Leistungen verkannt oder gelobt, ob sie mit andächtigem Lauschen oder mit unerträglichem Geplauder angehört werden! Wer sich in sich selber eins und stark fühlt, der fragt kaum mehr nach dem Publikum; tadeln sie ihn gerecht, so bescheidet er sich; tadeln sie ungerecht, so lächelt er; loben sie nach Verdienst,

so freut er sich über ihr gerechtes Urtheil; loben sie unverdient, so fühlt er sich beschämt. Aber ihn berauscht nicht die Anerkennung, ihn drückt der Tadel nicht nieder, falls er nicht von competenter Seite kommt; und schliesslich freut sich der echte und rechte Musiker, dass er den Leutchen da neben sich doch ein Vergnügen gemacht hat, und dass sie nun wunder wie stolz zu Gericht sitzen über ihn, und sich freuen ob ihres kritischen Talents!

Ja, für den Künstler oder den Dilettanten an der Grenze der Künstlerschaft ist der glatte Salon kein eigentlicher Tummelplatz; und deshalb wollen wir im Folgenden auch vorzugsweise den Dilettanten in des Worts gewöhnlichem Sinne in's Auge fassen, das heisst jeden, welchen ein gewisses Talent befähigt, von des Tagewerks Last und Hitze ermattet zuweilen in die Wogen der Musik zu tauchen, und sich und Andern eine Freude zu machen durch angemessene Wiedergabe guter Compositionen.

Die Künstler von Beruf verschmäh'n es ja ohnehin in neuerer Zeit, sich in Privatzirkeln hören zu lassen; sollen wir ihnen darin Unrecht geben? Nach der vorigen Auseinandersetzung gewiss nicht; sie können sich nicht wohl fühlen in der musikalischen Durchschnittsgesellschaft. Freilich giebt es erlesenere Kreise von Dilettanten und Musikfreunden, in welchen die Kunst mit Ernst und würdig gepflegt wird; und s o l c h e Kreise durch ihre von Gott ihnen verliehenen Gaben zu erfreuen, sollten gerade die bewährten und berühmten Künstler am wenigsten Anstand nehmen. Wenn ein aufstrebender junger Virtuos, der trotz hervorragender Begabung noch nicht zur öffentlichen Berühmtheit durchgedrungen ist, grundsätzlich nur in Concerten spielt, so soll man ihm das nicht verargen, denn er muss jeden Umstand verhüten, der in den Augen der Welt ihn zum gewöhnlichen Spieler und Dilettanten herabsetzen könnte; ein Rubinstein aber kann spielen, wo und vor wem er will; denn seinem Ruhm kann die öffentliche Meinung nichts mehr anhaben.

Betrachten wir also die musikalische Dilettantenwelt, so fällt uns sogleich die überwiegende Anzahl musikalischer F r a u e n in's Auge; man darf wohl behaupten, dass unter den gebildeten Ständen, zumal in grossen Städten, immer das dritte junge Mädchen, die dritte verheirathete Frau sich eine gewisse Fertigkeit im Gesang oder dem Flügel angeeignet hat. Wie viel w a h r e Talente

unter diesen musikalischen Treibhauspflanzen sich befinden, bleibt freilich dahingestellt; aber doch trägt es unstreitig zur Hebung und Verbreitung einer Kunst bei, ihr möglichst viele Repräsentanten heranzubilden.

Dass die Zahl musicirender Damen so gross ist, liegt in der ganzen heutigen Erziehung begründet. Mädchen, denen bis zur Verheirathung keine bestimmten Pflichten zufallen, die keinen sie ganz ausfüllenden Wirkungskreis haben, behalten freie Zeit genug, um in den Künsten zu dilettiren; und weil Musik einmal die einschmeichelndste, meistverbreitete, ja, sagen wir es, weil sie die „modernste“ Kunst ist, so hält die Mutter ihr Töchterchen an, die Finger am Klavier, oder die Stimme durch Solfeggien gelenkig zu machen. Der Umstand, dass hierdurch so viele Unberufene an die geweihte Pforte der Kunst pochen, wird reichlich aufgewogen durch die Verringerung der traurigen Möglichkeit, ein wirkliches Talent ohne Ausbildung verkümmern zu lassen.

Die Knaben dagegen werden von den Eltern meist schon in der Jugend für einen practischen Beruf bestimmt, und so hält man es für unrathsam, durch musikalischen Unterricht sie von ernsteren Disciplinen abzuzieh'n; zudem kostet der Gymnasial-Cursus so viel Zeit, dass kaum ein halbes Stündchen täglich bleibt zur Erlernung der musikalischen Anfangsgründe. — Hier liegt deshalb die Gefahr weit näher, als beim weiblichen Geschlecht, dass ein hervorragendes Talent im Keim erstickt wird und begraben unter dem Schutt der alltäglichen armseligen Geschäfte. — Wohl dem Talent, das kunstverständige Eltern besitzt! Von Jugend auf wird es in derjenigen Atmosphäre erzogen, die zur Entfaltung seiner Blüthen tauglich ist, stetig und unbehindert reift es fort zur höchsten Entwicklung. Sind aber die Eltern des musikalischen Genies practische, prosaische Menschen ohne Sinn für das Schöne, so muss der Genius nach harten Kämpfen erst die Fesseln des Alltagslebens sprengen, muss gewaltsam sich hinausschwingen in den Aether des Lichts, wenn er nicht in diesem Kampfe, besiegt vom „ganz gemeinen, ewig gestrigen“, elend zu Grunde geht.

Findet man einmal in der Männerwelt einen musikalischen Dilettanten, so ist er meist Sänger; denn der Gesang bedarf, stellt man nicht allzuhohe Anforderungen, bedeutend weniger Zeit zur

Ausbildung, als man auf Clavier oder Saiteninstrumente verwendet. Eine hübsche Stimme ist hier für den Dilettanten nicht nur die Hauptsache, sondern beinahe Alles; und in der That hört man auch lieber eine schöne, wenn auch nicht geschulte Stimme, als einen nach allen Kunstregeln gemodelten Vortrag, dem es an Frische und Ausgiebigkeit des Stimm-Materials gebricht. Der Gesang macht auch den unmittelbarsten Eindruck auf den Laien; weit mehr als irgend ein Instrument, die Geige selbst nicht ausgenommen, wirkt die menschliche Stimme, dies Instrument gleichsam, welches einem Jeden in grösserem oder geringerem Maasse von der Natur mitgegeben ist; der Gesang ist um so viel populärer als die Instrumentalmusik, wie die Tonkunst selbst es allen andern Künsten gegenüber ist. Desshalb wird man auch in den allermeisten Instrumental-Solo-Concerten gleichsam als Ruhepuncte einzelne Gesangsnummern vertreten finden; der unmusikalischere Theil des Publikums bedarf solcher Abwechslung, um beim Anhören dieser leicht verständlichen Leistungen neue Elasticität zu sammeln zum innigen Erfassen der Instrumental-Pièçen.

Neben dem Gesang ist in Dilettantenkreisen kein Zweig der Musik so sehr vertreten als das Clavierspiel. Man hat zur Erklärung dieser Thatsache manche ungereimte Vermuthung herangezogen: so hört man besonders oft die Behauptung, das Clavier sei das leichteste Instrument, weil der Ton, den man bei der Violine erst bilden müsse, hier fertig in der Taste gegeben sei. Zugestanden, dass dies für die ersten Anfangsgründe eine Erleichterung gewährt, nach Ueberwindung derselben kann aber nur dem die Tonbildung auf dem Saiteninstrument noch eine Schwierigkeit erscheinen, welcher nicht einmal so viel Gehör hat, zu beurtheilen, ob er die Töne rein greift. — Ebenso wenig stichhaltig ist eine andere Hypothese, dass nämlich das Clavierspiel am bequemsten sei, weil fast in jeder Haushaltung ein Piano oder Flügel sich vorfinde, dagegen das Vorhandensein von Saiteninstrumenten zu den Seltenheiten gehöre. — Wollen nun aber Eltern, die im Besitz eines Claviers sind, ihren Kindern ein Instrument erlernen lassen, so ist es nicht einmal finanziell von Vortheil, das Clavier zu wählen; denn dieses wird durch die Uebungen früher oder später verdorben, während die einmal erworbene Violine durch den Ge-

brauch an Werth eher zu- als abnimmt. Und ferner hat der Violin- oder Cello-Spieler den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, bei fremden Personen stets sein eignes Instrument zu brauchen; er kann es in die Gesellschaft mitnehmen, wenn er Neigung hat, er kann durch Nichtmitnehmen sich helfen, wenn er nicht vorzuspielen wünscht; zudem entgeht er dem so häufig an den Pianisten gestellten Ansinnen, auf den martervollsten fremden Clavieren Proben seines Talents abzulegen.

Der wahre Grund für die dominirende Verbreitung des Claviers dürfte, neben seiner Unabhängigkeit von begleitenden Instrumenten, in dem gleichsam kosmopolitischen Character dieses Instruments zu suchen sein, welcher Arrangements aus allen Zweigen der Vocal- wie der Instrumentalmusik für das Clavier zulässt. Dem Dilettanten ist es meist ja weniger darum zu thun, fördernde Clavierwerke zu studiren, als Stücke, die er gehört und lieben gelernt hat, auf seinem Instrument zu eignem Ergötzen sich nachzuspielen. Daher kommt denn das pilzartige Aufschiessen von *Potpourris, répertoires d'opéra, réminiscences, fantaisies élégantes*, und wie alle jene Producte sich nennen mögen, die an und für sich des Werthes baar, nur der Beliebtheit der untergelegten Original-Melodien ihre Verbreitung verdanken.

Ausserdem ist für das weibliche Geschlecht das Clavier in Rücksicht auf ästhetischen Eindruck und Schönheitssinn jedenfalls das Günstigste; einen fast peinlichen Eindruck macht es schon, eine Dame in gezwungener Stellung mit hocherhobener Achsel die Violine an den Busen drücken zu sehen; und zu den seltsamsten und auch seltensten Ausnahmen gehört gar eine Cello-Spielerin, welche meist, um ihr Instrument nur physisch bewältigen zu können, dasselbe mit einer eisernen Spitze im Podium befestigen muss.

Unternehmen auf diese Art einige wenige Schönen eine Kraftproduction, der sie nicht gewachsen sind, so hat man in den meisten Fällen über das Gegentheil zu klagen. Wie selten findet man bei Clavierspielerinnen einen kraftvollen Anschlag! Die physischen Hemmnisse müssen auf jeden Fall so weit überwunden werden, dass auch ein junges Mädchen ein kräftiges *fortissimo* zu Stande bringen kann, wo es geboten ist; sollte dazu etwas längere Zeit

für die Finger-Uebungen verwandt werden müssen, so wird diese Mühe durch den Erfolg reichlich belohnt, und wer gar das „Schlagen“ und „Hämmern“ für unweiblich hält, der höre nur einmal das Spiel der Frau Clara Schumann oder der höchst bedeutsamen jungen Künstlerin Sophie Menter und frage sich dann, ob hier nicht hohe männliche Kraft mit der zartesten Weiblichkeit verbunden erscheint? — Da setzen sich die jungen Mädchen ans Clavier, ordnen vor dem Präludium coquett die Haare, wiegen sich beim Spiel undinenhaft hin und her, und ergiessen eine Fluth schwindsüchtiger Mondscheinpassagen und schwärmerischer *smorzandos* und *ritardandos*, dass kein echter kerniger Musiksinn sich dabei wohl fühlen kann.

Der Vortrag ist überhaupt die Klippe der musikalischen Frauenwelt, und doch sollte sie gerade in ihm ihre Stärke suchen; an die Technik werden in heutiger Zeit so hochgespannte, fast unbillige Anforderungen gestellt, dass in ihr kein Dilettant sich grossen Beifall zu erwerben hoffen darf; ein gewisses Maass der Geläufigkeit und Ausdauer ist nothwendig, aber auch genügend, um die leichteren unter den Tonwerken der grossen Meister auszuführen; ein höheres Maass sollte der Dilettant billig dem Virtuosen überlassen, und sollte dafür suchen, mit geringeren Mitteln, im beschränkteren Kreise Anerkennenswerthes zu leisten. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ — Dass aber zum guten und seelenvollen Vortrag Schulung und Maass vor allen Dingen erforderlich sind, dass wissen die musicirenden Damen am allerwenigsten; sie thun des Guten allerwege zu viel, und thun deshalb nie genug; sie kehren ihre, anscheinend meistens sehr schwärmerisch angelegte Subjectivität hervor, und lassen den Hörer zu keinem objectiven Genuss kommen; ja, sei es eine moderne „Ruverie“, ein Chopinscher Walzer oder Beethovens grosse *C-Dur*-Sonate, sie spielen alles in gleicher schwülstiger Uebertreibung. — Von dieser üblen Angewohnheit curirt nichts sicherer, als ein dreimonatliches ausschliessliches Studium Bach'scher Fugen und Concerte, in welchem jedes *crescendo*, jedes *legato* und *staccato* auf den Punct beobachtet sein will. —

Aber wer spielt Bach in unserem Jahrzehnt? — Wenden wir uns einmal von den Spielern ab zu dem was sie spielen, und lassen

wir das Repertoir der heutigen geselligen Musik Revue passiren. — Bach, wie gesagt, ist aus dem Gesellschaftskreise verbannt, und so wenig berechtigt dies hinsichtlich der unsterblichen Schönheit seiner Werke ist, so lassen sich doch hinreichend erklärende Umstände finden für die Intoleranz, welche das dilettirende Publikum gegen den grossen Meister zu zeigen keine Scheu trägt. — Die specifische Eigenthümlichkeit der älteren Musik im Allgemeinen, wie ganz besonders der Bach'schen Compositionen beruht in der Thatsache, dass dieselben, zum ersten Male gehört, selbst auf den musikalisch Begabten keine volle Wirkung ausüben; erst beim zweiten, dritten Male wird uns das Kunstwerk verständlich, und wenn wir es öfter hören, so ist's uns, wie es wohl einem Träumenden zu ergehen pflegt: er ist in Schlaf gesunken vor einem alten Relief, auf welchem Genien mit starren Zügen eine schwerfällig gefügte Blumenguirlande schaukeln; im Traum aber scheinen ihm die Genien lebendig, sie treten aus dem Hintergrund hervor, und in anmuthigen Bewegungen und Tänzen schütten sie auf das Haupt des Schlafenden jene Kränze, die nun mit einem Male aus herrlich frisch erblühenden Rosen besteh'n! — Aehnlich diesem Phantasiegebilde, sagen wir, ist die Wirkung Bach'scher Werke nach wiederholtem Anhören; jedesmal entdecken wir neue Schönheiten, immer lebendiger wird das Ganze, so dass wir zuletzt selber nicht mehr verstehn, wie wir diese herrlich duftenden frischesten Blüthen der Musik im Anfang für todte Abbilder, in Stein gehauen, halten konnten.

Da nun im geselligen Kreise denn doch vorwiegend Neues producirt werden soll, und die Geduld der Hörer bei öfterer Wiederholung selten Stich hält, so wollen wir Diejenigen nicht verdammen, welchen Bach ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist; eher können wir sie bemitleiden, dass ihnen dieser Quell ewig schöner Harmonien niemals durch einen Moses-Stab aus dem Felsen erweckt ist.

Das Schicksal der Werke Bach's haben zum grössten Theile auch die übrigen Compositionen der Vor-Mozart'schen Periode. Wir wüssten aus der älteren Klavierliteratur uns nur zweier Piecen zu erinnern, welche im grösseren Publikum Anklang und Verbreitung gefunden haben; es sind dies das erste Präludium aus

dem wohltemperirten Klavier, und Händel's *E-Dur*-Variationen. Das *C-Dur*-Präludium aber verdankt seine Beliebtheit nur der Gounod'schen Melodie, die, mit wahrhaft bewundernswerthem Geschick den einfachen Figuren und Harmonien untergelegt, das streng classische Tonstück mit einem Schlage zum modernen *andante religioso* umwandelt. Jene Händel'schen Variationen sind hauptsächlich durch Anton Rubinstein dem Dilettanten-Publikum zugänglich gemacht.

Mit Mozart beginnt nun die eigentliche gesellschaftliche Musik-Literatur. Mozart, Haydn und zum Theil Beethoven sind für die Dilettanten gewöhnlichen Schlages nicht nur die Lieblingscomponisten (denn das sind sie ja für jeden Musiker), sondern fast die einzig geltenden. In kleineren Städten, besonders in der Provinz und auf dem Lande finden wir eine so exclusiv classische Richtung, dass wir uns um 40 Jahre zurückversetzt fühlen, und glauben möchten, die Schöpfungen Chopin's, Schumann's oder gar Wagner's existirten bisher nur erst in unserer Phantasie. Was nicht „classisch" ist, das pflegen jene Provinzialen, die conservative Bauernpartei in der Musik, als modernen Singsang zu verachten, weil — sie es nicht verstehen. — Sehr lobenswerth ist ja gewiss ein eifriges Studium der Classiker und verehrende Hingabe an dieselben, allein uns scheint dies schon so sehr selbstverständliche Voraussetzung, dass wir nicht mehr verstehen können, wie Jemand mit der Errungenschaft dieser Einsicht in die Klassiker sich begnügen, wie er, hierauf fussend, den Romantikern sein Ohr verschliessen kann.

Besonders grassirt in diesen dem ausschliesslichen Cultus der Classiker geweihten Städtchen die Sitte, Symphonien, Quartette und dergleichen in vierhändigem Arrangement zu verarbeiten. Ueber die Berechtigung des vierhändigen Spieles liesse sich unserer Ansicht nach aber gar wohl streiten. Wie ungereimt ist die Einrichtung, ein für einen einzigen Spieler berechnetes Instrument gleichsam zu halbiren, und dem Einen den Bass, dem Andern den Discant als ausschliesslichen Spielraum anzuweisen! Erinnert diese Sitte nicht beinahe an jene Musik-Clowns im Circus, welche mit zwei Bogen auf Einer Violine Duette spielen? — Das vierhändige Spiel kann niemals die Wirkung des

zweihändigen erreichen; denn was es an materieller Klangfülle Voraus hat, ersetzt nicht den Mangel an künstlerischer Freiheit, an voller und ausschiesslicher Beherrschung des Instruments. Freier Vortrag ist beim vierhändigen Spiel unmöglich, zum mindesten für den Dilettanten; denn welche künstlerische Fähigkeit gehört nicht für den Einen dazu, jedem leisen *ritardando* oder *crescendo*, jeder Vortragsnuance des Andern sofort nachzukommen, ja, sie gleichsam im selben Augenblicke instinctiv zu errathen und darnach seinen eigenen Vortrag derselben Stelle zu modificiren?

Von höchstem künstlerischen Standpunkte aus dürfen wir dem vierhändigen Klavierspiel keine Berechtigung zugestehen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn wir auf die Dilettantenkreise zurückgehen. In ihnen hat nicht nur die vierhändige Originalmusik, sondern mehr noch das Arrangement eine hohe Bedeutung. Denn wie würde es dem Laien möglich sein, Symphonien, Ouvertüren und andere grosse Orchesterwerke näher kennen zu lernen, ohne das vierhändige Arrangement? Das blosse Anhören, selbst öfter wiederholt, kann dem musikalisch weniger Gebildeten keinenfalls den wünschenswerthen Grad des Verständnisses für die Structur und die einzelnen Schönheiten eines Tonstückes verleihen; das Partiturenstudium ist ihm gar erst ein Buch mit sieben Siegeln; zweihändige Klavierauszüge verlangen eine ziemlich ausgebildete Technik und besonders die Fähigkeit, das Ganze, unbeirrt durch Schwierigkeiten der einzelnen Stellen, zu überschauen. Da bietet sich denn als bequemstes Auskunftsmittel das vierhändige Arrangement, welches durch leichte Spielart Jedem zugänglich ist und den Ueberblick über das Ganze und das Verhältniss der Theile wesentlich erleichtert.

Wie für das eingehendere Verständniss schon gehörter Tonwerke, hat das vierhändige Spiel auch beim *prima-vista*-Spielen einen hervorragenden Werth; denn während zweihändige Sachen vom Blatt zu lesen, dem Laien meist Schwierigkeiten macht, kann er so sich zugleich im *prima-vista*-Spiel üben und auch neue Sachen auf bequeme Art kennen lernen.

Zur Uebung also soll das vierhändige Spiel gewiss in Schutz genommen und betrieben werden; und es ist diese Kunstgattung

in gewisser Weise ja auf jeden Fall und stets eine gesellige, weil sie zwei Ausübende voraussetzt; die Berechtigung des *quatre-mains* aber zum Vorspielen, zum Genuss für die Hörenden läugnen wir vollkommen, und möchten nicht einmal von Dilettanten in einer Dilettantengesellschaft diesen Zweig der Musik betrieben sehen; und als eine völlige Geschmacksverirrung aber erscheint uns gar die neuerdings hier und da auftauchende Sitte, das vierhändige Spiel in den Concertsaal zu verpflanzen.

Wo nun nicht jener ausschliessliche Classiker-Cultus waltet, von dem oben gesprochen war, da sucht sich der Dilettant zum geselligen Vortrag unter den romantischen Compositionen aus, was ihm gefällt, und was er technisch bewältigen kann. Der tief in uns Deutschen wurzelnde Hang zur wahren Kunstpflege documentirt sich von Neuem in der ungemeinen Verbreitung, welche schon seit langer Zeit die Werke Webers, Schuberts, Mendelssohns und Chopins in den Dilettantenkreisen gefunden haben. — Es ist kaum zu entscheiden, wer von diesen vier Componisten im grösseren Publicum die meisten Verehrer zählt; nach ihrer Eigenart im höchsten Grade verschieden, haben sie alle im Verein sich den Weg zum Herzen des deutschen Volks gebahnt. Auf welchem Klavier liegt unter den Noten nicht das *perpetuum mobile* und die „Aufforderung zum Tanz“, welches junge Mädchen hätte nicht für die „Lieder ohne Worte“ und für die genialen Chopin'schen Mazurkas, Walzer und Notturnos geschwärmt? Und in welcher musikalischen Gesellschaft ertönen nicht von frischen Mädchenlippen die ewigschönen Müllerlieder?

Freilich ist nur der bei weitem kleinere Theil von den Werken jener Romantiker in die Gesellschaftskreise übergegangen; allein das liegt nicht an mangelndem Verständniss oder einseitiger Vorliebe, sondern an den hohen Anforderungen, welche viele Compositionen, besonders Chopins, an die Technik und das Vortragstalent stellen. — So wird Chopins *As-dur*-Ballade, seine *B-moll*-Sonate, das Concert-Allegro in *A*, und manche seiner Polonaisen schwerlich je in das Repertoire der Dilettanten gewöhnlichen Schlages Aufnahme finden, obgleich diese Werke an Gehalt bei Weitem die Mehrzahl der „*Valses*“ übertreffen. — Ähnlich geht es den Klaviercompositionen Schubert's: sie sind, mit einigen

Ausnahmen, nicht nur schwer, sondern auch undankbar; denn ein klaviergemässer Satz erhöht an vielen Stellen die technischen Schwierigkeiten beträchtlich, ohne doch die Wirkung zu vergrössern. Es möge in dieser Hinsicht nur an die grosse *C-dur*-Phantasie, die sogenannte Wanderer-Phantasie, und an die überaus gelungene Liszt'sche Umarbeitung dieses Werkes erinnert werden.

Einen glücklichen Wurf in Bezug auf künstlerischen Werth und Popularität zugleich hat Mendelssohn in seinen Liedern ohne Worte gethan; hier vereinigt sich süsse, fesselnde Melodie, bestrickender Rhythmus und allgemeine Verständlichkeit des Inhalts mit leichter Ausführbarkeit; und wer will es dem Dilettanten verdenken, wenn er die Gesellschaft lieber durch den leicht hingeworfenen Vortrag dieser duftigen Ton-Blüthen erfreuen, als ein mühsames Studium auf die schwere und undankbare Wanderer-Phantasie verwenden will, welche schon ihre Länge zum Vorspielen im Dilettantenkreis untauglich macht?

Noch haben wir Robert Schumann's nicht Erwähnung gethan; fürwahr, sein Schicksal im grösseren Publicum ist ein beklagenswerthes! Wie viel Dilettanten giebt es denn, welche diesen tiefsten aller musikalischen Denker, diesen Hohenpriester der gottgeborenen Tonkunst, diesen bald wonnig beseligenden, bald in des Schmerzes tiefste Abgründe uns versenkenden Gefühlsmenschen verstehen? Und wie viele von denen, welche ihn zu verstehen glauben, können ihn spielen? —

Jede Künstlernatur trägt ihr ganz individuelles Gepräge: man vergleiche nur das Leben Mendelssohns mit dem des unglücklichen Schumann! Dort nur heiteres Sonnenlicht, hier die düstere Nacht; dort eine Kette glücklicher Erfolge, hier eine Reihe schmerzlichster Enttäuschungen, von dem Unglücksfall, welcher Schumann zum ausübenden Musiker untauglich machte, bis an das tragische Ende seines dornenvollen Lebensweges, an welchem nur eine Blume, die Rose innigst erwiderter Liebe, geblüht hat! — Und ist es nicht, als hätten die Werke der Meister etwas von deren eigenem Geschick geerbt? Mendelssohn ist überall geliebt, beim Künstler und beim schlichten Laien; Schumann dagegen wird selbst von musikalischen Capacitäten, (von

angeblichen wenigstens) nicht gewürdigt, ja, kaum genügend gekannt. Seine Compositionen sind „geschraubt“, „gesucht“, „herbe“, „pedantisch“ und Gott weiss, was noch! O ihr armseligen Kritikaster, ahnet ihr denn überhaupt etwas vom Geiste der Schumann'schen Musik? Hat sich euch denn einmal nur das höchste Erdenglück, das unermesslichste Leid in einer Melodie abgespiegelt? Gebt ihr eurer künstlerischen, ja eurer nur rein menschlichen Empfänglichkeit nicht das schlagendste *testimonium paupertatis* durch eure aburtheilende Kritik einem Componisten gegenüber, der von Beethovens und Wagners Geiste gleich angehaucht, jenen Beiden ebenbürtig zur Seite steht?

Welche herrlichen Perlen der Tonkunst liegen hier unbeachtet vor den Augen des Musikfreundes! Giebt es tiefer empfundene Compositionen, als die *Fis-moll*-Sonate, die symphonischen Etuden, den Carneval, „Paradies und Peri“, die *B-dur*-Symphonie, die Variationen für 2 Klaviere und die Phantasiestücke? Aber doch sind von all diesen Werken dem grösseren Publicum fast allein die „Phantasiestücke“ bekannt, nebenbei wohl auch die Arabesken, das Blumenstück und die Albumblätter, weil sie eben ohne Mühe spielbar sind, und „doch noch Effect machen“, während jene grossen Compositionen „schwülstig und ungeniessbar“ sind! —

Zum Glück gibt es nun Einen Zweig der Tonkunst, welcher keine eigentlich unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten für den Laien darbietet: der Gesang. Und auf diesem Felde scheint denn Schumann jetzt auch durchzudringen; wenigstens sind doch einige seiner Lieder, wie der „Sonnenschein“, die „Widmung“, populär geworden; mancher Dilettant sänge wohl auch gerne die „Frühlingsnacht“, wenn — sie nur nicht gar „so entsetzlich schwer zu begleiten wäre!“ — Verargen kann man dem Ungeübten ja seine Scheu von hohen technischen Anforderungen nicht; aber er sollte es doch wenigstens einmal versuchen, Schumann zu spielen und thäte er es auch mangelhaft, wäre seine Leistung auch nicht reif zum Vorspiel, er würde dennoch einen Gewinn fürs Leben davon tragen, sobald er sich nur Einmal ernstlich in diese erhabene Musik versenkte.

Beim Ueberschauen des Repertoires unserer heutigen Gesell-

schafts-Musik müssen schliesslich noch die sogenannten „Salon-compositionen“ erwähnt werden, deren Kultus in einer bedenklichen Weise zunimmt. Täglich tauchen neue derartige Epigonen der Musik auf, und es genüge, bei der Unmöglichkeit einer vollständigen Aufzählung, an Kullak, Golde, Döhler, Kontski, Löschhorn als an Hauptrepräsentanten dieser Gattung zu erinnern. — Es soll nun das gebührende Verdienst diesen Componisten durchaus nicht geschmälert, das Talent für anmuthende Erfindung und saubere Durchführung ihnen durchaus nicht abgestritten werden. Dennoch aber kann eine zu grosse Verbreitung solcher leichten Waare nicht ohne Nachtheil für die Geschmacksbildung des Publikums geschehen, und wenn wir uns ein Salonstück gleichsam als „Dessert“ nach tieferen Compositionen wohl können gefallen lassen, so bewirkt ein fortgesetztes Spielen oder Hören solcher neueren Werke dennoch eine innere Leerheit, und führt meist zu Oberflächlichkeit und Spielerei mit der Kunst. —

Noch schlimmer ist es mit Potpourris, Opernphantasien und dergleichen Sachen bestellt, man sollte mit dem Vortrag derselben im geselligen Kreise zum mindesten sehr sparsam umgehen, denn im erhöhten Masse noch gilt von ihnen, was über die nachtheiligen Wirkungen der Salonmusik gesagt ist.

Eine Ausnahme müssen wir freilich unter dieser Gattung von Compositionen machen: Liszt hat eine Anzahl höchst schätzenswerther Opernphantasien geschrieben, welche freilich den Meisten zu schwer sind, dem aber, welcher sie zu überwinden vermag, als eine Probe der technischen Leistungsfähigkeit, wie um ihrer selbst willen, ans Herz zu legen sind. Denn Keiner versteht es, wie Liszt, die schönsten Blüthen aus dem Strauss der Melodien zu wählen, keiner besitzt eine feinfühligere Hand für das Uebertragen der Vocalmusik auf das Klavier; in diesem Sinne werden die Don-Juan-, die Rigoletto-Phantasie, die Hochzeitsmarsch-Paraphrase stets einen ehrenvollen Platz in der Klavier-Literatur behaupten.

Nicht weniger bedeutungsvoll als die Auswahl des Ausübenden ist in der geselligen Musik das Verhalten des Zuhörers. Wird die Kunst einmal in Gesellschaft betrieben, so existirt sie ja für den Augenblick nicht nur um ihrer selbst, sondern besonders

um ihrer Wirkungen willen. — Der Eindruck der Musik auf ein Laien-Publicum ist nun fast unberechenbar; denn Individualität und Stimmung entscheiden über denselben fast mehr, als die höhere oder geringere Vollendung des Gebotenen.

Die Aufnahme musikalischer Productionen schwankt in der Gesellschaft zwischen unbegreiflichster Lauheit und zuweilen ebenso befremdlichem Enthusiasmus; nichts wirkt wohl auf den Spieler oder Sänger deprimirender, als Theilnahmlosigkeit und Zerstreutheit; ein Lob verlangt er zunächst nicht, nur um Antheil, um Interesse ist es ihm zu thun; doch nicht einmal die stärkste Geduld hält einer vollkommenen Unempfänglichkeit und Stumpfheit gegenüber Stand. — Ach, und die unmusikalischen Seelen sind so leicht herauszukennen! Selbst die feinste Selbstbeherrschung und Formengewandtheit schützt den Musikfeind nicht vor dem prüfenden Auge des Begabteren; im Schweigen legt sein Minnenspiel, im Kritisiren legen hundert kleine Züge Zeugniss ab von der Mühe, die er zur Verdeckung seiner musikalischen Gehaltlosigkeit aufwenden muss. Noch schlimmer freilich macht es der weniger diplomatisch geschulte, meist der jugendlichere Theil der Laien; stören sie nicht durch insolentes Sprechen jeden Musikvortrag in unerträglicher Weise? Es ist bekannt, welcher Aeusserung sich Beethoven bediente, als er im ähnlichen Falle vom Clavier aufsprang und in deutlichster Weise das Ansinnen, bei derartigem Geschwätz zu spielen, ablehnte. Mag nun einen derartigen Kraftausdruck laut zu äussern, nur eben bei einem Genie verzeihlich sein, so giebt's doch wohl keinen Musikdilettanten, welcher jene Worte dem grossen Meister nicht mehr als einmal im tiefen Innern nachempfunden hätte.

Einige Concessionen freilich sollte die Hausfrau, als gewöhnliche Directrice musikalischer Leistungen *honoris causa*, dem unmusikalischen Theil der Gesellschaft billigerweise machen; die künslerischen Genüsse sollten eine gewisse Zeitdauer, eine halbe Stunde z. B., nicht überschreiten; in diesem kurzen Zeitraum haben aber die Musikfeinde andrerseits eine wahrhafte Pflicht, gute Miene zum „bösen Spiel" zu machen; hört ja auch der Musiker nachher bei der Abendtafel geduldig ihre oft verbrauchten Gesprächsthemata, ihre langathmigen Tischreden mit an!

Es ist bekannt, dass keinem Menschen die Anerkennung seines Verdienstes erfreulicher, ja nothwendiger ist, als dem Künstler; er lebt in einer abstracten Welt in die das tägliche Leben und Treiben nicht hineinreicht; keiner der gewöhnlichen gesellschaftlichen Vorzüge schmückt ihn, er hat keinen Titel, keinen Orden, keine frappirende politische Meinung; da ist es ihm denn Bedürfniss, aus der Welt des Realismus unter ihm zuweilen eine Stimme zu hören, die ihm beweist, wie man ihn doch schätze und liebe, wie man sein „wunderliches, absonderliches Treiben“ gläubig verehre, selbst ohne es ganz zu verstehen. Fehlt dem Künstler diese Gewissheit, die Anerkennung seiner Mitmenschen, so siecht er dahin, wie die Pflanze, der es an Sonnenschein gebricht. —

In ähnlichem, wenn auch geringerem Maasse bedarf der Dilettant des Lobes; schon eine blosse Empfänglichkeit des Nichtcompetenten erfreut ihn, mag sich dieselbe in Beifall oder Unzufriedenheit äussern; und desshalb wird der Musicirende gewöhnlich auch in derjenigen Gesellschaft mit Lust und Liebe, und daher am vollendetsten spielen, wo er der Empfänglichkeit seiner Hörer am sichersten ist.

Bildet in der Aufnahme geselliger Musikvorträge den schroffsten Gegensatz die Trennung zwischen empfänglichen und stumpfen Zuhörern, so ist unter den Empfänglichen wieder die Zuwägung von Lob und Tadel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. — Soeben ist von den segensreichen Wirkungen eines gerechten Lobes gesprochen; doch auch hier, wie überall, schadet das Uebermaass. Wie unzähligemal hört man in Gesellschaften doch einem unbedeutenden Talente die übertriebensten Flatterien sagen! Sei der Grund dazu das Interesse, welches man an dem Wohlwollen des Spielenden hat, sei es reine, des kritischen Urtheils ermangelnde Freude an dem Gebotenen, gleichviel: die nachtheiligen Folgen werden selten ausbleiben, und ein ungemein ernster Sinn gehört dazu, dem berauschenden Weihrauch solcher Lobeserhebungen ein festes „γνωθι σαυτον“ „Kenne dich selbst“ entgegenzusetzen; wird das wahrhafte Talent durch Anerkennung angespornt, so versinkt das nicht stichhaltige gar leicht in selbstgefälliges Ausruhen auf seinen geträumten Lorbeeren.

Das Publicum der Dilettanten ist ein so sehr zusammengewürfeltes und buntes, dass selten Ein Stück allen Hörern gefallen wird;

ein Jeder fast hat seine besondere Geschmacksrichtung; einige echte Musikfreunde wollen nur Classisches hören, zur grössten Langweile der Uebrigen; der Horizont Anderer geht nicht über eine gefällige Salonmusik heraus, und wieder Andere rümpfen über derartige Productionen die kritische Nase. Da ist es denn schwierig genug, sein Programm so einzurichten, dass es alle befriedigt, und man kann im Kreise der weniger genau Bekannten nie voraussagen, ob hier die *sonate pathétique* oder Löschhorn's *belle Amazone* mehr am Platze sein werde.

Allein sollen wir uns denn damit begnügen, den Zuhörern nur zu gefallen? Haben wir nicht ernstere, würdigere Zwecke zu verfolgen? Ganz gewiss. Die Musik soll, auch in der Gesellschaft betrieben, das Publicum nicht nur sinnlich reizen und erfreuen, sondern vor Allem dasselbe heranbilden zu innigerem Verständniss der Kunst.

Der Vorspielende möge seinen Standpunct wählen; ist's ihm nur um Beifall zu thun, so trage er Salonstücke, etwas Chopin und etwa Mendelssohns Frühlingslied vor; vernachlässigt er die Hörer über der Kunst, so mag er Beethoven, Schumann, Wagner spielen. — Das Richtigste aber wird eine Vereinigung beider Richtungen sein; man möge im Auge behalten, dass das gesellige Publicum zunächst unterhalten sein will, und möge ihm dennoch ein tieferes Verständniss, reineres Erfassen der Tongebilde durch progressiven Vortrag bedeutender, nicht ganz leicht verständlicher Compositionen einzuimpfen versuchen. — Sein Programm wird der hierauf bedachte Spieler so einrichten, dass er zunächst von den anerkannt beliebten Pièçen nur die wahrhaft werthvollen, also z. B. Chopin's Walzer und die Mendelssohn'schen Klaviersachen beibehält, daneben aber die seltener gehörten Beethoven'schen Sonaten, Schumann's leichtere Werke und neue Compositionen strengeren Styls aufnimmt, so wie Raff und Kiel sie schreiben. — Werden so die zuerst bitteren, aber heilsamen Kerne in überzuckerter Schaale gereicht, so vermeidet der Spieler beide Extreme; er setzt seine Kunst nicht herab durch unbedingtes Kniebeugen vor dem jeweiligen Geschmack, und er macht den Salon nicht zum Katheder für musikalische Dogmen. — —

Somit haben wir denn die wichtigen practischen Folgen der

geselligen Musik berührt: Genuss und Heranbildung. Beide Begriffe sind in der Kunst, obgleich verschieden, so doch nicht Gegensätze; denn die Kunst hat vor der Wissenschaft den bedeutungsvollen Vortheil, dass sie durch den Genuss selbst bildet; die Katharsis der Griechen, die Läuterung von den Schlacken irdischer Leidenschaft bewirkt nächst der Religion nur noch die Kunst, und sie bewirkt sie gerade im Geniessen der Kunstwerke. Da aber der höchste Zweck jeder Kunst wiederum der reine Genuss ist, so dient auch die künstlerische Erziehung und Heranbildung wieder nur diesem Zwecke; wir sollen durch die Schule der Bildung hindurchgehen zu einem geläuterten bewussten Genusse dessen, was uns früher eine unbewusste und weniger erhebende Freude bereitete.

Dass auch das grössere Publicum dieses ästhetischen Genusses und seiner erhebenden Wirkung theilhaftig werde, das ist der Zweck des Dilettantenthums, der geselligen Musik; und desshalb wollen wir dieselbe schätzen und verehren, trotz aller Mängel, die ihr vom künstlerischen Gesichtspunct aus anhaften; vor Allem aber wollen wir wünschen, dass die Freude an der geselligen Musik niemals abnehme, und dass über der momentanen Freude nicht die Heranbildung zu immer reinerem Genuss vergessen werde. —

Novembertag im Rhonethal

von

Marie Giese.

Die Weinlese am Genfersee ist beendet. Der süsse Most liegt gekeltert in wohlverschlossenen Fässern im Keller und ein Ueberschuss an herrlichen Trauben hängt noch auf Schnüren hinter sonnigen Jalousien auf den Böden, ja selbst über den langen Reihen goldgelber Maiskolben, welche die grauen Wände unter dem Dachvorsprung der alten, waadtländischen Häuser zieren. Es war eine gesegnete Erndte, die der warme Sommer an diesen glücklichen Geländen zeitigte. Pfirsich, Feige und Traube wetteifern an Saft und Duft; die edle Kastanie, der Nussbaum schütten ihren Reichthum in das weiche Grün der Matten, und ein seltener Gast, doch kein Fremdling, mischt sich die braune Olive in ihre Gesellschaft. Ueppig lachen in den Obstpflanzungen von Vevey und Hauteville die goldne Renette und die rothe Calwille auf die blasse, zartgefärbte Zeitlose im Grase hinab, aber sie ist es, die einen Schatten der Wehmuth in das heitere Bild wirft: sie, die Botin des Herbstes, die das nahende, grosse Sterben der Sommerfreuden verkündigte.

Die Tage nehmen ab, die Touristenschwärme sind verstoben; in den gastlichen Pensionen sammeln sich die Fremden, welche Heilung in diesem lieblichen Erdenwinkel suchen oder sich der Reize eines frühlingsmilden Winters erfreuen wollen.

Auf den sonnigen Terrassen oder unter den Trauerweiden am blauen See die warme, feuchte Luft athmen, und dabei sehen wie die Bergspitzen sich in ihren Schneemantel hüllen, und wie die Tannen des Kübli sich unter der weissen Last zu beugen scheinen, ist ein eigener Genuss für die norddeutschen Gäste, aber der Winter könnte sich's gelüsten lassen, einmal bis in diese grünen Thäler hinabzusteigen, und es giebt selbst im nächsten Umkreise so viel Plätze die noch gesehen werden müssen, ehe das Kaminfeuer des Salon's die Freunde zusammenruft, welche sich in der Fremde gefunden haben. Noch einen Wandertag in's Rhonethal! heisst die Losung.

An einem trüben Morgen — einer seltenen Erscheinung in Montreux — standen wir auf der Terrasse von Haute-Rive und sahen zweifelhaft auf den See hinaus, dessen sonst wandelloses Blau heute zum ersten Mal seit Monaten ein dünner Nebel verbarg. Nur am Ufer spielten die Wellen in der bekannten, schönen Farbe, und Monsieur Frossard, unser Wirth und Besitzer des gastfreundlichen Hauses versicherte uns, dass sie sich dieselbe selbst unter dem frostigsten Schneehimmel nicht nehmen liessen. Er rieth uns den Ausflug in's Rhonethal zu wagen, und da wir ihn als einen ebenso scharfen Naturbeobachter wie classisch gebildeten Gelehrten kannten, zögerten wir nicht länger. Wir waren eine kleine, gleichgesinnte und von unverwüstlicher Wanderlust beseelte Gesellschaft. Aus Furcht bei den kürzeren Tagen

nicht ausreichende Zeit für unsern Reiseplan zu haben, benutzten wir aber heute die Eisenbahn, um über die vielbekannte Strecke von Montreux—Villeneuve bis Aigle zu fliegen. Dort wollten wir in die Berge steigen.

Von grauweissen Wolken umlagert, blickte die Felswand an der wir dahinsausten, wo sie konnte, grämlich auf uns nieder; feuchte welke Blätter rieselten von dem Plateau über Chillon herab, wo wir im Frühling den blauen Genzian suchten und fanden. Kalt und mürrisch tauchte das wellenumrauschte Schloss aus dem See auf, die alte Brutstätte so vieler Leiden und Verbrechen. Ausgestorben schienen Villeneuve's einförmige Strassen, öde das Ufer wie die braune baumlose Fläche, die es im Rücken von den mauerartigsteilen Felsabhängen trennt. In Aigle machten wir Halt, so wenig einladend es aussah. Was nützt es dem Städtchen, dass seine Häuser aus schwarzem Marmor gebaut sind, den die grossen Brüche von Triphon liefern? Sie sind unfreundlich und plump, und stehen in engen Strassen langweilig beisammen; dunkel wölbt sich der schmale Thürbogen des kalten Flurs. Die Fenster unregelmässig und klein, blinzeln wie blind in den grauen Morgen hinein. Ein schwerbeladener Frachtwagen holpert über das gefährliche Pflaster; er und zwei Gamins, die mit Schiefertafeln unter dem Arm zur Schule schlendern, dazu ein Wasserträger in zerlumpter Blouse, sind die Staffage der Hauptstadt der alten Aquila. Bunter war es hier wohl und lebendiger in den Morgenstunden, wo die römische Cavallerie sich zum Ausfall in's Wallis gegen die Sarazenen zusammenschaarte. Der Thurm, gleichfalls aus schwarzem Marmorstein erbaut, ist der einzige Zeuge aus jenen wilden, verschollenen Zeiten.

Die wenigen Pensionshäuser unterscheiden sich durch

nüchternen Stil und flache Lage zu ihrem Nachtheil von denen am Genfersee. Wie in Villeneuve auch hier keine Spur von Herbstgästen; kein blauer Schleier und buntgewürfelter Plaid tauchen in der Farblosigkeit der Strasse und des engen Marktplatzes auf. Selbst der am Römerthurm vorbeiführende Weg ist vereinsamt, obgleich er in die grünen, idyllischen Ormonts führt, die sich hier von dem Mutterthal abzweigen.

Wir gingen an dem einsamen Bau vorüber und richteten die Blicke über einen flachen, feuchten Wiesengrund .nach einem Bergplateau, das ein Pavillon krönt, der heute einem in Wolken stehenden Regenschirm glich. Es ist das „Signal“, ein berühmter, leicht zu erklimmender Aussichtspunkt. In einer starken halben Stunde erreicht man ihn. Im tiefen Baumschatten führt ein Fusssteig steil aber sicher hinauf. Heute kam selbst ein geübter Fuss in Gefahr zu gleiten, denn das gefallene Laub, das die neblige Atmosphäre wie mit einem Todtengeruch füllte, lag mehrere Zoll tief am Boden. Auf dem Plateau standen Bäume und urwaldähnliches Unterholz im wolkenartigen Nebel, nur der südliche Rand mit dem Pavillon hatte eine lichtere Stelle.

„Auf der Terrasse von Haute-Rive war es besser,“ bemerkte ein Mitglied unsrer Gesellschaft, das am Morgen einigen Widerspruch gegen die Wanderung erhoben hatte, „ich bin überzeugt, dass dort die Sonne scheint.“

„Wenn uns für heute noch Glück aufgespart ist, muss es von dort herkommen,“ setzte ein andrer Missvergnügter hinzu. „Gefällt es der Sonne nicht in einer halben Stunde zu erscheinen, so kehre ich um. Man reist doch nicht von der Ostsee nach der Grenze Italiens, um wie das Maulthier im Nebel seinen Weg zu suchen, und sich das kalte Fieber

zu holen!“ Und er richtete einen sehnsüchtigen Blick gen Westen, wo der See liegen musste.

Niedergeschlagen sahen auch wir Uebrigen in das unendliche Grau und harrten auf einen Luftzug, einen Sonnenstrahl, der nicht kommen wollte.

„Allons!“ rief endlich einer der Missvergnügtesten, *„j'en ai assez! allons!“*

„Noch fünf Minuten!“ wandte ein Anderer ein, „seht ihr nicht, dass sie kommt?“

„Wer?“

„Die Sonne! und hört ihr nicht den Wind?“ — Ein leises Gewinsel hob die Todtenstille; es schien aus den Luftregionen über unsern Köpfen zu kommen. Vor unsern Augen, in der Richtung des Deut du midi bildeten sich dunklere Flecken in dem Nebelmeer; es kam eine schwache Bewegung in die Massen. Nach einigen Minuten traten die Contouren eines Berggipfels hervor, wir erkannten den grössten der Deuts d'Oches. Auch zu unsern Füssen, tief unten im Thal begann sich's zu regen und zu wogen, doch ein blitzartiger Schein zog unsere Blicke wieder in die Höhe, nach dem gegenüberliegenden Gebirge. In dem Nebelgeschiebe war eine Lücke entstanden. Ein Kranz durchsichtiger, flockiger Wolken umringte die beiden Zackenkämme der Deuts d'Oches; goldflammend setzten sich die Gipfel auf dem blauen Himmelsgrunde ab. Ein violetter Dunststrom umwogte ihre Flanken und zog, durch zartgraue, drängende Wolkengebilde unbeirrt, den Firnterrassen des Deut du Midi zu. Allmälig enthüllte sich die Riesengestalt des Letzteren. Starrer, wilder als die symmetrisch schöne Front, die wir so lange von Montreux aus bewundert hatten, war die Profilansicht. Ein kolossaler Eckpfeiler des Alpenbaues von Savoyen, scheint

er unergründlich tief in den grünen Sumpfwiesen des Rhoneufers zu wurzeln. Kein Hochthal zeigt sich auf seinem Gebiet. Gigantisch baut sich hinter ihm Kuppe an Kuppe auf, schieben sich Zacke, Kamm und Kegel ineinander. Umsonst sucht das Auge nach einer Spur von Leben in der weissen Felsenwüste. Wo ist der Vogel, der in jenen Klüften nisten möchte, wo die Gemse, die es wagte die Kühnheit ihres zierlichen Fusses auf jenen schwindelnden Höhen zu erproben? Nur die bleichen Elfen der Mondnacht tanzen dort ihren Reihn, und der Wind spielt ihnen die wilde Harfe, die er zum ersten Male anschlug, als die Riesenleiber dieser Felsen aus dem Schöpfungschaos emporwuchsen, und er wird sie spielen bis zu dem Tage, wo die Grundfesten des Gebirgsstockes erbeben und wanken und seine ganze furchtbare Majestät zerbricht und zurücktaumelt in das alte Dunkel der Urnacht.

Fröstelnd und schauernd kehren wir den Blick von dem kalten Glanz und dem Gewirre der Wolken und des Nebels. Hinter uns auf den Bergketten der Schweiz ruhten die Tannenwälder schon im weissen Schlummerkleide des Winters, und der traurige bleifarbene Himmel hatte sich tief auf sie niedergesenkt, als wollte er ihnen das Athmen noch mehr erschweren. Kein Sonnenblick leuchtete in jene trübe Traumregion. Es war nicht der Friede des Weihnachtsmärchens, das dort seinen lieblichen Faden spann, es war Erstarrung und Tod. — Im Thal, das die beiden, in ihrer ganzen Physiognomie so verschiedenen Gebirgsreihen trennt, war es jetzt hell geworden. In mattem Sonnenschein lag der Hügel von Triphon mitten auf der Thalsohle, grün und mit einzelnen Büschen bedeckt wie diese. Seine Thurmruine legte neues Zeugniss von dem Zwangsjoche ab, dem die Urbewohner

des „Vallis“, wie die Alten es schlechthin nannten, sich Jahrhundert um Jahrhundert unterwerfen mussten, um in stets erneuter Empörung dagegen den zähen, angestammten Muth ihres Charakters zu stählen, bis sie es endlich zerrissen.

Die Bildung des Hügels beweist, dass er eine Insel war, als die Fluthen des See die Thalmulde noch füllten.

Langsam klärte sich auch die Luft über den sumpfigen Wiesen der Rhone; wie ein unreines gelblich weisses Band zog sie ihren Weg zwischen dem stumpfen Grün nach dem nebelverschleierten fernen See hinab. Im Osten, wo die beiden Gebirgszweige so nahe aneinanderrücken, dass sie sich zu streifen scheinen, war die ganze Atmosphäre wie von dunkelgrauen und braunen Rauchstreifen durchzogen; das *pain de sucre* schloss die Aussicht.

Die Vorberge, auf denen wir standen, waren wie das Plateau, mit dem üppigsten Laubholz bedeckt. Ein breiter, fester Pfad zog sich vom Pavillon aus in das Dunkel. Wir schlugen ihn ein, ohne genau zu wissen, wohin er führte. Bald mischten sich Kastanien und Nussbäume unter die Steineichen und Buchen und der Pfad senkte sich mit einer Wendung nach rechts zum Thal hinab. Er mündete in einen breiten Fuhrweg, der sich bequem am Abhange hinzog und nach einem Städtchen oder Dorfe führte, das sich auf den Matten zwischen den halbentlaubten Zweigen seiner Nussbäume träumerisch sonnte. Zwei oder drei rothe Dächer blickten heiter über die grauen hinweg, welche aussahen, als hätten sie noch nicht Lust, sich aus dem Morgenschlaf zu ermuntern. Eine Viertelstunde oder etwas weiter entfernt lag auf derselben Halde das Städtchen Yvorn. Seine berühmten Weingelände waren jetzt kahl; auf dem bräunlichrothem Boden schimmerte es von tausend weissen Herbstfäden.

Der Abhang, an dem unser Weg hinlief, war, wie die Thalmatten zur Rechten, mit herrlichen, einzeln stehenden Kastanien- und Nussbäumen bedeckt. Hier, wie überall im Thal, bilden sie den Stolz des Wallisers. Zwischen ihren Wurzeln an den Felsen zur Linken blickten, wo nur Raum war, schwarze und weisse Marmorbrocken hervor, überwuchert von einem Netze feiner, federartiger Farrnkräuter. Herbstliche Blumen klammerten hier und dort in den Ritzen des Gesteins, und dies alles übergoss ein blasses, kühles Sonnenlicht. —

Am Eingang des sillen Dorfes winkte ein einfaches, weisses Haus mit grünen Fensterläden. Es trug den unverkennbaren Stempel einer Pension dritten Ranges. Von einer Dienerin, die mit einer Wasserkaraffe aus der Thür kam und nach dem Brunnen ging, erfuhren wir, dass nur Gäste, die mindestens einen Tag und eine Nacht bleiben wollten, Einlass in dem Hause fänden. Die enge, schmutzige Strasse und dürftige, zerstreut liegende Häuser zerstörten den freundlichen Eindruck, welchen das Dorf von ferne auf uns gemacht hatte. An der Thür eines elenden, stallartigen Gebäudes standen zwar die Worte „*Vin et Bière*“, auch stand eine Persönlichkeit, die wir für den Wirth hielten, auf der Schwelle, allein sein phlegmatisches, gleichgültiges Gesicht und seine verschimmelten, niedergetretenen Lederschuhe waren nicht das Mittel, uns zur Einkehr zu locken. Vor einem niedrigen, steinernen Häuschen, das der Strasse den Rücken zugekehrt hatte, sassen auf einem breiten Stein zwei halbbekleidete Knaben von etwa zwölf und vierzehn Jahren. Der eine hatte die Augen halb geschlossen und die Hände müssig über den Knieen gekreuzt, der andere schnitzelte an einem Stückchen Holz. Wir fragten sie nach einem Wirthshaus und sie bezeichneten

uns ein graues, alterthümliches Haus, das mit dem Giebel nach der Strasse lag und dessen Fenster man vielleicht an der Hinterfront suchen musste, oder im andern Giebel, wenn es einen solchen besass. Ein Blick, den wir in die Dämmerung des ungefegten Flurs warfen, bewog uns schleunig Kehrt zu machen, noch ehe wir nach etwas Geniessbarem gefragt datten. Ein halbes Dutzend Hühner pickten auf dem Pflaster des besagten Flurs, und etwa ebensoviel magere Enten forderten mit unverschämten Geschnatter ihr Mittagsbrod. Einige von ihnen hatten sich schon bis auf die Schwelle eines niedrigen, verräucherten, offenstehenden Zimmers gewagt, in dessen Mitte ein Schenktisch stand, der nichts darbot als leere Flaschen und Theepfützen, in denen Brodrinden und Semmelreste schwammen. In dem bestimmten Gefühl, dass Ollon — so hiess das unwirthliche Nest — weder der Ort sei um unsern etwas herabgestimmten Lebensgeistern neue Schwungkraft zu geben, noch unsere materiellen Bedürfnisse in auch nur annähernd passender Weise zu befriedigen, entschieden wir uns durch Abstimmung für einen Marsch nach der Bahnstation Triphon. Dem Gerücht nach sollte das dortige *restaurant* Erfrischungen für bescheidene Touristen bereit halten, während uns über das ebenso weit entfernte Yvorne nichts Aehnliches zu Ohren gekommen war.

An der Stelle, wo ein Fusssteig sich von dem Fahrweg nach dem Hügel mit dem Römerthurm abzweigt, begegnete uns ein alter, ärmlich gekleideter Landmann, der die Mütze lüftete und uns auf französisch zurief, dass wir den Pfad einschlagen müssten, wenn wir die Alterthümer zu sehen wünschten. Wir dankten ihm für seine Aufmerksamkeit und entgegneten, dass unser nächstes Ziel die Bahnstation Triphon sei. Er versicherte uns, dass der Weg nicht der Mühe lohne,

es sei dort nicht die kleinste Sehenswürdigkeit. — „Der Hunger treibt uns nach jenem Ort, da man in Ollon kein Tischchen für uns gedeckt habe," bemerkte einer von uns. *„Je le crois bien; il y a rarement des étrangers chez nous"*, erwiderte er. *„Il est bien triste d'avoir faim"*, fügte er leise und mit dem Kopfe nickend wie zu sich selber hinzu. Es lag etwas Kummervolles, Abgehärmtes in dem Gesicht des Greises. Seine schäbige Manchesterjacke, die Beinkleider von grauen Drillich und plumpe Holzschuhe, zeugten von Armuth, doch hatte er nicht die Manieren eines Bettlers, im Gegentheil lag eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit in seiner Haltung und seinem Ton.

„Ihr sprecht in Bezug auf den Hunger hoffentlich keine persönliche Erfahrung aus?" fragte ich und blieb ein Wenig mit ihm hinter den Andern zurück, da ihm das Gehen augenscheinlich schwer fiel. — *„On ne mange pas beaucoup, si l'on a soixant-dix ans,"* erwiderte er ausweichend. — „Die Weinberge der Gegend sind berühmt; ernähren sie die Dörfer und Städte nicht?" — *„Une vigne nourrit son possesseur, mais il y a plus d'habitants que de vignes à Ollon. Quand on m'a chassé de la mienne, je me suis réfugié au saule."* Er deutete auf ein Bündel Weidengerten, das er unter dem Arm trug. Er erzählte, dass er vor fünfzehn Jahren durch einen Prozess ungerechter Weise um seinen kleinen Weinberg gekommen sei, und sich seither mit Korbflechten ernähre. Sein Weib und sechs Kinder hatte er begraben; das letzte derselben vor achtzehn Monaten, eine Tochter von zwei und zwanzig Jahren. Sie diente als Kammermädchen bei einer reichen englischen Familie in Lausanne. Acht Tage nachdem sie ihrem alten Vater ihre ersten Ersparnisse — einen Napoleon zum Geburtsfest geschickt hatte, traf ihn die Nachricht,

dass sie an einem hitzigen Fieber gestorben sei. „*Oh, c' était une femme exceptionelle, une âme grande, ma pauvre cadette,*“ sagte er mit zitternder Stimme. „*Elle était trop bonne pour la terre: Dieu l'a voulu!*“ setzte er nach einer Weile gefasst hinzu. Auf meine Frage, ob er nun ganz allein in der Welt stände, erwiderte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel, dass Gott ihn nicht so hart geprüft habe. *Le curé* sei sein treuer Freund, und bei ihm fände er jeden Sonntagabend sein Tischchen gedeckt und plaudere mit *monsieur politic et réligion. Monsieur le curé* sei ein Freund der Armen, *un homme digne et savant,* und habe seine Studien in Deutschland gemacht. Das ganze Dorf verehre ihn. „*Dieu le benisse!*“ — Der arme Korbmacher erwies sich als ein Kenner der ganzen Geschichte des Wallis, auch erzählte er uns die Sagen von den Diablerets und den ungeheuren Schätzen, welche die Gallier in dieser Gegend in die Rhone versenkt haben.

„Man könnte Deutschland von der Ostsee bis an die Alpen nach einem Korbmacher durchsuchen, der im Stande wäre, die Dinge, welche dieser hier erzählt, auch nur zu verstehen,“ bemerkte halblaut einer unserer Gefährten, der mit uns zurückgeblieben war.

Wir hatten unsere Schritte dem Alten zu Liebe soweit gemässigt, dass die übrigen uns aus den Augen entschwunden waren. Er bemerkte es, und bat uns, wir möchten seinetwegen nicht säumen. Zugleich verdoppelte er seine Anstrengungen und lächelte befriedigt vor sich hin, als sie glückten. „*La joie me donne la force de marcher comme un garçon de dix-huit ans!*“ sprach er heiter. „*Il y a quelqu'un à la gare de Triphon qui m'attends. C'est un rendez-vous!*“ — Wir baten ihn, uns zu sagen, wer es sei. „*Monsieur le*

curé vielleicht?“ — *„Non, c'est une petite demoiselle, qui est descendue aujourd'hui de sa pension dans la montagne. Je vais la mener à Ollon.“* Es machte ihm augenscheinliches Vergnügen, uns staunen zu sehen, und nachdem er uns eine Weile hatte hin und her rathen lassen, wer die junge Dame sei, erfuhren wir, dass es sich um nichts Geringeres als eine Ziege handle, die heute mit der Heerde eines Sennen aus der Sommerfrische im Gebirge zurückkehre und ihm angehöre, *la plus jolie bête du monde, vraiment une bête aimable.* Im Frühling hatte er sie als *une creature chetive* gegen ein halbes Dutzend Körbe von einem Weinbergbesitzer eingetauscht, einige Wochen lang gehegt und gepflegt und bei einem Sennen aus *Chézière sur Ollon* in Pension gegeben. Ein Nachbar, der im Sommer in die Berge ging, um sich nach seinen drei Zicklein umzusehen, hatte ihm die glückliche Nachricht gebracht, dass das verkümmerte Thierchen sich in eine gesunde, übermüthige Ziegenschönheit verwandelt habe. Der Bauer, in dessen Haus der arme Korbmacher gegen eine jährliche Miethe von 20 Franken eine Kammer mit Kamineinrichtung inne hatte, war freundlich genug gewesen, dem bête aimable eine Ecke seines Stalles zum Aufenthalte zu bewilligen. Es wiederholten sich bei dem Alten alle die Träume der bekannten deutschen Milchfrau, und wir wünschten ihm aus aufrichtigem Herzen die Erfüllung derselben. Die Pension für das Thierchen betrug zwei Franken! Er trug sie in einem winzigen, blauwollnen Beutelchen bei sich und zeigte uns die beiden blanken Geldstücke mit grosser Befriedigung. Wir schenkten ihm zwei dazu, mit der Bitte, sie zum Besten des *bête aimable* anzuwenden. Die Blicke des Greises leuchteten, als er uns mit gerührten Worten *„infiniment“* dafür dankte. Wie sehr sich auch *Monsieur le*

curé über sein Glück freuen würde, da er ein *tendre* für die Deutschen habe, und sie unter allen fremden Nationen am höchsten schätze! sagte er.

Auf der Station angelangt, die kahl und unfreundlich mitten in dem sumpfigen Wiesenplan liegt, nahmen wir Abschied von unserm Begleiter. Die Wirthin des *restaurant,* eine schwerfällige, beleibte Persönlichkeit, unterhandelte mit unsern Fouriren, die ihre Aufregung schon von weitem durch heftige Gesticulationen und lautes, ärgerliches Lachen verriethen, und uns zuriefen, dass *madame* ausser sechs Eiern, Butter und Wein nichts Essbares im Hause habe. In zwei oder drei Stunden käme ihr Mann mit Brod aus Bex zurück; es wäre auch nicht unmöglich, dass es noch länger dauere. Mitten in diesen hoffnungslosen Auseinandersetzungen schob der hungrigste und stämmigste unserer Genossenschaft die gewichtige Dame in den Hintergrund des Flurs und schoss an uns vorüber auf die Landstrasse, welche nach der, nur gegen hundert Schritt entfernten Rhonebrücke führte. Eine junge Bäuerin, mit einem schweren Korb am Arm, blieb bei seinem Anblick verwundert stehen. Er vertrat ihr ohne Weiteres den Weg und deutete auf den Korb, indem er ihr in seiner Muttersprache mittheilte, dass es sich hier um Errettung von sechs Menschenleben handele.

„*Plait-il?*“ fragte sie lächelnd.

„*Nous nous mourrons de faim! je suis sûre qu' il y a du pain dans votre corbeille; — de grace, donnez nous en!*“

„*Du pain?*“ riefen die fünf übrigen Stimmen mit Begeisterung.

„*Parfaitement!*“ erwiderte sie mit echt waadtländischer Höflichkeit und hob den Deckel ihres Korbes in die Höhe, um unsre Augen durch den Anblick mehrerer gelb-brauner

Brote zugleich zu reizen und zu erquicken. Ohne Zögern überliess sie uns mit dem Wunsche, *„bon appetit!“* eins derselben, und wies den Ueberschuss eines halben Franks bescheiden zurück. Wir wünschten der hübschen Waadtländerin alles Gute und Schöne, nahmen auf der kahlen, wackligen, hölzernen Veranda der Schenke unsern Imbiss ein, und stärkten unsre abgespannten Kräfte an dem reichlichen Labetrank des dunkelgelben, funkelnden Weins von Yvorn, welchen die vierschrötige, schläfrige Wirthin uns gegen das Doppelte des üblichen Preises vorsetzte.

Das Endziel unserer Wandererschaft war Bouveret; von dort wollten wir in einem gemietheten Boot nach Montreux zurückkehren. Die bleiche Novembersonne war schon hinter den Bergkolossen Savoyens verschwunden, als wir unsern Weg fortsetzten. Aus dem Wiesenthal stiegen leichte Dünste auf und umzogen den Hügel von Triphon. Im Hintergrunde stand wie ein ungeheurer Obelisk, scharf gezeichnet zwischen den übrigen, verschwimmenden Berggestalten das *pain de sucre*. Ollon und Yvorne waren nur mehr graue Punkte, umgeben von den gelben Arabesken der herbstlich gefärbten Kastanienzweige. In dem breiten Gürtel der Sumpfweiden die an den Ufern wuchern, seufzte der Abendwind schwermüthig zu dem Rauschen der trüben Rhone und „die Natur, Herbstnebel spinnend, schien am Rocken eingeschlafen,“ wie im November in unserer deutschen, kühlen Heimath. In der Nähe des Zollhauses zog ein meckernder Ton unsre Blicke nach einem Schuppen, der unter Bäumen auf der feuchten Wiese stand. Wen sahen unsre Augen dort, wenn nicht unsern alten Freund, den Korbmacher von Ollon, die Ziege am Seil neben sich! Er zog die Mütze und deutete mit der Hand auf das *bête aimable*. Als verstände es ihn, meckerte das Thier hell und

lustig zu uns herüber, während der Greis mit unverkennbarem Gemisch aus Stolz und Freude nickte. Der brave, alte Mann hatte sicherlich auf uns gewartet, um uns durch Vorstellung der jungen *demoiselle* seinen Dank zu bezeugen. Grüssend und ihm ein Lebewohl zurufend, zogen wir vorüber, denn die Zeit drängte.

Es währte nicht lange, so glänzte uns der See stahlblau entgegen; weicher und gelinder umfächelte uns die Luft des Waadtlandes. Es lag etwas Erquickendes, sanft Erwärmendes in ihr. —

Bouveret ist ein kleines ärmliches Nest; hier endet die Bahnlinie von St. Maurice. Unter einer trüben, doch nicht verdriesslichen Atmosphäre dehnt sich der meerartige Seespiegel vor uns aus. Die jenseitigen Höhen umziehen wie ein sanfter brauner Rahmen die stahlblaue, flimmernde Fluth; Chillon, Vetaur und Montreux mit seiner langen Kette von nachbarlichen Ortschaften ruhen im violetten Abendduft; Vevey's Paläste verschwimmen unter tief herabgelagerten Wolken mit den Fluthen. Der Hafenplatz von Ouchy scheint sich vom Ufer gelöst zu haben, soweit entfernt steigen die dunkeln Terrassen von Lausanne hinter ihm auf. Die rothen, feurigen Punkte, die an ihnen zittern, können zerrissene Abendwolken sein oder glühende Fensterscheiben, doch weiss man nicht, woher diese Reflexe kommen, denn alles andere trägt schon die Farbe des kühlen Herbstabends. Im Westen über der dunkeln Küste schwebt die Schneehaube der Dole wie eine weisse Flocke. Der Fuss der Jurakette ist ein Nebelchaos. Und aus den Schatten des sonst so farbenreichen Rundbildes hebt es sich und beginnt zu leben und zu weben. Da tauchen sie auf die Gestalten der verschollenen Wanderer, die einst an diesen Gestaden rasteten und

sie durch ihre Gegenwart weihten! Welch eine Reihe von Dichtern, von Märtyrern und Helden zieht in dem geheimnissvollen Dämmerlicht des Herbstabends an unserm Auge vorüber! Aus den Wellen murmelt es Namen wie: Byron — Milton — Rousseau — Alfret de Musset — Lamartine und Matthisson. Dichter und Dichtung werden lebendig: Manfred, Corinna, Childe Harold, Chillon's Gefangener, schlingen eine geisterhafte Kette um den See, die Freistatt der Geächteten, die Zuflucht Verfolgter, das Paradies glücklicher Schwärmer. Tief im Westen, wo das Gewölk sich zu drohenden Wetterwolken verdichtet, starrt es hervor wie die Züge eines Calvin oder Zwingli, dazwischen zwinkert das cynische Auge des Philosophen von Frankreich. *„Mon coeur est ici, mon esprit est partout“,* steht auf dem Stein, unter dem sein Herz modert. Selbstgerecht und eitel im Leben wie im Tode drängt sich sein Bild zwischen die reineren, milderen Schatten der Dichter, die an diesen Ufern geträumt und gesungen haben. Wir denken ihnen nach und blicken hinüber nach den Stätten, wo wir wissen, dass sie einst wandelten, bis ein plötzliches Flimmern auf der weiten Wasserfläche uns aufweckt. Da stehen wir vor einem der plötzlichen Naturschauspiele, welche der Süden so oft zum Entzücken für den nordischen Wandrer bereit hält. Aus einer Schlucht der Savoyerfelsen fliesst ein Strom glühenden Lichtes in schräger Linie über den leise wallenden See bis zu der fernen Küste von Vevey. Wie auf einen Zauberschlag steigt die malerische Stadt aus dem Fluthenreich; die Berge, an die es sich lehnt, seine hohen Thürme, die Masten seiner Boote, die Paläste am Quai, alles erscheint in einer Glorie von gelbem Feuer. Goldumränderte Wolken lösen sich von den grauen Dunstmassen über den Bergen und steigen langsam aufwärts. Ein

breiter Regenbogen spannt sich nach Montreux hin über dem See aus und taucht gleichsam in die Fluth nieder. Durch seinen duftgewobenen Farbenstreif sehen wir wie durch einen Schleier ein Boot mit weissem lateinischen Segel und den Schiffer, die Ruder in Händen. Nur wenig Minuten steht es wie ein Märchen vor unsern Augen, dann versinkt es zögernd in das eintönige Grau des Abends.

Unser Boot lag wartend am Landungsplatz von Bouveret, die Ruderer trieben zur Eile. Wir stiegen ein und die kühle Fahrt ging hinüber nach Montreux.

In unserer Erinnerung gleicht dieser Herbsttag nach der Glanzzeit des Sommers am Leman, einem sonst glücklichen und vielbewunderten Gesicht, das sich uns plötzlich, nach kurzem Schwanken zwischen Lachen und Weinen in dem Schleier der Schwermuth und Trauer zeigte.

Das classische Drama Spaniens

von

Otto Leixner-Grünberg.

Die äusseren Ereignisse im Völkerleben haben alle etwas Schablonenhaftes; bei allen finden sich, mehr oder weniger bestimmt ausgesprochen Perioden des Aufblühens, ein Höhepunkt und ein Herabsinken; bei allen finden sich Siege und Niederlagen, staatliche Ordnung, Anarchie und blutige Katastrophen, bei fast allen feiert der Despotismus im Namen der Fürsten und, was gefährlicher ist, im Namen der Freiheit, irgend einmal seine Orgien. Diese Uebereinstimmung ist begreiflich, denn alle Völker ruhen auf der gemeinschaftlichen Basis der Menschennatur, welche allüberall dieselben Leidenschaften und Mängel zeigt.

Was die Nationen unterscheidet, sind jene Anschauungen, die sich als die Endresultate des Entwicklungsganges der Völker darstellen: Kriege finden wir überall, aber die Motive sind verschieden, und diese inneren Gründe bestimmen auch den Werth derselben als nothwendiges Uebel zur Weiterentfaltung nationaler Grösse.

Jedes Volk hat nun eine Anzahl solcher innerer Motive, welche das ganze geistige Leben durchdringen und welche sich in vollendetster Weise in den Producten der Philosophie und der Kunst aussprechen; die Wissenschaft hatte von jeher ein kosmopolitischeres Gepräge, auch wenn sie zu einer bestimmten Periode nur einem

Volke angehörte. Eine mathematische Formel kennt keine andre Heimath, als die Welt; sie kann nie eine nationale Färbung bekommen, weil sie eben unumstössliche Wahrheit ist, und eine solche bleibt sich überall gleich.

Anders verhält es sich mit den philosophischen Systemen, welche schon ein weitmehr nationales Gepräge haben, anders vornehmlich mit der Kunst, welche selbst in ihren vollendetsten Producten den Stempel des Volkes und der Zeit, denen sie entstammt, nicht verliert und nicht verlieren kann.

Daher sind es zunächst die Erzeugnisse der Kunst, welche die Völker von einander scheiden und zwar in so bestimmter Weise, dass kein bedeutenderes Werk anderswo und anderswann entstehen könnte, als es eben entsteht; beweisen lässt sich diese Thatsache selbstverständlich nicht nur im Drama, sondern ebenso in der Lyrik, ebenso in der Musik, der Malerei und Plastik; unsere Aufgabe ist es nur, den Geist der Zeit und des Volkes in der dramatischen Classik Spaniens nachzuweisen.

Die Maurenkriege sind es, in welchen sich der nationale Geist entfaltet und seinen Trägern für Jahrhunderte den Stempel aufdrückt. Der Kampf gegen die Mauren hatte eine unendliche Bedeutung für die ganze historische Entwicklung des Landes nach allen Richtungen des nationalen Lebens. Der Spanier stritt für das Vaterland, daher entstand ein stolzes Festhalten an die Eigenthümlichkeiten der Heimath; in diesen Kämpfen war eine starke Centralgewalt nothwendig, daher das Steigen der Königsmacht, die 1474 in einer Hand vereint wird, sich bis zum starren Absolutismus entwickelt und den Strahlenkranz der göttlichen Einsetzung um die Stirne flicht. Zu diesen Folgen gesellte sich eine dritte, die für Spanien Unwissenheit, Pauperismus und geistige Knechtschaft grosszog. Die Kämpfe bis zum Falle Granada's waren nicht allein gegen die fremden Eindringlinge, sie waren noch mehr gegen die Ungläubigen gerichtet. Ein jedes Princip schärft sich im Gegensatz; auch hier hat sich die christliche Religiosität zum katholischen Fanatismus zugespizt; der Glorienschein der Ritterlichkeit, der noch im 12. und 13. Jahrhundert die Maurenkriege umgibt, verblasst und der Hass im Namen der Liebe, wie ihn die Pfaffheit predigte, lässt die letzten Jahrzehnte der Maurenkämpfe

zu einem barbarischen Vernichtungskampf ausarten, der zulezt jene Geissel des freien Gedanken, welche sich Inquisition nennt, grosszieht.

In diesen Bedingungen wurzelt Licht nnd Schatten des spanischen Charakters; kriegerischer Geist, nationaler Stolz, neben sclavischem Gehorsam gegen das Königthum, dem ein lebendiges Ehrgefühl sogar die Selbstachtung und die Menschlichkeit opfert; eine religiöse Unduldsamkeit, welche die Worte des Pater Oradici über die Mauren kennzeichnen: „Je mehr man von ihnen tödtet, desto weniger bleiben übrig.“ Das Volk verzichtete auf jede freie Regung im Innern um so mehr, je weiter sich Spaniens Macht und Glanz nach aussen erweiterte, eine Thatsache, die uns in der Geschichte so oft begegnet.

Was ich in Kürze als Kennzeichen des spanischen Nationalcharacters angab, ist auch das treibende Motiv des classischen Dramas; Liebe, Ehre, Royalität und Glaube sind dessen Angelpunkte.

Wir wollen die Blüthezeit desselben zu zeichnen versuchen, und beschränken uns auf die bedeutendsten Erscheinungen, auf *Lope de Vega* und *Calderon de la Barca*, in deren unzählbaren Werken sich das ganze Empfinden und Denken des Volkes darstellt. Cervantes nennt Lope bekanntlich „*Monstruo de la naturalezza*“ (Wunder der Natur) und wahrhaftig, wenn man das Leben und Wirken dieses Mannes betrachtet, muss man dem Worte beistimmen; jedenfalls war er ein Meisterstück des schaffenden Geistes, und unbestreitbar viel mehr der Vertreter der guten Seiten des spanischen Characters als Calderon, in dem so viele Literaturhistoriker den Höhepunkt erblicken, was nur von dem Reichthum der Gedanken und der Technik der Kunst gelten kann. Mit fünf Jahren verstand Lope Latein und machte Verse, die er seinen ältern Spielkameraden, da er noch nicht schreiben konnte, dictirte; mit zwölf verfasste er Comödien „von vier Acten und vier Bogen“, wie er sich ausdrückt; als Jüngling von 15 Jahren zog er in den Krieg, studirte, liebte, duellirte er sich für seine Dorothea, heirathete zweimal, nachdem er das ruhelose Herumschweifen satt bekommen, und ging nach dem Tode seiner zweiten Gattin und seines ältern Sohnes in das Kloster des heiligen Franziscus zu Toledo. Sonntag den

20. August 1635 starb er in den Armen seiner Tochter Feliciana, dreiundsiebzig Jahre alt. Er war eine edle, milde Natur, troz seines fanatischen Hasses gegen die Ketzer; er soll selbst einmal die Verbrennung eines Mönches geleitet haben.

Seine Werke sind fast unzählbar; ausser den lyrischen und prosaischen Arbeiten, die fünfzig Bände umfassen, soll er 1800 weltliche und 400 geistliche Comödien geschrieben haben; der grösste Theil blieb ungedruckt oder ging verloren, trozdem besizt man noch 439 theils gedruckt, theils handschriftlich, ausserdem noch 19 *Autos sacramentales* und gegen 30 kleinere Zwischenspiele; alle Dramen sind in Versen geschrieben.

Wir müssen uns bei der Analyse der Werke selbstverständlich auf jene beschränken, die uns als die bezeichnendsten dünken. Die erste Gattung und zwar jene, in welcher sich Lope's Eigenart am herrlichsten entfaltet, ist das historische Drama; aber schon hier findet man jene Züge angedeutet, theilweise schon ausgeführt, welche uns bei Calderon so sehr abstossen.

Eine kurze Analyse dreier Dramen mag genügen, um die Compositionsweise Vega's klar zu machen, die Dramen sind „König Wamba", „Columbus" und „der Brand Roms".

Nach dem Tode des Gothenkönigs Recisund soll eine neue Königswahl stattfinden, welche aber, durch die endlosen Streitigkeiten der Prätendenten zu keinem Resultate führt; man beschliesst, dem Papste das Schiedsrichteramt zu übertragen. — Eine der nächsten Scenen führt uns den Bauer Wamba vor, dem beim Fällen eines Baumes plözlich eine Hand eine goldene Krone aus den Zweigen entgegenstreckt; ein zweites Wunder — ein Kind, das er als Pathe aus der Taufe hält, begrüsst ihn als König — umgib ihn dem Volke gegenüber mit einem geheimnissvollen Zauber. — Dem Papst, bei dem indessen die Gesandten ihre Bitte vorgetragen, erscheint ein Engel, der ihm einen Mann Wamba als Fürsten bezeichnet, man werde ihn daran erkennen, dass er mit einem weissen und einem rothen Stier ackere.

Im zweiten Acte finden die Gesandten, nachdem sie lange gesucht, Wamba beim Ackern und begrüssen ihn als König; er glaubt sich verspottet, doch als ein Haselstock, den er in den Händen hält, plözlich frische Blüthen treibt, unterwirft er sich dem Willen Gottes,

zieht als Beherrscher Spaniens in Toledo ein, und besiegt die Mauren, welche ein Verräther in's Land geführt hat. Indess hat ein Prätendent Ervicio die Prophezeihung erhalten, dass er zum Nachfolger bestimmt sei; der weissagende Maure verkauft ihm zugleich ein Gift, mit dem er Wamba zu tödten sich vornimmt. Im Traume erscheint diesem ein Engel, der ihm sein Geschick voraus verkündet, Wamba verlangt erwachend einen Trunk Wassers, und Ervicio reicht ihm den vergifteten Becher. Der Fürst setzt sterbend seinen Mörder zum König ein.

Moriz Rapp, der bekannte Romanist sagt in seiner kurzen Vorrede zur Uebersetzung dieses Stückes: „Die Ausführung hat für uns etwas Marionettenhaftes, aber sie ist doch mit dramatischem Instinkt angelegt, jedes Motiv in seiner ganzen Energie herausgekehrt.“ Man kann der Behauptung beipflichten; das Wort „marionettenhaft“ gibt die Mängel der psychologischen Entwicklung in schlagender Weise; es sind stets Fäden bemerkbar, welche die Phantasie des Dichters an seine Gestalten befestigt, um sie zu lenken; die Motive sind energisch, aber sie liegen zu häufig ausserhalb der Seele; das stets wiederkehrende Eingreifen jenseitiger Mächte lässt die Hauptgestalten zu keiner reinen Entfaltung des eigenen Wesens kommen. Himmlische Erscheinungen und Wunderzeichen wirken auf den Papst und auf Wamba, wodurch das Agens im Drama, die That aus dem Willen verneint wird. Interessant ist auch die Art der Characteristik, die Lope hier anstrebt; stets laufen neben der Haupthandlung Episoden, welche den Zusammenhang oft zerreissen. Wamba soll als der Gnade, die ihm zu Theil werden soll, würdig gezeigt werden, und da lässt der Dichter nach der Alcaldenwahl (Alcalde = Gemeindevorsteher) zuerst einen Bettler erscheinen, dem Wamba seinen Mantel schenkt, und dann einen Heiligenbilderhändler, dem der neue Alcalde sogleich eine Madonna abkauft, die im Rathszimmer aufgehängt werden soll. Diese stets so ausgeführten Characterzeichen, bedingen eine gewisse Unruhe im ganzen Werk, obwohl sich nicht läugnen lässt, dass sie oft sehr fein erdacht und ausgeführt sind, wie die kleinen Episoden, welche die Naivität Wamba's in humoristischer Weise kennzeichnen (überhaupt tritt zwischen Humor und Ernst keine feindliche Scheidung ein); dann im dritten Acte die Gerichts-

scene, die uns Wamba als gerechten Richter vorführt; selten ist die Characteristik durch wenige Worte so schlagend gegeben, wie in Act. III Sc. VI, wo Atanarich die Hinrichtung des Verräthers Paulus und seiner Genossen verkündet, da sagt er:

„Du hast nicht Grund sie zu bedauern, König!“ Die Antwort lautet einfach: „Es waren Menschen.“

Unbefriedigend, wie bei den meisten Dramen Lope's und Calderon's, ist der Schluss — der Mörder wird König. Lope wiegt die Thaten seines Helden nicht auf der Goldwage poetischer Gerechtigkeit; die ethischen Forderungen werden nicht erfüllt.

Kurz sei hier auf die Eigenheit der spanischen Dramatiker hingewiesen, sich am Schlusse stets mit einigen Worten an das Publicum zu wenden. Im besprochenen Stücke heisst es:

„Und hiemit schliessen wir das Bühnenspiel
vom Leben und dem Tode König Wamba's.“

In ähnlicher Weise lautet die Formel fast immer.

Wir wenden uns an Columbus, der mir von allen Stücken, die ich bis jetzt kenne, mit Ausnahme von „Der Grossfürst von Moskau oder der verfolgte Prinz“ den grössten historischen Zug zu haben scheint.

Nachdem Columbus umsonst sowohl dem portugisischen, als auch dem englischen Hofe die neue Welt, die er im ahnenden Geiste schon entdeckt hatte, angetragen, will er sich an Spanien wenden. Doch da König Fernando mit den Mauren beschäftigt ist, so räth Pinzon, ein Steuermann und Freund des Colon, zu warten, bis die Kämpfe beendet sind. Während sich Columbus am Meeresstrande noch einmal die Gründe seiner Anschauung von dem „neuen Indien“ (der Name „America“ kommt im Stücke nicht vor) klar zu machen sucht und entmuthigt ausruft:

„Doch ach! was quäl ich mich vergebens ab!
Ach ich der Arme! Worauf kann ich fussen?
Mit Flügelschlag erhebt mich meine Rechte,
Doch weh, ein Stein am Fuss' reisst mich zurück! —

— — — — Da erscheint die Phantasie und führt ihn durch die Luft zu einem Thron, auf dem die Vorsehung sizt, neben sich die christliche Religion und den Götzendienst. In dem nun folgenden Gespräch werden die Gründe auseinandergelegt, warum die neue

Welt gefunden werden muss — sie sind echt spanisch — damit der Katholicismus ein neues Gebiet erobere. Aber ebenso lässt Lope den Teufel sagen, dass es nur Goldgier ist, was Fernando antreibt. Die Vorsehung befiehlt der Phantasie, Colon auf ihren Schwingen zum Könige zu tragen. Die Personification der Einbildungskraft ist ein höchst genialer Gedanke. Die nächste Scene zeigt uns den Einzug des siegreichen Fürsten und in seinem Gefolge den lezten König Granada's, dessen Abschiedsworte, es sind nur fünfzehn Zeilen, von herzrührender Wehmuth und edlem Geiste erfüllt sind. Der siegreiche Ferdinand gewährt dem kühnen Seemann die Unterstützung und auch hier begegnet man dem Ausspruch

„..... dass die Abgötterei dem Glauben weiche"

im Munde des Königs.

Der zweite Act führt uns auf ein Schiff; schon ist die Meuterei ausgebrochen; die Aufrührer wollen Colon in's Wasser werfen, doch erbittet er noch eine Frist von drei Tagen.

Die nächste Scene spielt auf einer Insel, wo die eingebornen ein Fest feiern, der Fürst Dulcan will sich mit der geraubten Gattin des besiegten Tapirazú vermählen, da erscheint dieser allein und fordert Dulcan zum Zweikampf, der durch die Ankunft der Spanier unterbrochen wird; Colon und Gefolge, darunter Pater Buil, der ein grosses Kreuz trägt, betreten das Land und richten das Symbol des Christenthums auf. Damit ist eigentlich das echt dramatische erschöpft; was folgt, die Bekehrung der Indianer, der Versuch des Abfalls, den der Teufel durch Aufreizung Dulcan's macht, der aber durch ein Wunder verhindert wird —; die Ankunft und der Triumpf Colon's in Barcelona, das alles sind mehr einzelne Situationen als ein organisches Ganze.

Einen grossen Vorzug hat das Stück, der Held ist dramatisch erfasst und die Entwicklung des Ganzen ist befriedigend. Wie sich das religiöse Element mit dem Stoffe verwebt, das bedarf keiner näheren Andeutung.

Auch im „Columbus" tritt uns Episodisches entgegen; episodisch dadurch, dass es sich nicht einmal wie im „Wamba" auf den Helden bezieht. Dagegen ist ein bedeutender Unterschied in der Art der Verwendung ausserseelischer Kräfte. Was uns im „Wamba" als rein äusserliches Motiv, als Marionettenschnur erscheint, das

ist hier vertieft; die eigene Phantasie erscheint dem Helden; also seine innere Empfindung wird objectivirt. Ausserdem wirken die Erscheinungen nicht so treibend als Ursachen der Thaten; nur der Teufel reizt Dulcan an, aber nicht durch einen blossen Befehl, sondern durch Benützung der Eifersucht desselben.

Bis zur Krisis entwickelt sich das Stück in der lebendigsten Weise; gleich am Beginn wird uns die Sachlage klar gemacht; die Scenen in der Alhambra könnten zwar kürzer behandelt sein, aber gerade, dass sie Lope geschehen und nicht bloss erzählen lässt, ist durch die Wichtigkeit für die Angelegenheit Colon's begründet. So steigert sich das Interesse an dem Stoff bis zur Ankunft in Guanahani; da beginnt das Drama zu zerflattern und erst in der Schlussscene vereinigen sich die Fäden wieder.

„Der Brand Rom's" schildert in einer fast durchweg der Geschichte entsprechenden Weise die Regierung Nero's. Ich erwähne das wenig bekannte Stück nur aus einem Grunde; hier hat es nemlich Lope versucht, die Entwicklung des Schicksals im Menschen selbst zum Ausdruck zu bringen; Nero wird uns nicht als Tyrann, bereits vom Cäsarenwahnsinn ergriffen, vorgeführt, sondern der Character entwickelt sich. Er unterschreibt das erste Todesurtheil noch mit den Worten: „Wollte Gott, dass ich nicht zu schreiben verstünde!" Da wird er von einer Leidenschaft für eine Freigelassene Namens Aëta erfasst, doch hat er noch Kraft genug sich zu beherrschen. Aber der wilde Sinnenhunger ist geweckt, und wird durch zwei Günstlinge noch gemehrt; sie durchschweifen Nachts mit dem verkleideten Cäsar die Strassen Rom's, plündern Schenken und geben sich den gemeinsten Ausschweifungen hin. Mit der Ermordung des Brittanicus ist der Punkt erreicht, wo Nero, vom Allmachtswahnsinn befangen, sich selbst zu vernichten beginnt. Von merkwürdiger Wirkung ist die Scene, wo Feniceo den Tod des Brittanicus berichtet.

Feniceo: Brittanicus ist todt.

Nero: Wie?

Feniceo: Er begehrte zu trinken....

Nero: Nun?

Feniceo: Und trank den Tod.

Nero: Kurze Botschaft! Was sagt meine Mutter?

Fenicio: Sie zittert.

Nero: Und Octavia? (Nero's Gattin.)

Feniceo: Sie weint.

Nero: Feniceo, bis jezt hat Nero geträumt —
Zeit ist es zu erwachen.

Von da geht es der Katastrophe entgegen, Rom wird in Flammen gesteckt; Nero's Feinde beginnen sich zu rühren, er muss fliehen und gibt sich selbst den Tod. Auch hier sieht man einen echt tragischen Ausgang, das verlezte Sittengesez wird gerächt, aber der Fehler liegt darin, dass der Held unserer Mitempfindung nicht nahe genug gebracht ist, die Motive, welche ihn zur Menschheitsgeissel machen, sind nicht stark genug, der ganze Character ist kein plastischer, sondern höchstens *en relief* ausgeführt.

Wenige der Dramen haben einen so gerechten Ausgang wie die zwei leztgenannten: In „Strafe ohne Rache" heirathet der Herzog von Ferrara eine Tochter des Herzogs von Mantua; sein natürlicher Sohn verliebt sich in dieselbe, und da sie ihr Gemahl bald vernachlässigt, so erwiedert sie die Leidenschaft Federigo's. Die Liebe wird immer glühender, und führt zum Verbrechen. Der Herzog schöpft Argwohn, und erhält Gewissheit. Er sperrt seine Gattin in ein Gemach, verstopft ihr den Mund und verhüllt sie; dann befiehlt er dem Sohne, den er rufen liess, die vermummte Gestalt, einen Verräther, niederzustossen; Federigo gehorcht, da eröffnet ihm der Herzog, wen er getödtet und lässt ihn durch die Wachen niederhauen.

Im Drama „Der unheilvolle Zwang" muss der Graf Alarcos auf Befehl des Königs sein eigenes Weib tödten, um die Tochter des Fürsten zu heirathen.

Noch abstossender ist in Bezug auf den ethischen Gehalt das auch in Deutschland, obwohl nicht in directer Anlehnung an Lope, durch Zedlitz's Uebersetzung bekannte Drama „Der Stern von Sevilla". König Sancho liebt die Schwester eines Edelmanns und besticht eine Sclavin, die ihm beistehen soll, in das Schlafgemach Estrella's (im Titel wortspielend = der Stern) einzudringen. Beide werden von Bustos, dem Bruder der Bedrohten, überrascht, der König gibt sich zu erkennen und entkommt, die Sclavin wird getödtet. Sancho sinnt auf Rache, und befiehlt einem Ritter,

Ortiz, denjenigen, dessen Namen er ihm in einem versiegelten Blatte übergeben werde, zu tödten. Nun ist Ortiz der Freund des Bustos, und der Geliebte Estrella's; ein wilder Kampf zwischen Liebe, Freundschaft und Gehorsam entbrennt in seiner Brust, und das leztere, das unnatürlichste Motiv, siegt — er ermordet den Freund. Die Richter verurtheilen ihn troz Sancho's Einsprache, zum Tode, aber der König befreit ihn; Estrella geht in ein Kloster und Ortiz sucht den Tod im Kriege.

Das Stück hat eine Fülle von Vorzügen, eine wundervolle Sprache, lebendige Characteristik, echt südliche Gluth der Empfindung, aber all das vermag uns mit dem Mangel an sittlichem Gehalt nicht zu versöhnen, kann uns nicht vergessen machen, dass drei Menschen Leben oder Lebensglück der unbezähmten Leidenschaft eines Königs opfern müssen.

Die kurzen Analysen der drei ersten, die Inhaltsangabe der leztgenannten Stücke reichen hin, um Lope's historische Dramen zu characterisiren. Wenn man die Frage stellt, worin neben dem Einfluss der spanischen Denkweise, die sittlichen Mängel der Dichtungen ihren Grund haben, so muss die Antwort meiner Meinung nach auf die Individualität Lope's hinweisen.

Er ist ein genialer Dichter, aber ganz abgesehen davon, dass er Spanier war, ein Realist, er gab das Leben, wie er es sah; seine Menschen sind fast durchweg dem Leben entnommen, seine Stoffe ebenso, ohne dass er sie zuerst künstlerisch durchlebt hätte. Das hängt auch mit der Art seiner Dichtweise zusammen — während ein Shakspeare, ein Schiller oder Göthe, den Stoff jahrelang in sich reifen liessen, und desshalb den vollen Inhalt ihres Geistes nur in einer beschränkten Anzahl von Werken darstellten, dichtete Lope wie ein Improvisator; sehr viele seiner Stücke hat er an einem Tage geschrieben; wie war es da möglich den Stoff ethisch und künstlerisch durchzuarbeiten? Darum wiederholen sich gewisse Motive, selbst gewisse Gestalten; bei der Fülle von Phantasie und schöpferischer Kraft sind sie zwar nie dieselben, aber bei dem Mangel des Hineinlebens in sie sind die unterscheidenden Merkmale oft zu äusserlich.

Unter den Lustspielen, den sogenannten „*Comedias de capa y espada*“ = Mantel- und Degenstücken, steht „das Unmöglichste“

in jeder Beziehung an der Spitze. Ist es schon schwer ein spanisches Drama in Kürze wiederzugeben, ohne die meisten Motive und Situationen auszulassen, so ist eine prägnante Wiedergabe der Grundzüge einer spanischen Comödie, ohne den Gang Scene für Scene zu verfolgen, eine Unmöglichkeit. Ich muss mich beschränken den leitenden Gedanken und einige Scenen herauszuheben:

„Es ist unmöglich eine Frau zu bewachen, die sich nicht selbst bewacht.“ Dieses Axiom wird am Hofe der Königin Antonia von Neapel aufgestellt. Ein Cavalier Roberto widerspricht, und die Fürstin gibt insgeheim einem Ritter, Lisardo, den Auftrag, die Liebe der Schwester Roberto's zu gewinnen und jenen trotz aller Wachsamkeit zu überlisten. Lisardo liebt Diana schon und erfüllt den Befehl mit um so grösserer Bereitwilligkeit. Die verschiedenen Versuche, sich bei seiner Donna einzuschleichen, und sie zu gewinnen, bilden nun den Hauptinhalt des Stückes. Die Phantasie der Romanen fand stets ein grosses Vergnügen daran, in Novellen und Lustspielen, Väter, Duenna's und Brüder betrügen zu lassen, ich brauche nur an Boccaccio, an die Erzählungen der Königin von Navarra, und an die Schwänke Lafontaine's zu erinnern. Auch in dem Stücke Lope's sind die Listen und Intriguen geradezu bewunderungswürdig erfunden. Ramon, Lisardo's Diener schleicht sich als Juwelenhändler in Roberto's Pallast und weiss Dianen das Bildniss seines Herrn zuzustecken. Ihr Bruder findet es und schöpft Argwohn; Diana hat indess die Ausflucht angewendet, ihre Zofe hätte das Bild gefunden, und um den Bruder ganz zu beruhigen, lässt sie es in der Strasse unter Versprechung eines grossen Finderlohn's ausrufen. Roberto wird hinter das Licht geführt. — In einer andern Scene kommt Ramon als Diener eines hohen Verwandten zu Roberto und bringt ihm sechs andalusische Pferde — welche die Königin geliefert — und überreicht zugleich an Diana ein Kästchen mit einem Brief Lisardo's. Roberto behält den Schlaukopf in seinem Dienst; dieser benüzt sogleich die Gelegenheit, seinen Herrn einzuschmuggeln der sich als Marmorstatue an den Brunnenrand im Garten stellt. Die nun folgende Scene ist meisterhaft; Diana erklärt in Gegenwart ihres Bruders der Statue Lisardo die Liebe. Der Glückliche bleibt im Hause, ein Zufall verräth ihn und er muss fliehen. Roberto wüthet und will

die Schwester in's Kloster schicken. Diese verabredet durch Ramon's Hilfe die Flucht —, welche ihr Bruder ohne es zu wissen unterstüzt. Als er sich wieder betrogen sieht, da eilt er zur Königin, um Lisardo anzuklagen, der indess Diana zur Fürstin geführt hat; diese wirbt selbst für den standhaften Ritter um Dianen's Hand und der Bruder muss sich mit Lisardo versöhnen.

Wir besitzen eine meisterhafte Uebersetzung des Lustspiels von Ludwig Braunfels.

Was in der späteren Comödie rein typisch wird, das ist hier noch alles neu und wahr. Die Realität der Lebensauffassung, die schon in den Dramen hervortritt, zeigt sich auch hier, die Motive sind genial erdacht, der Gedanke des Stückes in der glücklichsten Weise durchgeführt; der Dialog voll Geist und Schnellkraft, hie und da für unsern Geschmack zu reich an Bildern und Vergleichen; doch auch dann poetisch. Als Lisardo von dem Rand des Brunnens nach Abgang Roberto's herabspringt, sagt er:

Warum Steine reden lassen?
Lass die Seele reden, die dein
Wort beglückt; lass sie dir sagen:
Wer da sprach, aus Trotz nur wolle
Ich dein Herz in Bande schlagen,
Lügt! Mich hält mit ächter Liebe
Deiner Schönheit Macht gefangen.
Du mein Kleinod — nicht ein Kleinod
Nur zur Schau und eitlem Prangen —
Bist die wunderschönste, liebste
Aller irdischen Gestalten,
Bist ein Wunder der Natur,
Die mit zauberischem Walten
Eines Engel's Seele dir in
Den krystallnen Körper bannte.

(Die Uebersetzung mit zwei geringen Aenderungen von Braunfels.)

Wenn auch Einzelnheiten nicht mehr ganz befriedigen, der Reichthum der Erfindung, die heitre Laune und die Fülle von Poesie rechtfertigen die Begeisterung, mit der die meisten Literatoren über das Lustspiel sprechen.

Auf gleicher Stufe stehen „*Perro del hortelano*“ (Der Gärtnerhund), in welcher der Character der Donna Belflor meisterhaft gezeichnet ist und ebenso „Die Wunder der Verachtung“ *(Los milagros del desprecio)*, welche das Vorbild für Moreto's „Donna Diana“ eigentlich „Troz wider Troz“) bilden.

Dass ich nicht auf eine Analyse mehrerer Lustspiele eingehe, hat seinen Grund darin, dass sie sich viel weniger abscheiden, als die Schauspiele; auch sind selbstverständlich nicht alle — soweit ich sie kenne — im Werthe gleich; in einigen, wie „Die Nacht in Toledo“ *(La noche Toledana)* macht der etwas befremdende Stoff*) einen unangenehmen Eindruck; die „Dorothea“ ist auch etwas gewagt, — die Liebschaft eines Ritters mit zwei verheiratheten Frauen; ebenso „Die Blumensträusse von Madrid“, die uns einen ziemlich tiefen Einblick in die Leichtlebigkeit der vornehmen Herren und Damen geben. In all diesen Stücken überwiegt die Situation; da aber Lope auch in mehreren Komödien sich bestimmte psychologische Probleme gestellt zu haben scheint, so unterscheidet man diese von den andern als Characterkomödien. Manche davon überspringen die Grenze der Sittlichkeit in bedenklicher Weise — sie sind eben Copien des Lebens, aber eben desshalb von bedeutendem culturhistorischen Werthe.

Da ich mich beschränken muss, so soll nur eines, „Die Blumen des Don Juan“ *(Las Flores de Don Juan)* eingehender besprochen werden.

Der stoffliche Inhalt ist in Kürze folgender:

Don Alonso ist der älteste Sohn und Majoratsherr der Familie Fox; während er das grosse Erbe in Spiel, Luxus und Liebe vergeudet, überlässt er seinen jüngeren Bruder dem Elend.

Die ersten Scenen characterisiren Alonso und seinen Kreis in gelungener Weise, und führen uns zugleich Juan mit seinem Diener Germán vor. Juan kommt, um sich von seinem Bruder einen Anzug auszubitten, damit er am Johannifeste in anständiger Kleidung erscheinen könne; zugleich erfahren wir, dass Alonso wünsche, der Bruder möge sich nach Flandern zur Armee begeben, wie es damals die meisten der jüngeren Söhne thaten. Während der

---

*) „**Ces dames**“ spielen die Hauptrolle.

Haushofmeister zu Alonso geht, um dem Herrn die Bitte Juan's vorzutragen, beredet Germán seinen Gebieter mit ihm Karten zu spielen, um die Zeit des Wartens abzukürzen; im Spiele versunken bemerken sie die eintretenden Damen nicht, welche zu Alonso wollen; es sind zwei Grisetten, gutmüthig und schnell feuerfangend. Diese kennen Juan, und da sie sein Loos bedauern, so bieten sie ihm ihre Börsen an, die er mit vielem Danke annimmt. Die Donna's entfernen sich, und als die Zurückbleibenden Pläne für den Johannistag schmieden, tritt Alonso mit seinen Freunden ein und schlägt dem Bruder, troz dem Zusprechen und den Vorwürfen derselben, jede Unterstützung ab; seine Freunde dagegen bieten Juan ihre Hilfe an.

Die nächste Scene spielt am Meeresstrand, wo das Fest stattfinden soll; die Gräfin de la Flor, eine reiche Dame, tritt mit ihren Freundinnen ein, und nach einem etwas gedehnten Gespräch mit dem sie begleitenden Stallmeister, besehen sie sich die Cavaliere, welche aber in den Coulissen gedacht sind. Da fällt ihnen ein schöner Ritter auf, ganz in Weiss gekleidet, in dem eine der Damen Don Juan erkennt. Die Gräfin spricht ihr Mitleid mit seinem Geschick aus, und beschliesst einen Gruss an ihn zu senden, und ihm sagen zu lassen, er möge seinem Ross, auf dem engen, sich in's Meer streckenden Damm die Sporen geben. Sie glaubt, er werde kommen, um doch die Dame zu sehen, welche ein solches Wagestück fordert; aber nein, Juan thut es ohne das und stürzt dabei in's Meer. Die erschreckte Gräfin sendet ihm schnell ihren eigenen Mantel in die Fischerhütte, in welche man ihn gebracht hat, und lässt ihm zugleich die wahre Absicht ihrer missverstandnen Botschaft ausrichten. Germán räth nun seinem Herrn, der Gräfin den Hof zu machen; troz des Unterschiedes der Stellung könne es ihm gelingen, sie heimzuführen.

Im zweiten Act werden wir unterrichtet, dass Don Juan schon längere Zeit der Gräfin als stiller Amatore folge, ohne sie aber noch gesprochen zu haben; dass die Dame für ihn eine gewisse Neigung fühle, die sie aber bekämpft; dass ein reicher Marqués um sie und Alonso um die Hand ihrer Freundin werbe.

Die folgende Scene zeigt diesen im Gespräch mit zwei Freunden, als er eben wieder eine grosse Summe im Spiel verloren hat,

und sich als so ziemlich ruinirt, und als lezte Hoffnung jene Heirath erklärt. Da kommt Juan mit seinem Diener um den Bruder um eine Summe zu bitten, die es ihm möglich machte, nach Flandern zu gehen; Alonso findet den Betrag zu hoch, es kommt zum Streit, der nur durch die Vermittlung der Freunde in die Grenzen des Wortzankes beschränkt bleibt. Da sieht sich nun Juan gänzlich hilflos und beschliesst Blumen zu machen, die Germán verkaufen soll. Der treue Diener durchschreitet noch denselben Tag die Strassen Valencias, um die fertige Waare auszubieten, und kommt an den Palast der Donna Inés, der einer Freundin Hipolita's, die eben dort weilt. Die Damen lassen den Blumenverkäufer in den Salon rufen, erkennen ihn, und erfahren Juan's Schicksal. Reich beschenkt und mit einer leisen Hoffnung für seinen Herrn verlässt Germán das Haus. Nach ihm erscheint Don Francisco, um bei Constanza für Alonso zu werben, wird aber mit Entschiedenheit abgewiesen.

Als Juan erfährt, dass die Gräfin Hipolita erfahren habe, wie er sein Leben fristet, erwacht sein Stolz und er will durchaus nach Flandern. Er geht mit Germán ab, um das Nöthigste zu beschaffen, und es tritt Alonso auf die Bühne, dem Franzisco eben das Misslingen der Werbung erzählt; der Verschwender ist ruinirt.

In der folgenden Scene, die auch auf der Strasse spielt, erscheinen die Gräfin und Constanza, denen Germán im Soldatenkleid begegnet; sie erfahren Juan's Entschluss und im plötzlichen Erschrecken verräth die Gräfin ihre Liebe. Die Mittheilung davon durch Germán bewegt Juan die Abreise zu verschieben.

Der lezte Act enthält die natürliche Entwicklung. Hipólita will den Geliebten prüfen, er besteht die Probe; sie weist den Marqués ab und reicht dem treuen Ritter ihre Hand. Das ist aber Lope nicht genug gewesen, auch der verstockte Alonso kommt in jämmerlichem Zustand vor das Haus des neuen Grafen, trifft mit ihm zusammen, wird durch den Edelmuth Juans bezwungen, bittet um Verzeihung und erhält als Tugendpreis die Hand Constanzas, die sie ihm früher verweigert hatte, ja selbst der Marqués kommt noch zu einer Frau und heirathet Inés. Dem Leser wird eine gewisse Aehnlichkeit — wenigstens im Verhältnisse der Brüder — mit Shakspeare's „Wie es Euch gefällt“ nicht entgangen sein.

Wenn wir nun auf das Lustspiel einen Blick werfen, so wird uns sogleich die Realität des Ganzen sichtbar werden; Lope bemüht sich hier, nicht nur an und für sich bestimmte Menschen wiederzugeben, sondern er zeichnet sogar mit bestimmten Localtönen; gewisse Gespräche sind, man könnte sagen, von der Wirklichkeit abgeschrieben, und mit einer Wahrheit, die oft geradezu abstossend wirkt. Im zweiten Act. Sc. I. spricht Constanza sehr ruhig von „galanten“ Krankheiten, wie der Euphemismus lautet, an denen Alonso leiden soll; in der lezten Scene des II. Aufzuges erzählt der Stallmeister den Damen eine Geschichte von einem Manne, der sich selbst entmannte, um auf diese Weise sicher zu erfahren, ob seine Frau Treue hielte; und später kommt ein Gespräch, das geradezu zotenhaft genannt werden muss, und an dem sich Inés und Constanza mit sehr viel Schlagfertigkeit betheiligen. Der deutsche Uebersetzer — mir liegt die Uebertragung von Rapp vor — hat sie ausgelassen, der französische, Ernest Lafond mit einem gewissen Behagen wiedergegeben. So ist das ganze Stück voll von Zügen der Lebenswahrheit, aber dennoch ist es keine unbefangene Wiedergabe des Lebens, sondern ein Zug bewusster Lehrhaftigkeit geht durch das Lustspiel und man muss sogar sagen, dass demselben die psychologische Wahrheit geopfert wird. Der Grundgedanke ist, zu zeigen, dass der Werth des Menschen im Innern liege und dass dieser innere Werth vom Schicksal belohnt, der Unwerth bestraft werde. Doch wie hinkt da die poetische Gerechtigkeit auf Krücken der Wahrheit nach! Alonso ist so gezeichnet, dass die Besserung am Schluss rein äusserlich ist; er liebte Constanza nie, nur ihr Geld; soll er sie jezt plözlich lieben? Dazu führt er stets moralische Sentenzen im Munde, welche er, vom Dichter consequent durchgeführt, nie sprechen könnte.

Wir sehen aus diesem einen Stück, dass die bestimmte, psychologisch strenge Characteristik Lope nicht gelingt, am wenigsten in den männlichen Gestalten; fast durchweg sind seine Frauen viel besser gezeichnet, als seine Männer.

Ich beendige die Besprechung der Werke Lope's — es wären noch die Autos zu characterisiren, die ich nicht zum eigentlichen Drama rechne —, und wende mich zu Calderon; hier ist die Arbeit eine

leichtere, denn durch die Bemühungen der Romantiker ist Calderon der Kenntniss des deutschen Publicums näher gerückt, als es mit Lope der Fall ist, um so mehr als einige seiner Dramen auf der deutschen Bühne ziemliche Verbreitung gefunden haben.

Bei Lope wurde schon mehrmals auf den Umstand hingewiesen, dass er einen ausserordentlichen Scharfblick für das reale Leben besizt, und mit gesundem Auge die Wirklichkeit erfasst, wofür die erwähnten Stücke Belege genug bieten. Oft schon wurden seine Werke mit Blumen verglichen, welche der schaffende Naturdrang in bunter Farbenpracht und Gestaltenreichtum hervorbringt; Calderon's Dramen hingegen mit einem Zaubergarten verglichen, den ein Kunstgärtner pflegt, alles nach wohlüberdachtem Plan, das Natürliche künstlerisch zu veredeln. Es liegt viel Wahres in dem Bild, wenn es auch, wie fast alle Vergleiche nur eine Seite deckt. Bekannt ist Göthe's Ausspruch über Calderon; man müsse den künstlichen gewürzten Wein seiner Poesie entweder geniessen, wie er ist, oder ablehnen, während man Shakspeare's Dichtungen ebenso als Traube, als auch als kräftigen Trunk nehmen könne. So viel ist gewiss, Calderon bringt die Technik des spanischen Drama's zu mustergiltiger Entfaltung.

Von dem Leben des Dichters ist nicht viel bekannt; einer seiner Freunde, Vera Tassis, hat nach dem Tode des Dramatikers einige Notizen veröffentlicht, welche durch die späteren Forschungen auch keine grosse Bereicherung erhielten. Calderon ist 1600 (17. Januar) geboren und stammte, selbstverständlich bei einem spanischen Dichter, aus einer edlen Familie. Seine erste Erziehung erhielt er von Jesuiten, und da mögen wohl schon die Keime gelegt worden sein, welche im späteren Manne so einseitig zur Entfaltung kamen. Sein erster bedeutender Erfolg datirt 1622, wo er bei einem dichterischen Wettkampfe zu Ehren des heiligen Isidor den Preis gewann. Die nächsten Jahre diente er in Mailand und Flandern als Soldat, von wo er nach fast zwölfjähriger Abwesenheit nach Madrid zurückkehrte.

Philipp IV. erkannte das hohe Talent des Dichters und zog ihn an den Hof. Von da an ist Calderon's Leben, mit einer kurzen Unterbrechung durch den catalonischen Aufstand, ein sehr ruhiges. 1651 tritt er in eine der Bruderschaften, wird 1663 Hofcaplan

des Königs. Von dieser Zeit stieg sein Ruhm von Jahr zu Jahr; — von der Nation vergöttert starb er 1681.

Wenn auch seine Werke nicht so unzählige sind, als die Lope's, so übertrifft er an Fruchtbarkeit doch den fruchtbarsten deutschen oder englischen Poeten. Er selbst hat, da schon während seines Lebens von speculirenden Buchhändlern fremde Dramen unter seinem Namen herauskamen, ein Verzeichniss seiner Bühnenwerke verfasst, von denen bis jezt 108 Komödien und 72 Autos erschienen sind; die Gedichte wurden erst Mitte der Fünfzigerjahre herausgegeben.

Ehe wir ein Urtheil über den Dichter fällen, sollen einige seiner auch bei uns bekannten Dramen characterisirt werden, ohne dass wir uns in die weitläufigen Classificationsversuche der Schauspiele einlassen, wie es mehrere deutsche Literatoren mit Vorliebe gethan. Der innere Geist ist der gleiche, die äusseren Unterschiede in Bezug auf den Stoff sind nicht das, worin der Character des Dichters ausgesprochen ist, sondern nur die Art, in der er den Stoff behandelt, der Standpunkt, von dem aus er ihn betrachtet.

Schon Schlegel hat viel zum Bekanntwerden Calderon's beigetragen, einzelne Stücke sind von Verschiedenen übertragen, am bekanntesten und umfassendsten ist die Uebersetzung von Gries.

Ich glaube, dem Leser das Verständniss Calderon's zu erleichtern, wenn ich für die Analyse bekanntere Stücke wähle, deshalb beginne ich mit „der standhafte Prinz." Die erste Scene führt uns in den Garten des Königs von Fez. Zara, Dienerin seiner Tochter, der Prinzessin Phönix, gebietet den Christensclaven zu singen, da die Fürstin den melancholischen Klängen gerne lauscht. — Bald erscheint sie selbst und die Gefangenen werden abgeführt; die Gespielinnen suchen Phönix zu erheitern, da tritt der König mit dem Bildniss des Infanten von Marocco, Tarudante, auf, und fordert die Tochter auf, diesem ihre Hand zu reichen; ein Ausruf verräth ihren Schrecken und ihre Liebe zu Muley, dem Feldherrn ihres Vaters, doch sie fügt sich äusserlich. Ein Kanonenschuss meldet die Ankunft Muley's; er bringt die Nachricht vom Nahen eines grossen Heeres, das die beiden Brüder Don Fernando und Enrique, Prinzen von Portugal befehligen. Der König, fest entschlossen, Afrika's Gefilde dem Feinde zum Grabe werden zu

lassen, entfernt sich; die Liebenden bleiben zurück, Muley verräth seine Eifersucht, da er das Bild gesehen, und erfährt von seiner Geliebten den Sachverhalt.

Die nächste Scene spielt an der Seeküste bei Tanger, wo sich eben die Portugiesen ausschiffen — Fernando betritt zuerst den feindlichen Boden, dann Enrique, der ausgleitet und den Fall für ein böses Omen nimmt; umsonst sucht ihn der Bruder zu beruhigen, da bringt Don Juan die Nachricht vom Nahen einer Reiterschaar. — Die folgende Scene führt uns auf's Schlachtfeld. Don Fernando wird vermisst, man geht ihn suchen, da naht er mit dem entwaffneten Muley — die Mohren sind besiegt. Die beiden halten nun ein Gespräch, in welchem sich die Achtung bekundet, die jeder für den Gegner fühlt, und Fernando frägt, was die Ursache der Trauer Muley's sei, denn gefangen zu sein, kann nicht so trübe machen. Der Feldherr erzählt sein Leben, seine Liebe mit dem Ausdruck solchen Schmerzes, dass ihn der Prinz frei gibt; der Mohr spricht die Hoffnung aus, Vergeltung üben zu können und reitet davon. Trompetenschall verkündet neu ausbrechenden Kampf, Enrique eilt herbei — „der König von Fez nahe mit Tarudante vereint, die Gefahr sei gross. Siegen oder sterben ist die Loosung.“ Der Kampf beginnt von neuem, alle eilen fort. Streitende Krieger drängen sich über die Bühne — als lezter Fernando vom Könige und Mohren verfolgt; der Fürst fordert den Degen und der Prinz thut es:

„Verzweiflung wär's, noch widerstreben.“

Auch Enrique stellt sich wieder ein; der Sieger fordert von ihm, als Unterhändler nach Hause zu gehen, nur gegen Auslieferung von Ceuta soll Fernando frei werden. —

Der zweite Act beginnt in einer gebirgigen Waldgegend; Muley trifft mit Phönix zusammen, die ihm erzählt, ein altes Weib hätte ihr prophezeit, sie werde einst der Preis für einen Todten sein — seitdem verfolge sie Ahnung eines Unheils. Fernando naht mit Christensclaven, welche ihm ihre Verehrung bezeigen; der Prinz tröstet sie:

Denn ein Unglück, noch so gross
wird durch Weisheit überwunden.

Duldet denn zu ihrem Ruhme
Was die Zeit will und das Glück.

Die Gefangenen gehen ab, Muley tritt zu Fernando, klagt, dass er nicht helfen könne — der Infant ist gefasst.

— Tage rufen andre Tage
und verketten je und je
Klag' um Klage, Weh' um Weh'.

Nachdem ihm Muley den Namen seiner Geliebten genannt, geht er ab um gleich darauf mit dem Könige zurückzukommen, dem Don Juan auf dem Fusse folgt, „eine schwarzgewimpelte Galeere nahe sich". Kaum ist die Nachricht ausgesprochen, als auch schon Enrique in Trauer mit einem Briefe erscheint; nach der Begrüssung erzählt er, der alte König sei aus Gram über den fernen Prinzen gestorben, der Nachfolger habe sogleich bestimmt, dass Ceuta ausgeliefert werden soll. Da spricht Fernando:

— — — Nicht weiter! Höre
auf Enrique! Denn diess sind
Worte, die unwürdig tönen
nicht nur eines Kron-Infanten
— — — — — — — —
nein, sie wären's eines schnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
nie erleuchtet des Erlösers.

Und weiter:

Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
dass ein ächt kathol'scher König
übergäb' an einen Mohren
eine Stadt, — — — — —
— — — — — — — —
eine Stadt, die Gott den Schöpfer
auf kathol'sche Weis' erkennt
etc.

Ein solches Thun betrachtet der Prinz als Blasphemie und zerreisst die Vollmacht, und erklärt sich als Genossen der Sclaven.

Der König wüthet:

Ich will seh'n, Barbar, will seh'n,
Ob dein Dulden mehr wird können,
Als mein Wüthen.

Fernando's Antwort ist einfach:

Ja, das sollst du,
Jenes wird sich nie erschöpfen.

Enrique verlässt Fez mit dem Entschluss, mit den Waffen in der Hand den Bruder zu befreien.

Der nächste Auftritt zeigt uns den Prinzen in einem Garten arbeitend; Zara befiehlt ihm ein Körbchen mit Blumen für Phönix zu fühlen; auch diese kommt, noch immer von den Worten der Wahrsagerin gefoltert. Fernando bringt die Blumen, mit denen er im Gespräch das Leben des Menschen vergleicht —

— — — — Denn geboren
sind sie, Herrin, mit Auroren
und gestorben mit dem Tage.

In einem Sonett führt er diesen Gedanken aus, welches Phönix mit einem zweiten beantwortet, in dem sie Blumen und Sterne vergleicht, beide Bilder des verwehenden Daseins.

Nach ihrem Abgang kommt Muley, der will den Prinzen zur Flucht verhelfen, das Nahen des Königs unterbricht das Gespräch, Fernando versteckt sich, Muley ist schon von seinem Herrn gesehen worden, und muss ihn begrüssen; der König beauftragt ihn, den Prinzen selbst zu bewachen, da die Stimmung unter den Gefangenen Meuterei befürchten lasse. Jetzt entsteht ein Kampf zwischen Freundschaft und Lehnspflicht in Muley, welchen Fernando entscheidet, indem er sagt:

Muley, Lieb' und Freundschaft muss
Immer nach an Würde stehen
Gegen Pflicht und Ehre; niemand
Wird dem König gleich gestellt,
Er allein ist seines Gleichen
Und es ist mein Rath daher
Ihm zu dienen, mich zu lassen.

Der Anfang des lezten Actes spielt im Königspalast. Muley hat beschlossen, da er nicht Verrath üben will, sein persönliches Gewicht einzusetzen, um den Herrscher für Fernando günstiger zu stimmen; er erzählt die Leiden des Unglücklichen, der krank und mittellos dem Elend so sehr verfallen sei, dass ein Misthaufe seine Lagerstätte ist, nur ein Ritter und ein Diener seien ihm treu geblieben und theilen mit dem Herrn die ärmliche Bettelkost. Auch Phönix erscheint und schliesst sich Muley's Bitten an, doch vergebens. Da treten Turandante und Alfonso ein, der eine um der Prinzessin Hand, der zweite die Freilassung Fernando's gegen Lösegeld zu fordern; der leztere droht mit Krieg, wenn man die friedliche Lösung ausschlage, was auch wirklich geschieht.

Muley wird beordert, Phönix sicher zu ihrem künftigen Gemahl zu geleiten.

Die folgende Scene führt uns in eine Strasse von Fez, wo eben Fernando von Don Juan und Brito auf eine Matte niedergelegt wird. Die Worte des Prinzen zeigen eine vollkommene Ergebung in den Willen der Allmacht.

Brito: Liegt ihr Herr, so jezt wohl recht?

Fernando: Besser, Freund, als ich verdiene.
O wie dankt dir, Herr, dein Knecht
Alles ihm so mild Verlieh'ne?
Da sie aus dem Kerker hier
Kaum mich holen, giebst du mir
Eine Sonne, zu erwarmen:
Herr, wie bist du voll Erbarmen!

Noch bezeichnender sind folgende Worte des Hungernden:

— — — — Könnt ich doch
Rührend meine Stimm' erheben,
Dass mir jemand möchte geben
Um **in Leiden länger** noch
Einen Augenblick zu leben.

Da kommt der König, Turandante, Phönix und Gefolge; Fernando spricht den ersten um eine Gabe an, die ihm verweigert wird. Don Juan kommt indess mit einem Brode zurück, aber der Prinz ist schon dem Tode nahe; man trägt ihn fort.

An der Seeküste spielt der nächste Auftritt. Don Alfonso, der König von Portugal, tritt mit Soldaten auf; Enrique, der nachfolgt, warnt vor Beginn des Kampfes, da die Dunkelheit herannaht, aber der König sagt:

— — So fechten wir im Dunkeln,
Denn diesen muth'gen Glauben, der mich
Beseelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.

Da erscheint der Geist Fernando's zum Kampfe auffordernd. Die Scenerie versezt uns vor die Mauern von Fez, auf welchen Don Juan vor dem Sarge des standhaften Prinzen steht. — Da nahen die Portugiesen, Fernando mit einer brennenden Fakel voran.

Siegreich bist du Held Alfonso
Mit mir her nach Fez gewandelt:
Dieses ist von Fez die Mauer
Hier um meine Lösung handle.

Damit verschwindet er. Alfonso hat Phönix, Turandante und Muley gefangen, und bietet sie zur Lösung an — der Sarg wird herabgelassen — Phönix wird wirklich der Preis für einen Todten. Mit den Worten Alfonso's

— — und solch' Ende habe
Demuthsvoll Verzeihung bittend
Der standhafte Prinz im Glauben
Don Fernando Lusitaniens. —

schliesst das Drama, »*El principe constante.*«

Jedes Kunstwerk hat einen doppelten Maassstab, den einen in sich und seiner Zeit, den zweiten, jenen, der sich als das Resultat der Fortentwicklung der Kunstform im Beurtheiler darstellt. Bei vielen spanischen Dramen muss man den Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts absolut vergessen; nur wenn man sich in die Zeit Calderon's hineinlebt, wird man seine Vorzüge begreifen, seine Schönheiten empfinden. Von diesem Standpunkte aus erscheint das vorliegende Drama als eine der reinsten Schöpfungen des Katholicismus, denn es stellt den Sieg des festen inneren Glaubens gegenüber der äusseren Macht dar — die kann Körper dem Tode weihen, aber der an Gott und

Glaube festhaltende Geist überwindet alles und geht zulezt doch als Sieger hervor. Wir können der Sprache, welche in vielen Scenen wie ein irdischer Strom, in dem sich Sonnen einer andern Welt spiegeln, dahinfliesst, unsere Seelen nicht verschliessen, sie reisst unsre Phantasie mit sich fort; eben so bewunderungswerth ist der Aufbau des Ganzen — am Morgen klarer Himmel, nur leichte Wölkchen ziehen dahin, dann ein langsam emporsteigendes Gewitter im Mittag der Handlung, der Schluss ein Abend, erhellt von ewigen Sternen.

Anders wird das Urtheil lauten, wenn man den katholischen Standpunkt aufgibt, und sich als Kritiker auf den rein menschlichen stellt. Da fällt vorerst der Mangel an psychologischer Vertiefung in die einzelnen Charactere auf, eine Vernachlässigung des Individuellen. Die Art, wie die einzelnen Menschen sprechen, ist stets dieselbe; stets der lyrische Ton; die ganze Natur wird geplündert, um die Sprache mit Bildern und Vergleichen zu bereichern, niemals denkt der Dichter daran, ob die Art, wie die Gestalt spricht, dem Seelenzustande entspricht, in dem sie sich befindet; durch alles klingt ein gemeinsamer Grundton, die Subjectivität des Dichters; er spricht für alle, Calderon, der Hofpoet, der Vertreter einer zweiten Art von *estilo culto*, der überwiegend reflectirende Dichter. Diese Reflexion über die Empfindung legt er in alle Charactere hinein, auch in solche, die, psychologisch durchgeführt, niemals über das Gefühl sprechen, sondern nur fühlen würden. Wie verzwickt lauten die Worte der Phönix:

— — — — Wenn ich wüsste
Zelima, was mich betrübt,
Weiss ich auch, dass, gern geübt,
Selbst der Schmerz es lindern müsste.
Doch, von meinem Leiden, sieh!
Kenn' ich nicht die Art genauer,
Denn sonst wäre wahre Trauer
Was jetzt nur Melancholie.
Nur zu quälen weiss ich mich,
Nicht warum ich denn mich quäle
— Es sind Täuschungen der Seele.

In dieser Rede liegt vom weiblichen Character wenig; es ist zu spitz unterschieden, zu reflectirt.

Als Fernando Muley gefangen hat, da beweist die Schilderung des Kampfes, die der Prinz gibt, dass es dem Dichter nicht um Individualisirung zu thun ist; wozu sollte derselbe den Streit beschreiben, da ihn doch Muley mitgemacht? Calderon will eben ein poetisches Bild des Kampfes geben, dem es übrigens auch an unterscheidenden Zügen fehlt, und kümmert sich nicht darum, ob der Sprechende, ob der Platz dazu geeignet ist; ihm war, wie seinen Hörern darum zu thun, den rauschenden Strom der Verse an dem geschmeichelten Ohr vorbeifliessen zu lassen; er genoss jedes Wort, jedes Bild, jede poetische Wendung, wie der Trinker, der jeden Tropfen auf der Zunge zerdrückt, ganz so, wie später die französischen Dichter Corneille und Raçine.

Darum diese Häufung von Vordersätzen, wie z. B.:

Tapfrer und gewandter Mohr,
Wenn du, wie du sagst, anbetest,
Und vergötterst, wie du schilderst,
Wenn du liebst, wie du's erhebst,
Wenn du eiferst, wie du seufzest,
Wenn du fürchtest, wie du wähnst,
Und so, wie du trauerst, liebst.
Wohl so leidest du glückselig.

Sechs Vordersätze, von denen die drei ersten dasselbe sagen, und ein Nachsatz; so spricht kein wirklicher Mensch. Als Enrique von Fernando Abschied nimmt, sagt er:

„Du bist Gefang'ner, und legst mich in Schlingen."

Ein schönes Bild der Umarmung, aber ist's wahr, ist's in dem Augenblick möglich? Nein.

Als Fernando die Vollmacht, welche Ceuta in die Hände des Königs übergeben soll, zerreisst, sagt dieser:

Undankbarer und Fühlloser
Für die Herrlichkeit und Grösse
Meines Reichs! wie kannst du so
Mir das weigern und missgönnen,
Was am meisten ich begehre?

Wo liegt in diesen Worten die innere Nothwendigkeit, ja nur die Möglichkeit?

Dann die Scene, wo Phönix und Fernando im Garten zusammentreffen und in Sonetten, die an und für sich wundervoll sind, ihre Empfindungen aussprechen. Auch da wird nur Wirkung, nicht Wahrheit angestrebt.

Als Alfonso und Turandante zugleich vor dem König erscheinen, kommt's zum Streit, da jeder zuerst sprechen will, Alfonso fordert den Mohren zum Kampf.

Turandante: Warten lassen werd' ich wenig,
Denn ich bin ein Blitz.
Alfonso: — — — Ich Sturm.
Turandante: Ich Vulkan, der Flammen sendet.
Alfonso: Hydra ich, die Flammen sprüht.
Turandante: Ich bin Wuth!
Alfonso: — — — — — Ich bin Verderben.
Turandante: Schreckt es dich nicht, mich zu hören?
Alfonso: Tödtet's dich nicht, mich zu sehen?

Eine sehr wirksame Klimax, aber eben nur poetisches Spiel.

In der Rede, die Fernando kurz vor seinem Tode dem Könige hält, heisst es:

— — — Ich weiss wohl, dass ich zu Tode
Wund bin, weil kein Wort die
Zunge vorbringt, dessen Athem nicht
Wär' ein scharfer Dolch dem Busen.

und doch spricht er gegen 150 Verse, die aus einer Reihe poesieerfüllter Vergleiche bestehen, voll Bilderschmuck und glänzender Gedanken, denen aber dennoch der Stempel des Individuellen fehlt.

Wenn wir noch einen Blick auf die Weltanschauung richten, welche sich in dem Drama ausspricht, so müssen wir sie als eine speciell katholische bezeichnen.

Schon im „Standhaften Prinzen" ist jene Weltverachtung im Keime enthalten, welche im „Leben ein Traum" *(»La vida es sueño«)* zur vollsten Entfaltung kommt.

Das Leben im „Reiche des Zufalls" ist eine Kette von Leiden, welche nicht der mannhafte Kampf, welche Ergebung besiegt; das wahre Sein ist nicht auf Erden, welchen Gedanken die Sonette (II. Act.) klar aussprechen.

Die Zeichen des spanischen Characters treffen wir auch hier an. Fernando sagt:

„Wir kommen, Gottes Glauben zu verbreiten.“

und später:

Lasst uns — — — — —
— — für den Glauben fallen.

Und dennoch liegt eine gewisse Aeusserlichkeit, ein Cultus des Symbols in diesem Glauben. Als Fernando die Vollmacht zerreisst, sagt er:

Denn gäb's keinen andern Grund,
Als dass Ceuta ward' verschönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniss, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Welche Erd' und Himmel krönet,
Gern wollt' ich, so wahr sie lebet
Tausend Leben drum verströmen.

Dieses Hangen am äusseren Symbol wird uns noch öfters begegnen.

Die Verehrung des Königthums findet ebenfalls ihren Ausdruck. Fernando sagt zu Muley:

— — Lieb' und Freundschaft muss
Immer nach an Würde stehen
Gegen Pflicht und Ehre; niemand
Wird dem König gleich gestellt
Er allein ist seines Gleichen.

Und im dritten Act:

So erhaben ist der Könige
Göttlichkeit, so unbezwungen,
Dass sie milden Sinn erzeuget.

Man verzeihe diese ausführliche Analyse, aber sie erspart uns bei den folgenden Stücken ein näheres Eingehen, da sich in den Dramen die hier bezeichneten Eigenthümlichkeiten alle wiederfinden. Wir haben uns jezt in erster Linie mit den Stoffen zu beschäftigen,

welche uns den Dichter noch mehr characterisiren, als es bis jezt der Fall sein konnte.

Von den vielen Dramen können wir, da ein Aufsatz über das spanische Theater keine kritischc Geschichte desselben ist, nur die bedeutendsten erwähnen. Es lässt sich nicht läugnen, dass in vielen derselben ein mächtiges Pathos der Leidenschaft herrscht, und sie uns in dieser Beziehung manchmal an Shakspeare gemahnen. Was aber den meisten fehlt, ist der echt sittliche Kern, der ethische Gehalt — stets bleibt ein ungelöster Widerspruch zurück, der zwar vom Standpunkt des Dichters aus erklärlich, aber für den Leser eben doch nicht zu überwinden ist.

Zu diesen Schöpfungen gehört „Der Maler seiner Schmach“ *(El pintor de su deshonra)*. Alvaro, Sohn des Statthalters von Gaeta, Don Luis, liebte Serafina; das Schiff, auf dem er nach Spanien reiste, geht unter und man glaubt ihn unter den Todten. Serafina heirathet, von ihrer Familie gedrängt, den Don Juan Rocca, der, Sprössling einer edlen Familie, auch als tüchtiger Maler bekannt ist. Auf einer Reise besuchen die Gatten den Don Luis; die Tochter desselben ist Freundin Serafina's und Geliebte des Fürsten von Ursino; ihr erzählt nun der Jugendgespielin ihr trauriges Geschick, das sie an einen ungeliebten Mann fesselt. Indess ist der todtgeglaubte Alvaro zurückgekehrt, findet bei seiner Schwester seine Geliebte, will sie umarmen und erfährt die Nachricht, dass sie sich vermählt habe — sein Schmerz ist ohne Grenzen. Währenddem wird auch Ursino von heisser Leidenschaft für Serafina ergriffen. Diese hat eine Unterredung mit Alvaro, in der sich ihr fester Entschluss ihre Ehre zu wahren, aber auch ihre tiefe Neigung offenbart; in leidenschaftlichem Schmerz nehmen die Liebenden Abschied, denn Don Juan will nach Hause zurück. Am Anfang des zweiten Actes malt der Don seine Gattin, aber da es ihm nicht gelingen will, die Lieblichkeit ihres Angesichts wiederzugeben, lässt er die Palette sinken und eilt fort. Da meldet die Zofe die Ankunft des Alvaro, der als Matrose verkleidet auf dem Fusse nachfolgt. Serafina bleibt stark; da hört sie Juan's Stimme und versteckt den Geliebten. Ein Zufall lässt es ihren Gemahl erfahren, dass ein Mann aus dem Gemach der Donna geflohen sei und wilde Eifersucht fasst seine Seele.

Im nächsten Auftritt finden wir uns im buntesten Treiben des Carnevals auf einem Platze in Barcelona; Serafina tanzt mit Alvaro und fleht ihn an, sie um ihrer Ruhe willen zu verlassen. — Dann eilt sie mit Juan in das Landhaus eines Freundes, dort bricht nun Feuer aus, ein Zufall führt den verzweifelten Alvaro dorthin, eben als die ohnmächtige Serafina von ihrem Gemahl aus den Flammen getragen wird; er legt sie in die Arme des ihm Unbekannten und eilt um retten zu helfen zurück. Einen Augenblick kämpft Alvaro, aber die Leidenschaft siegt — er bringt die noch immer Besinnungslose auf ein Schiff und dann auf ein einsames Jagdschloss.

Indess ist Juan, der rastlos sein geliebtes Weib sucht, und dabei sein Vermögen einbüsst, Maler geworden, um leben zu können. — Serafina fleht Alvaro an, sie in ein Kloster gehen zu lassen.

Alvaro's Schwester hat dem Fürsten im Jagdschloss eine Zusammenkunft gegeben, da führt ihn ein Zufall mit dem Weibe zusammen, für das er schon, seit dem er sie zum ersten Male sah, in heisser Liebe glüht, er spricht seine Leidenschaft, seine Freude, sie wiederzusehen aus, verlässt sie aber auf ihr Bitten. Indess hat sich Juan bei ihm melden lassen — und erhält den Auftrag, eine Dame, ohne dass sie es bemerke, zu malen. Man bringt ihn in ein Gemach, von wo aus er diese Dame sehen kann; Juan erkennt seine Gemahlin, ihn fasst Fieberfrost; als aber Alvaro zu ihr tritt und er sein eigenes Weib im Arme des Verführers erblickt, verlässt ihn der lezte Rest von Ruhe und mit den Worten:

Verräther stirb! Treulose Du mit ihm!

erschiesst er Alvaro und Serafina, die in die Arme der eben Ankommenden, Don Luis und Don Pedro fallen. Der Prinz und die beiden Väter lassen den „Maler seiner Schmach“ entfliehen, denn wie Luis sagt:

— — — wer die Ehre rächt, beleidigt nicht.

Das Drama hat Scenen von mächtig packender Gewalt, ein oft tragischer Pathos des Schmerzes, aber dennoch stösst es uns ab, eine vernichtete Existenz bleibt als das Resultat dieser Seelenkämpfe, dieser Fügungen des Zufalls zurück. Zufall ist's, dass

Alvaro beim Schiffbruch nicht zu Grunde geht, Zufall, dass er Serafina bei seiner Schwester trifft; Zufall, dass das Landhaus in Flammen geräth, Zufall ist's, der Alvaro hinführt, als Juan eben mit der Ohnmächtigen heraustritt; Zufall, dass der Prinz den Maler kennen lernt — kurz statt der Entwicklung aus dem Innern, statt der psychologischen Nothwendigkeit, waltet dieselbe Carricatur, welche uns „die Schuld", „die Ahnfrau" etc. gegeben, wenigstens insoweit, als rein äusserliche Ereignisse die Katastrophe herbeiführen. Doch hat der Dichter wenigstens Eins gefühlt, die Zweischneidigkeit des romantischen Ehrbegriffs, als er Juan sagen lässt:

(3. Act.) Weh' über den, der solch' Gesetz gegeben!
Der meinen Ruf in fremde Hand gelegt,
Dass fremdes Thun, nicht eignes ihn bestimme,
Die Schmach dem zutheilt, dem die Kränkung ward —,
Nicht jenem, der das Schmähliche begangen!
Er wusste von der wahren Ehre wenig.

Einen grauenhaften Eindruck macht „Der Arzt seiner Ehre" *(El medico de su honra)*. Don Gutierre wird eifersüchtig auf den Infanten Heinrich, indem er ihn für den Verehrer seiner Gattin hält. Ein Dolch, den der Prinz bei Donna Mencia, die ihn aber stets abweist, verlor, erhöht den Verdacht des Gatten; unglückliche Zufälle treten hinzu, er findet bei Mencia den Anfang eines Briefes an Heinrich, in dem sie ihn bittet, um ihren Ruf zu schonen, nicht sogleich aus Sevilla in die Verbannung abzureisen (Gutierre hat dieselbe bei dem Könige bewirkt). Als der argwöhnische Gemahl das begonnene Schreiben gelesen — wirft er eilig wenige Zeilen auf ein Blatt, welches er an die Stelle des Briefes vor die ohnmächtig gewordene Gemahlin hinlegt. Sein Inhalt kündet der Erwachten den Tod — ‚die Liebe betet zu dir, die Ehre verabscheut dich."

Gutierre bringt einen Wundarzt, und dieser muss der Mencia die Adern öffnen. Der König erfährt die Sache, der Don läugnet um der Ehre willen — und der Fürst befiehlt ihm, einer Donna die Hand zu reichen, welche er vor seiner ersten Heirath auf den Verdacht des Treubruches verlassen hatte.

Der Zug geheimnissvollen Schauers und der Ahnung, wie im standhaften Prinzen, geht durch viele Dramen Calderon's. „In Eifersucht das grösste Scheusal", einer vollkommenen Schicksalstragödie, ersticht Herodes seine eigene Gemahlin durch einen unglücklichen Zufall. Wie reflectirend der Dichter ist, beweisen des Helden letzte Worte, ehe er sich in das Meer stürzt:

Nicht ich gab ihr ja den Tod
ihr eigner Unstern —
denn da Eifersucht sie tödtet.....
stirbt sie von der Hand des grössten
Scheusals auf dem Erdenrunde.

Der Selbstmord des Herodes versöhnt uns mit dem unverdienten Tode Mariannens nicht. Noch grässlicher wirkt „Für geheime Schmach geheime Rache" *(A secreto agrovio secreta venganza).* In diesem Drama tödtet der Gemahl auf den blossen Verdacht der Untreue den einstigen Geliebten seiner Gattin durch Ertränken und zündet das Haus an, in dem sie sich befindet, wofür er nicht nur keine Strafe, sondern vom König sogar Lob erhält, weil er eine Befleckung seiner Ehre unmöglich gemacht.

Das bedeutendste aller Werke Calderon's, die ich bis jetzt kenne, ist das auf den deutschen Bühnen so oft gegebene „Der Schultheiss von Zalamea", in welchem der Held durch und durch dramatisch, eine kernige, feste Natur ist, welche sich ihr Recht nicht streitig machen lässt.

Da der Aufsatz schon jetzt grösser geworden ist, als es in der Anlage beabsichtigt war, so muss ich mich in Bezug auf das Lustspiel mit Bemerkungen allgemeinerer Art begnügen; jedem Leser, der das Repertoire einer grösseren Bühne kennt, sind zwei Lustspiele Calderon's bekannt; das eine: *»Casa con dos puertas«* (Haus mit zwei Thüren), wird unter dem Titel „Die Liebe im Eckhaus" im modernen Gewande gegeben, das zweite hat den spanischen Localton beibehalten: „Hütet euch vor stillen Wassern" *(Guardate del agua mansa).* Aus den Stoffen dieser Comödien lässt sich auf die meisten schliessen; wie verschieden auch der Grundgedanke sein mag, die Figuren sind fast immer dieselben, liebes- und duellsüchtige Cavaliere, verschleierte Donna's, Brüder und Väter, welche

die Heirath erzwingen, Entführungen und Rendezvous mit Hindernissen.

Wie erstaunlich auch oft der Reichthum an Erfindung, die Fülle von launigen, übermüthigen Situationen ist, so wirken doch die Lustspiele oft zu sehr als Schablone; es fehlt auch hier am Individuellen, am strengen Auseinanderhalten der Charactere, an festen energischen Strichen, welche Shakspeare mit so sicherer Hand zu führen versteht. Das bei uns zum Spott gewordene „Sie kriegen sich“ ist hier noch mehr ausgenüzt, denn es bekommen sich oft die, welche sich nicht wollen (wie in „Es ist schlimmer als es war“). Mehr noch als bei den Schauspielen muss man sich auf den spanischen Standpunkt stellen, wenn man nicht von vielen Zügen geradezu verlezt werden will. Von grossem Witze zeugen die „Graciosos“ Calderon's, die bald als Diener, bald als arme Freunde reicher Cavaliere auftreten, die Intrigue knüpfen und auflösen helfen.

Wollte man von Lope und Calderon eine erschöpfende Characteristik geben, dann dürften die Autos, (Festspiele an hohen Kirchentagen), die mythologischen und geistlichen Spectakelstücke nicht fehlen; wir müssten besonders bei dem zweiten Dichter „Die Andacht zum Kreuz“ und „den wunderthätigen Magus“ analysiren, jene beiden Stücke, in denen sich Calderon ganz als katholischer Dichter zeigt; aber all das überschritte den engen Rahmen eines literarischen Bildes, welches nur den Zweck hat, den Leser auf ein so wenig gekanntes Gebiet hinzuweisen. Wenn er daraus eine gewisse Einsicht in das Wesen des spanischen Dramas gewonnen und den Unterschied zwischen dessen Hauptvertretern erkannt hat, so ist mein Ziel erreicht.

In der Redaction.

Brief an eine Dame.

von

Franz Merloff.

Sie sehen, verehrtes Fräulein, dass ich meinem Versprechen doch noch gerecht werde und Ihrem Wunsche die Erfüllung folgen lasse; freilich auf einem Wege, den Sie kaum ahnen durften. Aber die bürgerliche Stellung klebt einem Jeden so an, dass er sich derselben selbst im vertrautesten Kreise nur selten ganz entäussert, und in einem Grade der ziemlichen Vollkommenheit ist dies auch sicher nur bevorzugten Naturen möglich; gewöhnliche Geschöpfe tragen ihren ellenlangen Zopf, der ihnen stets hinten hängt, allenthalben mit sich herum, der Kaufmann bleibt Krämer, der Offizier Soldat und der Schriftsteller Publicist selbst im Schlafrock — so ist auch mir das angeborne und anerzogene Erbtheil schon in so weit in Blut und Nerven übergegangen, dass ich über die privaten Ziele, die Ihr freundliches Anliegen mir stellte, mit der usurpatorischen Macht meines journalistischen Philanthropismus hinwegsah und die Zeilen, welche Ihren Wunsch befriedigend, auf wohl satinirtem Papier per Couvert und Siegel zu Ihnen wandern sollten, hier der schwarzen Druckertinte überantworte. Wenn sich mit einem privaten Zweck, unbeschadet der Tendenz, ein allgemein nützlicher erreichen lässt, warum sollte man ihn unberücksichtigt lassen? Sie selbst sind zuviel Parteigängerin der Gesellschaft zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, als dass ich hiefür noch eines besondern Entschuldigungs-

grundes bedürfte und desshalb, sehr verehrtes Fräulein, erlauben Sie mir *sans façon et cérémonie* zur Hauptsache überzugehen. Bei dem wirklich mich eng verbindenden freundschaftlichen Interesse, das Sie der journalistischen und Redactionsthätigkeit widmen wollen, werden Sie wohl mit mir in den Wunsch einstimmen, es möchten die Erklärungen und Winke, Bitten und gutgemeinten Rathschläge, die ich in dem Nachfolgenden gebe, Irrgläubige bekehren und im Dunkel Wandelnde dem Lichte näher bringen, unter welchem betrachtet die Thätigkeit des Redacteurs gar viel von dem Glanze verliert, den gar Mancher ihm anträumt, und in dessen Scheine klar ersichtlich ist, dass von den allenfallsigen Rosen, die am Tische des Redacteurs vielleicht erblühen möchten, diesem selbst fast stets nur die Dornen vergönnt sind!

Ja, unsere Thätigkeit, sehr verehrtes Fräulein! Wenn ich mit homerischer Mythologie paradiren soll, so muss ich sie wohl mit Sysiphus-Arbeit und Danaiden-Geschäft vergleichen, bei dem die Tantalus-Qualen auch nicht ausbleiben! Sie lesen selbst gerne Novellen, Romane, geistreiche Feuilletons, hin und wieder macht Ihnen ein populär wissenschaftlicher Artikel, ein Aufsatz über die Botokuden oder die Bergwerke in Venezuela oder ein Excurs über neuentdeckte Eisgegenden Vergnügen; von Zeit zu Zeit ein paar hübsche Anecdoten und ein nicht zu schlechter Rebus, eine Charade oder Logogryph — und, wenn's nicht zu oft kommt, ein hübsches Gedicht mit einem möglichst dunklen Autornamen lassen sich als *Entremets* der bunt und wohl besetzten Tafel des illustrierten Journals gerne mit in den Kauf nehmen. Aber wenn das Eine oder Andere zu häufig wiederkehrt, wenn der neu begonnene Roman für Ihren ausgebildeten Geschmack zu grobe Speise erscheint, die Novelle Ihnen, der Vielbelesenen, in ihrer Idee fast wie eine alte Bekannte in neuem Gewande vorkömmt, wenn das Gedicht nicht ganz prägnanten Ausdrucks und vollends der Rebus mit allen Haaren um Gotteswillen herbeigezogen ist, dann legen Sie wohl das bedruckte Blatt mit einem reizenden Schmollen und einer nicht misszuverstehenden Geberde bei Seite und denken bei sich oder sprechen es gar wohl öffentlich aus: „Das Journal wird nachgerade recht langweilig; solch abgeschmackte Produkte eines überreizten Geschmacks einem anstän-

digen Publikum zu bieten! — — Wenn ich das Alles lesen müsste, Gott soll mich bewahren!“ Und nach einigen Momenten stiller Philosophie wenden Sie dann das Blatt mit der Frage Ihres Innern, wer wohl der Redacteur sei, dem solche *Faux-pas* möglich, und finden zu Ihrem Erstaunen einen Namen von gar nicht schlechtem, ja vielleicht sehr gutem Klang, vielleicht einen Namen, dessen Träger in Ihrem Hause ein gern gesehener Gast ist — — — Sie staunen entrüstet und wissen sich das Räthsel nicht zu erklären!

— — Das ist die erste Frage!

Denken wir uns nun, um zur zweiten überzugehen, verehrtes Fräulein, Sie wären eben mit der Durchlesung eines Romans fertig geworden, den Ihnen eine Freundin, deren intimere Geschmacksrichtung Sie bislang nicht kannten, empfehlend zugeschickt, oder den Sie sich aus einer Bibliothek geholt; dessen Autorname Sie günstig bestochen. Schon nach Ueberwindung des ersten Drittheils drängen sich Ihnen schon verschiedene Bemerkungen auf, so z. B., dass das Thema langweilig, die Exposition gedehnt und weitschweifig, der Styl holperig — dass aus dem vorliegenden Werke der berühmte Autor gar nicht wieder zu erkennen ist! Aber Sie haben den festen Entschluss gefasst, das Ding bis zu Ende durchzuarbeiten, Sie ringen beharrlich mit Ihrer Apathie, und nach zwei Stunden rauher, unnachsichtiger Arbeit sinken Sie erschöpft, am Ende gar mit Migräne behaftet, abgespannt und mit einem ausgesprochenen Widerwillen gegen Alles, was lesbar und zeitungsähnlich ist, in den Sessel zurück. Sie preisen sich glücklich, es überstanden zu haben, aber Sie empfinden ernstlich bittere Reue über die mit diesem Wuste vergeudete kostbare Zeit, in der Sie Schöneres, Herzerfreuendes hätten schaffen können. Schliesslich finden Sie, dass Ihnen das Zeug die gute Laune verdorben, Sie missmuthig gemacht hat, und es mag nicht viel fehlen, dass Ihnen die Gespenster, welche die Ausgeburt eines enragirten Geniu's an's Licht der Wirklichkeit gezaubert, Nachts Ihren Schlummer verstören und Sie am Morgen mit einem leisen Fluche — entschuldigen Sie, aber „der Wahrheit die Ehre“ — erwachen, geltend dem Autor, dem Gott in seinem Grimme die Idee zu seinem monströsen Werke eingegeben. — — — Haben Sie in solchem Momente, verehrtes Fräulein, schon an einen Redacteur gedacht?

Gewiss nicht! Und desshalb fehlte Ihnen auch der das Uebel mildernde Vergleichungspunct, und Sie wunderten sich vielleicht, wenn Jemand zu Ihnen geäussert hätte: „O, mein Fräulein, Sie sind noch glücklich daran — —“ den Nachsatz anzufügen, verhinderte der unwillkührliche Ausbruch Ihres Erstaunens. Ja, mein Fräulein, Sie sind glücklich — und der Nachsatz lautet: „wenn verglichen mit einem Redacteur!“ In der That, es verlohnt sich der Mühe, darauf näher einzugehen, und ich mache mich anheischigs, wenn Sie meine Ergiessungen ruhig anhören wollen, sogar etwas unterhaltender zu plaudern, als es mir bis jetzt gelungen.

Verfügen wir uns zu dem Behufe — wir nehmen an, es sei des Morgens um 9 Uhr — in das Redactionslokal eines grossen illustrirten Journals. An der Thüre steht mit grossen Buchstaben gedruckt: „Nicht anklopfen.“ Das gilt insbesondere für fremde Personen, die es aber leider nur in den seltensten Fällen auf sich beziehen, während das Personal des Hauses diesen Usus traditionell kennt. Es ist nichts unangenehmer, als mitten in einer Arbeit durch ein monotones Pochen aufgeschreckt zu werden. Das reisst eine ganze Kette von Gedanken und Stimmungen rücksichtslos auseinander. Tritt hingegen einer ein, ohne sich vorher auf diese Art anzumelden, so wird ihn das Gefühl der Rücksicht und Höflichkeit schon dahin bestimmen, so lange ruhig stehen zu bleiben, bis der Beschäftigte aufblickt und sich zu ihm wendet. Der Ankommende weiss ja, dass er zu einem viel beschäftigten Arbeitsmanne kommt und nicht etwa zu einem otiosen Freunde, den sein Pochen höchstens aus einem duselnden *dolce far niente* emporschnellt. Es ist also gut so! Treten wir ein. Das können wir nun ohne Scheu, denn wir vermissen hier die an vielen Bureaux zu findende Aufschrift: „Sprechstunde von ... bis ...“ — Diese Formel wäre hier Ueberfluss und Einschränkung ohne Zweck. Denn wo so viele Fäden der verschiedensten Thätigkeit versponnen werden, da lässt sich die Menge von berechtigten Störern nicht auf eine Zeitschranke von einer oder zwei Stunden zusammenpfropfen. Und hiefür eine eigene Zeit zu wählen, wäre schwer, wo die Arbeit von Anfang bis Ende gleich anhaltend in Anspruch nimmt.

Ein grosser breiter Tisch fällt uns vor Allem in die Augen.

Und es wäre schwer ein Plätzchen darauf zu finden, das nicht benützt ist. Während die Wände höchstens ein paar einfache Bilder, eine grosser Bücherschrank und einige Karten etc. etc. einnehmen, scheint der „grüne Tisch“ — der auch in gar manchem Sinne ein Spieltisch ist, auf dem mancher Einsatz verloren wird und das Schicksal so manchen Attentäters auf den guten Geschmack besiegelt wird — kaum Raum genug zu bieten für die Unmasse von Papieren, die sich hier drängen. Es erscheint Ihnen das Alles vielleicht als eine grosse Unordnung, aber Sie täuschen sich, verehrtes Fräulein, es ist die grösste Ordnungsliebe hier zu Hause und ein richtiger Redacteur weiss das und das Manuscript zu jeder Stunde der Nacht im Dunkeln an seiner Stelle zu finden. Da gerade vor Ihnen liegen einige Streifen oder Bogen bedruckten Papiers; auf einigen bemerken Sie Zeichen und Anmerkungen mit der Feder gemacht — das heisst man Correctur, und diese bildet nicht gerade den unbedeutendsten, eher sogar den ermüdendsten Theil der Redacteurs-Thätigkeit. Nachdem die gesetzten Artikel einmal gedruckt oder, wie man es technisch nennt, „abgezogen“ sind, kommt der Corrector mit der Feder oder dem Rothstift und vergleicht Manuscript und Druck, bezeichnet die falsch gesetzten oder falsch verstandenen Stellen und gibt das Papier sofort dem Setzer wieder zurück, der die Aenderungen vornimmt. Damit ist aber noch nicht Alles, und nicht einmal die Hauptsache gethan. So geübt der Mann ist, es entgeht ihm doch Manches, und vollends die Fehler und Incorrectheiten des Manuscript's selbst fallen ja nicht in sein Ressort. Das geht den Redacteur an. Stellen Sie sich nun vor, verehrtes Fräulein, Sie sollten einen halben oder Viertels-Druckbogen von Anfang bis Ende mit einer solchen Genauigkeit durchlesen, dass Ihnen sowohl die Mängel einer falschen Wendung, als auch noch die unrichtige Stellung der Zeichen und Buchstaben nicht entgeht! Sie fangen an mit der Feder Zeile für Zeile, Buchstabe für Buchstabe durchzugehen, und wo ein Komma, Punct oder Semicolon fehlt, wo ein *u* statt eines *n*, wo ein *e* verkehrt steht, da machen Sie gefälligst das usuelle Zeichen — so fort bis zum Schluss. Wenn Ihnen dabei auch nicht gleich die Augen übergehen, so werden Sie doch gestehen, dass die Arbeit anstrengend und ermüdend ist, und Sie danken dafür, dass Sie das

nicht zum Tagewerk zugetheilt erhalten haben. Bei einem Redacteur geht das aber Tag für Tag so fort! In einer richtigen Redaction läuft die Correctur durch vielleicht 6 Hände — und wenn Sie schliesslich die neueste Nummer in die Hand bekommen, findet Ihr Auge doch noch hie und da einen Lapsus, der zwölf und mehr geübten Augen entgangen ist! Irren ist ja menschlich! Ehe die Manuscripte in den Druck gegeben werden, unterzieht man sie vorerst einer raschen Durchsicht und Correctur, um allenfallsige Unzukömmlichkeiten und Stylfehler, die auch dem geübten Schriftsteller in der „Hitze des Gefechts“ mit unterlaufen, vor dem Druck auszumerzen. Diese Arbeit geschieht wohl auch schon bei der ersten prüfenden Durchlesung des Manuscriptes und diese wollen wir, um zu unserer „zweiten Frage“ zurück zu kommen, nunmehr genauer in's Auge fassen. —

Sie erblickten schon längst hier am Tische jenen Stoss — ohne Uebertreibung sage ich es — von Papieren, beschrieben und von mannigfach verschiedener Form und Volumen. Dabei liegen Briefe, die wohl accreditirten Botschafter des Autors, die seine Wünsche, Bitten und Anliegen enthalten und dem Manuscripte als treuer Mentor dienen. Sie staunen über die Menge und glauben vielleicht, es werde damit wohl nur von Zeit zu Zeit aufgearbeitet? O nein! Besehen Sie gefälligst das Datum! Ist es nicht das neueste, höchstens drei Tage alt? Wächst jetzt mein Ansehen in Etwas vor Ihren Augen? Ja, verehrtes Fräulein, das Alles muss gelesen werden — und möglichst rasch, denn die Autoren lieben es nicht, Ihre Arbeiten veralten zu lassen, und wenn wir sie nicht annehmen, so wandern sie zu einem andern Verleger, und so fort, bis sie glücklich unter die Haube gebracht sind. Dabei geht viel Zeit verloren und viele Sachen veralten schnell, namentlich wenn sie sich auf Zeitereignisse beziehen. Und möglichst ruhig und leidenschaftslos, aufmerksam und — wo irgend möglich bei gutem Humor! Denn die Hauptsache ist die Begutachtung! Hier fallen zwei Momente in die Wagschaale. Erstens der Werth der Arbeit an sich — der absolute Werth — und die Bedeutung und Brauchbarkeit für das specielle Journal — der relative Werth! Sie verstehen, dass manches Manuscript goldnen Inhalts sein kann und in einer Fachzeitschrift von höchstem Interesse, während es

für ein illustrirtes Unterhaltungsblatt nicht brauchbar ist, weil hier die Leser Unterhaltung in erster Reihe suchen. Und diese Berücksichtigung der Zwecke des Journals, der Tendenzen, ist die erste leitende Idee bei der Begutachtung. Freilich fallen hierein noch manche andere Rücksichten, als z. B., dass bereits Aehnliches vor Kurzem dagewesen, dass die Idee nicht mehr neu, dass damit Consequenzen herbeigeführt würden, denen schliesslich Raum gegeben werden müsste, was für das Gedeihen des Blattes von Nachtheil wäre u. A. m. Nun ist aber kein Erdenkind frei von den Einflüssen seiner jeweiligen Stimmung und Laune — und wer darauf schwört keine Launen zu kennen, hat gerade die allermeisten — und es liegt nahe, dass die Beurtheilung sehr von dem Humor des betreffenden Lesers beeinflusst wird. Er wird ein Stück hübscher finden, wenn ihm der Kopf hell und heiter ist, wie wir ja über alle Widerwärtigkeiten eher und leichter hinwegrutschen, wenn uns gute Laune beherrscht. Desshalb obliegt diese Arbeit auch nicht Einem allein, sondern wo möglich stets Dreien, so dass immer ein Ausschlag möglich wird. Und hiebei beobachtet man streng die Maxime der Unparteilichkeit und Unabhängigkeit, indem Jeder unbekannt mit dem Urtheil des Andern sein Gutachten schriftlich abgibt. So wird nachtheiliger Einfluss vermieden und menschliche Schwäche möglichst in ihren schädlichen Wirkungen beschränkt. Nun aber die Zwecke und Tendenz des Journals, um die es sich handelt, sind bei der Begutachtung zu berücksichtigen! So leicht ist die Sache schliesslich denn doch nicht, wenn es sich um Zusammenstellung des Inhalts einer Nummer handelt! Ich weiss nicht, von wem gerade der Ausspruch stammt: „Das Publikum ist ein Ungeheuer“, aber der Mann hatte entschieden recht. Das Publikum fordert und verlangt und kennt kein Mitleid und selten Nachsicht. Man muss ihm genügen, seinen Wünschen und Erwartungen entsprechen und dabei lieber seine eignen liebsten Ansichten und Ideen opfern. Darum ist die Tendenz des Journals nur in sofern von grossem Werthe, als es sich dadurch ein festes Publikum um seine Fahne schaart — aber sich dasselbe zu erhalten, dazu genügt nicht allein die Festhaltung des Programms! Das Publikum ist wie der Zeitgeist und mit diesem in einer Schule erzogen, es wandelt und ändert und wechselt, will heute Das und

morgen Jenes, und wenn es an dem Orte, wo es seine Befriedigung zu suchen berechtigt ist, diese nicht findet, so sieht es nach andern. Ein Journal aber, das prosperiren will, muss sich den Wünschen und Interessen des Publikums fügen, verabsäumt es das, so mag man ihm den Lorbeer der Standhaftigkeit und Characterstärke um die Schläfe winden, aber seine Lebensuhr ist ehestens abgelaufen, wenn der Eigenthümer nicht etwa ein so origineller Kauz ist, seiner Idee ein Vermögen zu opfern.

Daraus aber mein Fräulein, entspringt die Lösung unserer ersten Frage. Der Geschmack des Publikums im Allgemeinen ist dem Journal allein der richtige Wegweiser auf der Bahn des Fortschreitens und Gedeihens; nur so wird er der Zeit gerecht. Mag darüber auch sein innerstes Gefühl sich sträuben, dass er so seine bessere Ueberzeugung für den Götzen des allgemeinen Geschmacks oder Ungeschmacks über Bord werfen soll, mag dieser oder jener edler Gesinnte ihm darüber grollen, — er ist ein Diener des Publikums, das ihn bezahlt und sich abonnirt, und ein Journal ist eben auch ein Geschäftszweig. Hier gibt es Angebot und Nachfrage so gut wie im Modelager und eine Zeitung ist so recht ein Modeartikel.

Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, als ob ein Journal nicht bildend und veredelnd auf den allgemeinen Geschmack wirken könnte, im Gegentheil wir vertreten nach wie vor diese Ansicht als den eigentlichen und schönsten Zweck der Presse — aber das ist nur Theelöffelweise erreichbar, in kleinen gradatim wachsenden Dosen, ohne dass das verzogene Kind eine Ahnung davon hat, dass es Medizin bekommt, und wo möglich gibt man ihm die bittere Pille in einem Bonbon oder in einer süssen Brühe. Nach und nach wird ein Baum, und kleine Ursachen gebären grosse Wirkungen.

Nach einer kleinen Abschweifung kommen wir nun an das Lesen selbst. Beginnen wir einmal mit der Durchsicht der Titel und lesen dazu die Briefe, das gibt uns eine Uebersicht von dem Mahle, das unser harrt, eine literarische Speisekarte! —

Das erste Manuscript ist eine Novelle, auf Conceptpapier in Quartformat geschrieben von einer zierlichen Handschrift. Der Name des Autors ist ein Männername, aber der Begleitbrief vindicirt ihn als ein Anonym und der Verfasser ist in der Wirklich-

keit eine Verfasserin. Lesen wir den Brief — (und zwar nicht blos desshalb um zu erfahren, welche Ansprüche der Autor allenfalls macht, sondern besonders in unserm eigenen Interesse desshalb, damit wir erfahren, ob es ihm mit der eventuellen Antwort oder Rücksendung besonders eilt, was die Arbeitseintheilung erleichtern kann).

Ein ganzer Briefbogen ist vollgeschrieben — das sicherste Zeichen, dass der Autor ein Neuling ist. Sonst würde er von vorneherein wissen, dass alle Herzensergiessungen hier am unrechten Platze sind, wo aus Mangel an überflüssiger Zeit nur das Geschäftliche des Briefes wirklich gelesen, dagegen privatere Ergüsse übergangen werden müssen. Was schreibt die Dame? „Ich lege mein Wohl und Wehe, meine ganze Existenz in Ihre Hände.“ Damit beginnt die Epistel und nun folgt in längerer Rede die Mittheilung der Bitte, das Manuscript doch ja um Gotteswillen anzunehmen, indem der Verfasserin das Schriftstellen der einzige Erwerbszweig sei! Du lieber Gott! Also auf unser Mitleid und Barmherzigkeit wird appellirt! Von Herzen gerne geben wir dieser edlen menschlichen Rührung nach, wenn nur das Gebotene halbwegs für unsere Leser geniessbar ist. Aber unsere Leser, die ihr Abonnement nicht umsonst bezahlen wollen, verlangen Interessantes, wo möglich Spannendes und stets Neues — und die Novelle ist so herzensmatt, so naïv, wie für Kinder von 14—16 Jahren, ohne passende Diction, ohne Witz und Geist, eine blosse Stylübung eines eben aus dem Institut hervorgegangenen Mädchens! Können wir da solchen menschlich-göttlichen Rücksichten Raum geben? Doch unmöglich! Bringen wir nur zweimal dergleichen, so hat unser Blatt schon bedeutend an Credit verloren, und der nächste Quartalwechsel zeigt uns schon einen ganz bedeutenden Abgang von bisher getreuen Abonnenten. Sie verstehen, verehrtes Fräulein, ohne nähern Commentar, dass, wollten wir unser Geschäft zu einer Wohlthätigkeitsanstalt machen, wir bis in weniger als vier Wochen bankerott wären. Der Geschmack des Publikums ist unser tyrannischer Gebieter, denn wir hängen total von ihm ab — Mitleid und Barmherzigkeit in diesem Sinne von uns verlangt wird nicht berücksichtigt. Möchten das doch die jungen Autoren und Verfasserinnen bedenken und sich und uns solch un-

angenehme Täuschungen ersparen. Und, — erlauben Sie mein Fräulein, — bei diesem Anlasse eine ernste Zwischenfrage! Ist enn der Weg der Schriftstellerin der einzige für ein Mädchen von guter Erziehung in armen Verhältnissen? Sollte das der einzige Erwerbszweig für sie sein, die im Institut erzogen, mit allem Möglichen „ausgebildet“ worden ist? — — Das berührt die Erziehungsfrage des weiblichen Geschlechts, die neuerdings so energisch ventilirt worden ist, und die in unserm Aufsatz keine weitere Berücksichtigung finden kann, so dass wir uns auf diese Hinweisung beschränken. — Aber solcher Zusendungen gibt es gar manche; gar Viele von den jungen Dämchen finden das Führen der Feder viel angenehmer und „anständiger“, als das der Nähnadel und fast Alle halten die Fähigkeit, ihre Gedanken angenehm auszudrücken, für Talent zur Schriftstellerei! O grosser bedauernswerther Irrthum, an dem schon so viele Opfer verblutet sind! — Doch weiter.

Da haben wir ein dickes Manuscript mit grossen festen Zügen auf grossen Foliobögen und — im Gegensatze zu dem eben weggelegten, das keine Correctur enthielt, — oft und viel durchstrichen und wieder überschrieben; dabei nur ein paar kurze Zeilen. Es ist ein tüchtiger Autor, sein Name hat einen guten Klang. Aber die Grösse des Manuscripts scheint bedenklich. Wir haben nicht viel Raum zur Disposition. Gelesen muss es werden. Wir unterziehen uns der Mühe — und finden, dass das Alles recht schön, tüchtig und gut ist, aber für uns nicht passend. Es geht mit einem höflichen Schreiben wieder an den Autor zurück! Wirklich!? höre ich manche Stimme eines literarischen Anfängers? Ja, in allem Ernste. Ich kenne wohl die Einbildung literarischer Debutanten, die sich stets verschmäht und zurückgesetzt glauben, weil sie keinen „Namen“ haben. Sie glauben steif und fest, die bekannten Schriftsteller hätten ein für alle Mal das Privilegium der unbedingten Annahme ihrer Arbeiten! O Täuschung! Es passirt häufig, dass man mit Bedauern retourniren muss, und nicht selten sind gerade die Fälle, wo die Verfasser den Werth ihrer Arbeit zu hoch taxiren und Preise machen, die man nicht bezahlen will.

Nun das Dritte! Sie bedenken und vergessen nicht, dass wir

bereits zwei ziemlich lange Manuscripte gelesen, ohne reellen Gewinn davon gehabt zu haben. Das Eine hat uns Langeweile gemacht, das Andere war nicht zu brauchen.

Zwei Arbeiten *pour rien!* Weiter! Das Vorliegende ist eine Sensationsnovelle. Das wissen wir gewiss! Abgesehen vom Titel, bürgt uns der Name des Autors, der nur in dieser Branche arbeitet. Seine Sachen sind etwas umfangreich, aber sie interessiren das Publikum lebhaft, werden mit Heisshunger verschlungen. Aber einen Fehler hat der Mann — seine erbärmliche Schrift! Es ist die reine Sisyphusarbeit, von der ich eben bereits gesprochen. Betrachten Sie diese Hieroglyphen — und das muss aufmerksam gelesen werden. Und der Herr Verfasser will nun einmal nicht zu bewegen sein, seine Arbeiten abschreiben zu lassen. Trotz allen Bitten bleibt er starr. Er weiss, dass man ihn stets berücksichtigt, da er das Publikum in der Tasche hat, und ehe er uns diese Gefälligkeit erweist, können wir uns blind lesen. — Nun das Vierte! — — Wie? Verehrtes Fräulein, Sie wollen nicht mehr? Sie haben bereits übrigst genug an dieser amüsanten Beschäftigung, wie Sie unsere Thätigkeit vor einigen Tagen noch priesen?! Drei Manuscripte haben wir gelesen, und hier liegen noch ihrer zwölf! Und unter sechs bis sieben grössere und kleinere Arbeiten kommen wir täglich nicht weg! —

Ja, verehrtes Fräulein! Sie schmerzt der schöne Kopf und die Augen brennen Sie! — — Das kommt davon! Drum machen wir schnell des Résumé und eilen zum Schlusse unsrer Aufgabe. Denn ich glaube zu bemerken, dass ich Sie fast über Gebühr bereits mit meinen langweiligen Deductionen gequält und den Raum dieser Correspondenz zu überschreiten drohe.

Sisyphus-Arbeit, Danaïden-Zeitvertreib und Tantalus-Qualen, Sie werden mir endlich recht geben, und ich erlaube mir Sie auf unsre Eingangsunterhaltung nochmals hinzuweisen. Wenn Sie sich wundern, dass Das oder Jenes im Blatte zu finden, was Sie lieber vermisst hätten, so bedenken Sie das Ungeheuer, dem wir willig opfern müssen, das heisshungrige Publikum und bedauern Sie den armen Redacteur. Wenn Sie nach Lesung eines Romans, der Ihnen langweilig und ermüdend erscheint, oder bereits in der ersten Hälfte das Buch geärgert aus der Hand legen, so schenken

Sie eine Rücksicht des Mitleids dem geplagten Redacteur, dem die Aufgabe tagtäglich zugetheilt ist, mehrere solche Arbeiten zu verschlingen und hinterher sogar eine kleine begutachtliche Excerption des Inhalts zu verfassen; bedenken Sie, dass, während Sie selbst den deutlichen Buchdruck vor Augen haben, er stets die verschiedensten und meistens recht abscheulich gekratzfussten Schriften zu lesen hat, abgesehen von der Mannigfaltigkeit des Thema's, die täglich eingehen, und wovon nur der vierte Theil zu brauchen ist. Berücksichtigen Sie, verehrtes Fräulein, wie Manches er lesen muss, von dem er bei der ersten Seite bereits weiss, dass es Wust ist, überlegen Sie, welche Briefe er zu durchmustern, wie viel faule Witze und geschraubten Humor er zu verdauen hat und wie oft ihm die Laune dabei abhanden kommt. Stellen Sie sich nochmals den Berg von Manuscripten vor — und schätzen Sie sich glücklich. Es ist nicht alles Gold was glänzt! Diesen abgeklatschten Lückenbüsser von Sprichwort muss ich Ihnen in Ermanglung von Gediegenerem in Erinnerung rufen. Es ist viel des Guten, Schönen, Interessanten und Lehrreichen dabei zu ernten, das ist keine Frage, und wir möchten trotz allen Aergers und schlechten Humors doch mit Keinem tauschen — aber es ist keine Amusement-Beschäftigung, sondern eine ernste Thätigkeit.

Und wer aus dem Wenigen, was ich mir hier erlaubt, an Sie, verehrtes Fräulein, zu adressiren, *cum grauo salis* einen Begriff von dem Thun und Treiben eines Redacteurs gewonnen hat, wird gewiss zustimmend auf meine Seite treten, wenn ich mit den Worten schliesse: „Ihr Alle, denen ein unwiderstehlich Geschick die Feder der Musen in die Hand drückt, nehmt meine Worte zu Herzen, und überlegt es wohl, was und wie Ihr schreibt. Und wenn der junge Manuscript-Embryo denn absolut in die Welt hinaus will, so bleibt hübsch bescheiden, macht keine grossen Ansprüche, als währet Ihr halbe Genies; und vor Allem lasst Euch, wenn Ihr's denn durchaus nicht lassen könnt, zu publiziren, mit dieser Musenunterhaltung eine Stunde der Musse verkürzen, aber — ich rathe Euch als Vater — macht um Gotteswillen keinen Lebenserwerb daraus, so Knaben als Mädchen! Es lässt sich nirgends schneller verhungern, als bei Dinte, Feder und Papier! Habt Ihr aber etwas eingeschickt, so wartet geduldig auf Antwort und sollte

es auch 6 Wochen dauern — im Hinblick auf das Obengesagte sei es Euch in's Herz geprägt. Eine kurze Nachricht in der „Correspondenz“, „Briefwechsel“ oder „Briefkasten“ des Blattes möge Euch genügen; denn wollte der Redacteur einem Jeden einen Brief schreiben, der ein Manuscript geschickt, und wollte er vollends noch Jedem — wie so häufig verlangt wird!, — ein detaillirtes Urtheil über seine Arbeit zukommen lassen, wo käme er mit seiner Zeit und Arbeit hin!

„O, eine schöne Himmelsgabe ist das Licht des Auges“, sagt Schiller in seinem Tell; bedenkt es und traget wenigstens Ihr nicht dazu bei, den Redacteur vor der Zeit darum zu bringen — schreibt deutlich! Und hat Euch die Vorsehung diese Fähigkeit kärglich zugemessen oder versagt, so lasst Eure Sachen copiren, und der mögliche Erfolg Eurer dichterischen Bestrebungen wird Euch das Aufgewendete ja reich vergelten!“

Damit will ich schliessen, verehrtes Fräulein, und es sollte mich von Herzen freuen, wenn ich in meiner Absicht nicht fehl gegangen und Sie etwa, statt zu unterhalten, gelangweilt habe. Sollte mir aber ferner Raum in diesen Blättern gegönnt sein, so will ich gerne diese angenehme Correspondenz wieder von Neuem aufnehmen, und wir plaudern demnächst vielleicht von musikalischen Themas. Vorläufig redactionellen Gruss und Dank Ihnen und dem freundlichen, geduldigen Leser.

METEOROLOGISCHE BEOBACHTUNGEN

unter dem 80.° N. Br.

VON DR. JULIUS AUTSCH.

Die unter dem Commando der in jüngster Zeit allbekannten Nordpolfahrer Weiprecht und Beyer abgegangene Nordpol-Expedition verspricht zum Zwecke meteorologischer Studien interessante Daten zu liefern, und wurde diese Expedition auch zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen von Seite der seit jüngster Zeit sich eines bedeutenden Fortschritts erfreuenden österreichischen Central-Anstalt für Meteorologie mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet; es dürften um so eher für die Wissenschaft werthvolle Daten zu gewärtigen sein, da gleichzeitig die von Schweden unter Leitung des Professors Nordenskjöld, welcher bereits 5 Polarreisen unternahm, ebenfalls derlei Beobachtungen anstellt, und anderseits im arktischen Gebiete Nord-Americas, der Westseite Grönlands, Temperatur-Beobachtungen fortgesetzt und von einer von dort aus unternommenen Expedition temporär angestellt werden.

Die schwedische Nordpol-Expedition wird auf Spitzbergen überwintern, während die österreichische Expedition voraus-

sichtlich den äussersten Norden Asiens, östlich von Novaya-Semlja erreichen dürfte, von wo aus gegen Ende des Winters 1873 mittelst Schlitten die höchsten, bis jetzt erreichten Polargegenden besucht und erforscht werden sollen.

Hiedurch werden diesmal gleichzeitig in beiden Polarbeken meteorologische Beobachtungen vorgenommen, welche im Vergleich mit denen der nördlichsten permanenten meteorologischen Stationen einen besonderen Werth erhalten dürften.

Drei Diners.

Eine Erzählung aus dem Jugendleben des Vaters Carl Maria's von Weber,

von

Ernst Pasqué.

I.

Es war am 15. September des Jahres 1757, als auf der Strasse, welche von Hildburghausen durch den Thüringer-Wald nach Gotha führt, ein Reiter in ziemlicher Eile letzterer Stadt zustrebte. Derselbe war ein junger Mann von etwa drei und zwanzig Jahren und schmuckem Aeussern, trug eine hellgrüne, rothausgeschlagene Uniform, und die goldenen Litzen, der rothe Federbusch auf dem kleidsamen Dreispitz, zeigten, dass er Offizier sei. Auf dem Mantelsack jedoch fand sich ein Gegenstand aufgeschnallt, der nicht das Geringste mit dem Soldaten noch dem Kriege zu thun hatte.

Es war ein starkes ledernes Futteral in dem eine Geige stack. Der junge Krieger, der die Musik so sehr liebte, dass er sein Instrument sogar mit in's Feld nahm, diente in der Garde des Churfürsten von der Pfalz, der sein Contingent zur Reichsarmee hatte stossen lassen, die unter ihrem Feldherrn, dem Prinzen Joseph von Hildburghausen und im Verein mit den französischen Völkern des Prinzen von Soubise, den grossen Friedrich von Preussen schlagen sollte. So war der junge Mann auch in's Feld gerückt und befand sich zur Zeit auf dem Wege nach Gotha, um dem Prinzen von Soubise eine höchst wichtige Depesche seines obersten Chefs, des Prinzen von Hildburghausen zu überbringen.

Schon tauchten in der Ferne die Thürme des gewaltigen Schlosses Friedenstein auf und der Offizier trieb seinen Gaul zu stärkerem Lauf an, um sein Ziel recht bald zu erreichen, als er plötzlich aufhorchte, dann den Zügel stramm anzog und sein Pferd zum Stehen brachte. Aus einem zur Seite der Strasse liegenden Gehöft, das zugleich eine Herberge war, wie der weit ausgestreckte eiserne Arm mit dem Schild besagte, ertönte lautes wirres Reden und das ängstliche Aufschreien einer weiblichen Stimme. Im Nu war der ritterliche Offizier aus dem Sattel; den Zügel warf er befehlend einem gaffenden Bauer zu, der bereits das Pferd eines kleinen Wagens hielt, dann trat er ungesäumt in das Haus und in die Schenkstube. Hier tobte ein wüster Tumult und es war höchste Zeit, dass ein energischer Vermittler sich einstellte. Ein Haufen französischer Soldaten war in einer Weise um einen älteren Herrn und eine junge Dame beschäftigt, dass im nächsten Augenblick das Schlimmste erfolgen musste. Der alte Mann wurde hohnlachend hin und her gestossen und das Mädchen war bereits unfähig sich ihrer

Dränger zu entwehren. Doch kaum hatte die Schöne den fremden Offizier erblickt, als sie mit letzter Kraft sich Bahn brach, auf den Eintretenden zustürzte und rief: „Schützen, retten Sie mich und meinen Vater, um des Himmels Barmherzigkeit willen!“

Der junge Mann fühlte sich mächtig ergriffen von der Schönheit, der Hülflosigkeit der Dame. Mit der Linken umfing er sie und während die Rechte schnell den breiten Säbel aus der klirrenden Stahlscheide zog, trat er den Soldaten mit blitzenden Augen entgegen und rief ihnen mit drohend befehlender Stimme auf französisch zu:

„Zurück! im Namen Eures Chefs! oder ich spalte dem Ersten, der sich mir nähert den Kopf!“

Die Franzosen wichen scheu zurück. Der Offizier und seine Energie imponirten ihnen. Der Tumult schwieg und jetzt vermochte auch der alte Herr sich der Dame zu nähern, die mit dem Ausruf „Vater!“ auf ihn zueilte und weinend in seine Arme schloss. Der Offizier warf nur noch einen feurigen Blick auf das schöne Mädchen, dann sprach er streng wie vorher zu den Soldaten:

„Was treibt Ihr hier? — Antwortet!“

Anfangs wurde nur ein schwaches Murmeln hörbar, endlich aber sagte einer der Franzosen, ein Corporal, der die kleine Abtheilung wohl zu befehligen hatte:

„Wir sind hierher beordert, um — den Weg in's Gebirge zu recognosciren.“

„Weshalb? — So viel ich weiss, wird die Reichsarmee sich in wenigen Tagen mit der des Prinzen von Soubise vereinigen.“

„Mag sein!“ lautete die Antwort. „Doch Monseigneur glaubt die Preussen in der Nähe und will die Vereinigung der beiden Armeen wohl selbst bewerkstelligen.“

„Aha!“ lachte der Offizier in höhnischer Weise. „Und Ihr solltet sehen ob der Pass zum — Entwischen frei sei! — Memmen!“ setzte er deutsch und verächtlich hinzu, dann wandte er sich zu dem alten Herrn und seiner hübschen Tochter.

Die junge Dame war bildschön; ihr herrliches cendreblondes Haar liess durch seinen leichten Puderhauch den blendenden Teint noch mehr hervorleuchten. Ihre Haltung war stolz wie die einer Prinzessin, doch ihr schönes Auge ruhte mit unverkennbarer Freude und Hingabe auf dem jungen schmucken Krieger. Der alte Herr erhob sich mühsam, reichte ihrem Befreier die Hand und sprach:

„Wie kann ich Ihnen danken, mein Herr, dass Sie meiner armen Tochter und mir in so schwerem Augenblick thatkräftig beigestanden! Wir sind auf der Heimreise begriffen, hier eingekehrt, um ein Mittagsmahl einzunehmen, da wir fürchteten in Gotha, das voller Franzosen liegen soll, nichts bekommen zu können. Da fielen die Soldaten in's Haus und nachdem sie Küche und Keller geplündert, nahmen sie auch noch unsere spärlichen Bissen. Doch wenn es nur dies gewesen wäre! — Nun Anna, warum hast Du kein Wort für unsern Retter?“

Der Mund des Mädchens schien freilich stumm zu sein, doch um so beredter sprachen ihre thränenfeuchten Augen, der Druck der Hand, der dem jungen Offizier jetzt wurde und den dieser bis an sein Herz zu spüren meinte. Leicht erröthend sagte sie mit einem Anflug von weher Furcht:

„Mein innigster Dank schliesst eine Bitte in sich: Verlassen Sie meinen alten Vater nicht, bis die Soldaten sich entfernt! Ich fürchte Alles von ihrer Rohheit.“

„Die Schufte!“ murmelte der Offizier zwischen den Zähnen, einen ergrimmten Blick auf die Franzosen werfend, welche theils wieder auf den Bänken lungerten, theils hin und her liefen, wohl nach Speise und Trank suchten, wie erneuertes lautes Reden ausserhalb der Schenkstube zu künden schien. „Einen Augenblick Geduld,“ sagte der junge Mann nun mit einem verschmitzten Blick auf die schöne Dame. „Ich werde sogleich Ruhe schaffen und uns von dieser französischen Bagage befreien.“

Rasch stand er auf, trat vor die Thüre, zog ein kleines Fernrohr hervor und spähte mit scheinbar grösster Aufmerksamkeit in die Ferne. Plötzlich liess er das Glas sinken, stürzte in das Haus und schrie aus Leibeskräften:

„*Les prussiens!* — Die Preussen kommen!“

Hei, wie sprangen da die Franzosen von den Bänken, aus der Küche und dem Keller, und in weniger denn fünf Minuten war das Haus vollständig leer und die Heldenschaar schon auf und davon gelaufen, den Bergen zu, wohl um weiter zu recognosciren, und sich dabei vor den gefürchteten „*Prussiens*“ zu salviren.

Lachend warf sich der Offizier auf einen Schemel, dann rief er mit komischer Entrüstung:

„Und mit solcher Bande soll man sich schlagen gegen König Friedrich, den grössten Feldherrn des Jahrhunderts?! Es ist eine Schande — eine Lächerlichkeit!“

Auch die junge Dame musste lachen. Nur der alte Herr blickte trübsinnig auf die leeren Schüsseln vor sich auf dem Tische, der Offizier bemerkte es und rief nach dem

Wirth, um neues Essen zu fordern, doch es war auch nicht mehr das Allergeringste im Hause, die Franzosen hatten Alles aufgezehrt. Wie die Reisenden gekommen, mit leerem, hungerigen Magen, mussten sie die Herberge verlassen, doch der Offizier tröstete sie mit der Versicherung, dass er in Gotha schon für ein gutes Diner Sorge tragen wolle.

Bevor die kleine Gesellschaft aufbrach, händigte der alte Herr dem Offizier ein Blättchen seines Taschenbuchs ein, auf das er seinen Namen und den seiner Tochter geschrieben. Sie lauteten:

„Johann Ferdinand von Fumetti, Hofkammrath zu Steuerwald, im Fürstbisthum Hildesheim“ und

„Maria Anna von Fumetti.“

„Wir werden Sie und den Dienst, welchen Sie uns geleistet haben, nie vergessen. Doch nun sagen Sie uns auch, wem wir zu danken haben,“ so sprach er.

Der junge Mann lächelte, dann antwortete er mit leichter Verbeugung:

„Ich bin Offizier — durch die Umstände, doch Musiker aus Neigung und heisse

Franz Anton von Weber.“

Dann setzten alle Drei ihren Weg nach der Residenz Gotha fort.

II.

In Gotha hausten zur Zeit der Befehlshaber der französischen Armee, der Prinz von Soubise mit seinem General-

stab, seinen Offizieren und — den Schönen des Versailler Hofes wie des Pariser Pflasters, welche die Armee begleiteten, um Theil an ihren Siegesfreuden zu nehmen. Zu der näheren Umgebung des Prinzen gehörten zwei galante Damen von altem Adel doch — sehr modernen Sitten, welche die Pompadour ihrem Liebling Soubise, gleichsam als weibliche Adjutanten, vielleicht auch als heimliche Wächter beigegeben. Auf dem Friedenstein speisten die Herrschaften, etwa 200 Personen, und Herzog Friedrich III. that das Möglichste um seine genusssüchtigen Gäste zu befriedigen. Seine schöne und geistvolle Gemahlin Louise Dorothea, fügte sich, wenn auch mit Widerstreben, in das Unvermeidliche, denn sie war echt deutsch oder richtiger gesagt, gut preussisch gesinnt, während ihr Gemahl im Grunde gar keiner Partei angehörte. Hatte er doch unter Anderm ein Regiment Landeskinder an England verkauft, das sich mit Preussen verbündete, während er zu gleicher Zeit sein Contingent zur Reichsarmee gestellt. So waren denn die Gothaer in der eigenthümlichen Lage für beide kriegführenden Parteien kämpfen zu müssen, und konnten sie jede Stunde das Vergnügen haben, sich ungestraft untereinander todtzuschiessen.

Vor etwa einem Monat, am 21. August, waren die Franzosen in Gotha eingerückt, um sich mit der Reichsarmee zu verbinden und dann Sachsen zu überfallen. Doch der grosse Friedrich gedachte dem Schlag, der ihn empfindlich treffen sollte, schon zuvorzukommen. Den Russen schickte er den General Lehwald entgegen, dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeld überliess er die Oesterreicher und er selbst eilte nach Thüringen. Am selben 15. September war es, und zur Zeit, als unsere drei Reisenden sich Gotha näherten, da läutete die Tischglocke des Schlosses

den französischen Herrschaften zur Tafel. Prächtig war servirt, die Vereinigung der beiden Heere sollte im Voraus gefeiert, auf das Wohl des Königs Ludwig XV., der Pompadour, auf künftige Siege, unter dem Donner der Haubitzen des Schlosses, getrunken werden. Schon schickte sich der Prinz von Soubise mit den Seinen an, in langem, bunten und lustigem Zuge die Speisesäle zu betreten — die Tischglocke läutete gar zu dringend, die Suppe konnte kalt werden — da begann es in der Stadt ebenfalls zu läuten, zuerst von einem Thurm, dann von den Thürmen der übrigen Kirchen. Die speiselustigen Franzosen stutzten. Das klang nicht wie Tafelgeläute — es klang wie Sturm! Und schon stürmten auch Laquaien und Adjutanten herbei mit demselben Schreckensruf, den von Weber wenige Zeit vorher im Scherz ausgestossen: „*Les Prussiens!*“ — „Die Preussen kommen!“

Waren früher die französischen Soldaten gelaufen und gesprungen, so liefen und sprangen jetzt die Offiziere, ihren Prinzen Soubise an der Spitze, und die noblen Damen begleiteten die Flucht mit nichts weniger als harmonischem Geschrei. Das war ein Jagen, Rennen nach den Thoren, ein unbeschreiblicher Tumult, der glücklicher Weise kaum so lange dauerte, um die bereits aufgesetzte Suppe wirklich kalt werden zu lassen. Denn die Herren Franzosen waren gar behende und flohen das servirte köstliche Diner als ob es eine wahre Henkersmahlzeit gewesen. In unglaublich kurzer Zeit war der Friedenstein geräumt — er hatte Frieden vor den welschen Feinden — kein Franzose befand sich mehr im Schlosse, wie in der Stadt, während der Abgesandte des starken Prinzen von Hildburghausen, der sich mit seiner Begleitung durch die Fliehenden gedrängt, dort einzog, um

dem gleich grossen Prinzen von Soubise die höchstwichtige Depesche seines Chefs zu überbringen.

Doch das Schloss war leer, scheinbar ausgestorben und vergebens sah sich der Offizier in den Corridoren, den prächtigen Speisesälen nach einem Franzosen um, der im Stande gewesen, die hochwichtige Depesche an ihre richtige Adresse zu befördern. Soubise war bereits fern und in Sicherheit, doch im Augenblick gewiss auch ebenso hungrig als der von Weber und seine beiden Begleiter, welche des Schutzes benöthigt, dem jungen Offizier überall folgten.

Da lachte der von Weber plötzlich hell und lustig auf, deutete auf die gedeckte Tafel, welche mit köstlichen Speisen aller Art besetzt war und rief:

„Mögen sie laufen — bis über den Rhein, ich bleibe hier und will es allein mit dem preussischen Heere aufnehmen, vor der Hand aber den Truppen auf dieser Tafel hier eine mörderische Schlacht liefern. Mein Muth ist fürchterlich, er gleicht meinem Appetit! Deshalb — *en avant!*“

Und ohne weitere Umstände setzte er sich an die Tafel, nöthigte seine beiden Begleiter ein Gleiches zu thun und alle Drei begannen zu speisen. Es war höchste Zeit, denn der innere, stets stärker nagende Feind war mit keinen andern Waffen als mit Speise und Trank zu bekämpfen.

Doch kaum war die Suppe vertilgt, als das scheinbar todte Schloss plötzlich wieder lebendig zu werden begann. Ein Gesumme, Getöse erhob sich, das etwas Ernstes, fast Feierliches hatte, und vollständig verschieden war von dem wirren Geschrei der flüchtenden Franzosen. Erstaunt horchten die drei Esser auf. Da wurden die Thüren des Speisesaals aufgerissen und herein trat, von dem Herzog und der Herzogin ehrerbietig geführt, lachend ein Herr in lang-

schössiger blauer Uniform, einen Krückstock in der Hand, und auf der Brust einen blinkenden Stern.

Es war Friedrich II., der grosse König von Preussen.

Wie von einem Blitzstrahl berührt, erhob sich der Offizier der feindlichen Reichsarmee. Kerzengerade blieb er stehen, die Hand am Dreispitz, und respectvoll, doch ohne Furcht, schaute er dem König in das scharfgeschnittene Antlitz.

Friedrich stutzte, als er den Fremden erblickte, sein Lachen hörte auf, dann schritt er rasch, von dem herzoglichen Paar und mehreren Offizieren gefolgt, auf den jungen Mann zu und ihn durchdringend anschauend, deutete er mit dem Krückstock auf ihn und sprach:

„Wer ist Er?“

„Franz Anton von Weber, Offizier der churfürstlich-pfälzischen Garde, Majestät zu dienen — das heisst —“

„Ah! Ein Feind — aber doch ein Deutscher. Er ist nicht davon gelaufen wie die saubern Herrn Franzosen. Er ist Gefangener.“

„So brauche ich nicht gegen einen grossen Fürsten zu kämpfen!“ lautete die keck gegebene Antwort.

Abermals blickte der König ihn fest an, doch er schien zu lächeln, dann sprach er weiter:

„Was treibt Er hier? — Antwortet!“

„Um einen Auftrag meines höchsten Chefs, Sr. Durchlaucht von Hildburghausen auszurichten ritt ich hierher.“

Eine Depesche, verstehe! — Heraus damit! Jeder Widerstand ist vergebens.“

„Nicht freiwillig, Majestät!“

„Das ist — brav! — Holla, Ihr dort! Durchsucht seine Taschen und gebt mir das Papier.“

Ehe von Weber es nur hindern konnte, ward er umringt, durchsucht, und wenige Augenblicke später befand sich die hochwichtige Depesche in den Händen des Königs.

„Mein Vetter von Hildburghausen wird mir schon vergeben, wenn ich mir seine Scripturen etwas näher ansehe," sagte der König und erbrach den Brief. Doch kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als er in ein lautes Lachen ausbrach und rief: „Das ist lustig, meine Herren! Wisst Ihr was der von Hildburghausen seinem französischen Collegen schreibt? Ihr denkt wohl einen ganzen *Plan de Campagne?* — Bewahre! -- Er meldet ihm sein baldiges Kommen und dass der Soubise für ein gutes Diner auf dem Friedenstein sorgen soll. Und — *diable!* Das versteht der Franzose fast ebenso gut wie das Laufen," setzte er hinzu, zugleich mit den Augen die reichbesetzte Tafel überfliegend. „Da wir seit vier Tagen nichts ordentliches genossen, so werden die Gothaischen Herrschaften uns schon gestatten, einen Löffel Suppe zu essen. *A table Messieurs!* Und da Er," dabei wandte der König sich wieder an Weber, „der Einzige gewesen der die Courage gehabt zu bleiben, so darf Er schon mitspeisen. Dann mag Er geh'n und thun — was Er nicht lassen kann!"

Wenige Augenblicke später sass der König mit seinen Generalen, Offizieren und dem herzoglichen Paare an der Tafel. Die Herren speisten mit grösstem Appetit und mit gleicher Heiterkeit. Der von Weber hatte sich, der Erlaubniss des Königs nachkommend, mit dem alten Hofkammrath Fumetti und dessen hübscher Tochter an eine andere Tafel gesetzt und auch sie machten dem, für die Herren Franzosen servirten Diner, gleich den unerwarteten preussischen Gästen alle Ehre.

An der Spitze seiner Vorposten, mit nur 800 Mann war Friedrich in Gotha eingezogen und mehr als 8000 Franzosen waren nur beim Klange seines Namens davon gelaufen. Was werden sie erst thun, wenn sie dem Heldenkönig im Felde gegenüberstehen?

Auch diese Probe sollte den Herren Franzosen nicht erspart bleiben, doch vorher hatten die grossen Prinzen von Soubise und Hildburghausen noch andere Erfahrungen, ihre köstlichen Diners betreffend, zu machen.

III.

Nur zwei Stunden war Friedrich in Gotha geglieben, dann nach Erfurt weiter gezogen. Auch der alte Fumetti war mit seinem hübschen Kinde abgereist, doch der Abschied zwischen dem Mädchen und dem jungen Offizier nicht ohne Kampf gewesen. Fräulein Anna hatte Thränen vergossen, die erst dann gestillt wurden, als Herr von Fumetti den von Weber einlud, ihn ja recht bald, wenn er des kriegerischen Handwerks satt sei, in Steuerwald zu besuchen. Für einen jungen anstelligen Mann liesse sich gar leicht eine gute und passende Civil-Versorgung finden, hatte der alte Herr schliesslich in wohlwollendster Weise gemeint. Dann waren noch einige herzliche Worte gewechselt worden und Vater und Tochter hatten ihr kleines Wägelchen bestiegen, das sie rasch davon führte.

Franz Anton von Weber war geblieben. Der König hatte ihm lachend die erbrochene Depesche wieder zurück-

gegeben und ihn bedeutet, sie immerhin dem französischen Heerführer einzuhändigen. Da die Consigne ihn nach dem Friedenstein gewiesen, so blieb von Weber in Ruhe auf dem Schlosse, um hier, an richtigem Ort, den Prinzen von Soubise zu erwarten.

Es dauerte ein paar Tage, da erschienen die ersten Franzosen wieder in Gotha, ein Zeichen, dass das Terrain vollständig sicher war, und schon zog auch der Prinz von Hildburghausen mit seinen überaus bunten Herreshaufen heran. Der französische Befehlshaber thronte bereits wieder auf dem Friedenstein, mitsammt seinen tapferen Generalen, Offizieren und galanten Damen. Er hatte die Depesche seines prinzlichen Collegen empfangen, gelesen und — buchstäblich befolgt. Ein köstliches Diner war in der herzoglichen Küche zur Feier der Vereinigung beider Armeen commandirt und angerichtet worden und die Feldherrn freuten sich auf den Augenblick, wo sie ihren Muth an der Tafel, ihre strategischen Künste mit Messer, Gabel und Pokal zeigen konnten und auf diesem unblutigen Schlachtfelde einander in aller Freundschaft zu schlagen hofften. Der Prinz von Hildburgshausen sah sich schon als Sieger. Er war seiner Zeit ein ebenso berühmter Esser und Trinker, als er bald ein unberühmter Feldherr werden sollte. Eine riesige Gestalt, wog er volle 300 Pfund, und die grössten Potentaten und Helden hätte er geschlagen, das heisst unter den Tisch gegessen und getrunken — wenn sie nur den Muth gehabt, ihm bei einer solchen Schlacht Stand zu halten.

Der arme Prinz von Soubise und die Seinen hatten seit ihrem gewaltsamen Abschied aus Gotha kein ordentliches Mittagsmahl mehr eingenommen. Heute aber, am 19. September, sollte dies nachgeholt werden und die herzogliche

Küche hatte ihre ganze Kunst aufgeboten, um das Diner würdig der hohen Gäste und Kenner zu gestalten. Wieder waren die Tafeln für mehrere hundert Personen in glänzendster Weise gedeckt; wieder bogen sie sich unter der Last der köstlichsten Speisen und Weine; wieder tönte das lockende Klingen der Tischglocke durch die Räume des Schlosses, da — Entsetzen! — erklangen auch schon wieder die Sturmglocken der Stadt, und die Scene der bittern Enttäuschung, der kopflosen Verwirrung von vor vier Tagen erneuerte sich, doch diesmal in noch höherem Grade.

„*Les Prussiens!*“ lautete der Schreckensruf, der Alles in wilder Flucht aus dem Schlosse jagte. Schon knatterten in der Ferne die Flintenschüsse und zeigten, dass es diesmal Ernst — blutiger Ernst sei. Alles, was nur laufen, reiten, fahren konnte, lief, ritt und fuhr davon, und es war nicht einmal der grosse gefürchtete König der sich Gotha näherte! General Seydlitz sprengte mit nur 1800 seiner Reiter heran und verjagte wie Spreu die grosse vereinigte Armee der Franzosen und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation — ohne Preussen. Nur weniger Schüsse bedurfte es, und die Arbeit war gethan — noch bevor die bereits servirte Suppe auf dem Friedenstein vollständig kalt geworden. Der tapfere preussische Reiterführer langte mit den Seinen genau zur rechten Zeit im Schlosse an, um die Kunst der herzoglichen Küche nicht zu Schanden werden zu lassen. Kein Franzose, kein Reichstruppler war mehr zu sehen — nur Einer war geblieben, hatte nicht fliehen wollen und es war wiederum Franz Anton von Weber. Er vertraute seinem Muth und zugleich seinem guten Glück, denn hatte der grosse König ihm nichts zu Leid gethan, so werde der General ihn erst recht glimpflich behandeln. So dachte er.

Doch diesmal hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. General Seydlitz setzte sich mit seinen Offizieren an die für Soubise und den Prinzen von Hildburghausen servirte Tafel, doch den kecken Offizier der Reichsarmee behandelte er als Kriegsgefangenen. Er liess ihn vor der Hand in eine Kammer einsperren, um ihm nach dem Diner das Urtheil zu sprechen. Das Einzige, was der von Weber erlangen konnte, war seine Geige. Statt des Mittagsmahls spielte er sich etwas vor und immer lustiger tractirte er das Instrument, so dass man bald im Speisesaal auf die hellen Geigentöne aufmerksam wurde. Der General, in guter Tafellaune, befahl, den Spieler einzuführen und der Offizier mit der Geige erschien.

Ein lautes Halloh der lustigen Gäste begrüsste ihn.

„Ein geigender Offizier! das giebt's nur in der Reichsarmee!“

„Wenn ihre Offiziere den Degen nur ebenso gut zu führen wüssten wie den Fiedelbogen!“ höhnte ein Anderer.

„Ich bin bereit, Ihnen auf der Stelle zu beweisen, dass dies in der That der Fall ist!“ rief Weber mit heller Zornesröthe im Gesicht und die Hand an der Seite — wo sich sein Säbel befunden.

„Eine Ausnahme, Ihr Herren!“ lachte der General, „und der Junge wäre werth in unserm Regiment zu dienen. Heran, und erzählt, wie ein tapferer Offizier zum Geiger geworden, oder umgekehrt.“

Weber trat keck vor den General und mit der Hand salutirend, in streng militärischer Stellung, erzählte er frisch und ohne Furcht wie er in der Kapelle des Churfürsten von der Pfalz gedient, die Geige und den Contrabass nach Herzenslust tractirt habe, dann gegen seinen Willen zum Offizier der churfürstlichen reitenden Garde gemacht und zur Reichsarmee

geschickt worden sei. Er brachte seine Mittheilung in so lustiger Weise hervor, warf dazwischen so drohende, herausfordernde Blicke auf etwelche Spötter in der Nähe des Generals, dass Seydlitz endlich laut auflachte und rief!

„Ein köstlicher Bursche und in seiner Art ein seltener Offizier! Es wäre Schade, ihn durch eine Kugel der Welt und seiner Zukunft zu rauben, und dennoch darf ich ihn nicht freilassen! — Einen Augenblick! — In vierzehn Tagen, längstens drei Wochen werden wir mit den Franzosen und der Reichsarmee aufgeräumt haben, dann mag Er wieder zu seinem Heere stossen — wenn Er es noch aufzufinden vermag! Also, junger Mann, Euer Ehrenwort, dass Ihr während dreier Wochen nicht gegen die preussische Armee kämpfen wollt, dann könnt Ihr Gotha frei und mit einem *Laisser-passer* von mir verlassen.“

Mit Freuden willigte der junge Weber ein, dem General gab er Handschlag und Ehrenwort, dann durfte er sich mit an die Tafel setzen und speisen. Die preussischen Offiziere nahmen ihn gerne in ihre Mitte, denn sie hatten gesehen, dass er Ehre und Muth besitze und lustig sein könne wie Wenige. Auch erwies er sich so voll von drolligen Einfällen, dass seine militärische Umgebung nicht aus dem Lachen herauskam und die betreffende Tafel förmlich den Neid der übrigen Tische, wo die höheren Offiziere placirt waren, erregte. Schliesslich ergriff der lustige churpfälzische Offizier seine Geige und spielte in übermüthigster Laune den französischen Kehraus, den alle Anwesenden, ohne Rückhalt sich ihrer Heiterkeit hingebend, mitsangen.

Nach der Tafel wurde ihm der preussische Passirzettel eingehändigt und strahlenden Auges ergriff der junge Mann ein Glas, gefüllt mit perlendem Champagner. Er hob es hoch

empor und träumerisch in die Ferne blickend, sagte er leise: „Es gilt dir, Anna: die ich bald wiederzusehen hoffe. Drei Wochen Zeit habe ich ja dazu und dann — wie Gott will!“

IV.

Seydlitz und seine Reiter hatten Gotha verlassen, auch die Franzosen kehrten sobald nicht zurück; sie fürchteten wohl dort gar nicht mehr diniren zu können und hofften auf eine bessere Zukunft in Chursachsen. Der junge Weber hatte sich mit seinem preussischen Passirschein in der Tasche vorerst auf die Suche nach seinem churpfälzischen Chef, dem Kommandanten der churfürstlichen Garde, Generalmajor von Weichs gemacht, den er endlich so glücklich war zu finden, damit beschäftigt, seine tapfere Garde wieder zu sammeln. Weber stellte sich dem General-Major als — preussischer Gefangener für drei Wochen auf Ehrenwort vor, theilte dem ihm sehr wohlwollenden Herrn seine Absicht mit, während dieser seiner Gefangenschaft, oder vielmehr Freiheit, einen Abstecher nach Hildesheim zu dem churbischöflichen Hofkammrath von Fumetti zu machen und endlich nach vollendeter Campagne seinen Abschied aus churfürstlichen Kriegsdiensten zu verlangen. Herr von Weichs liess sich von dem jungen Mann dessen viele Abenteuer der Reihe nach erzählen, dann fertigte er ihm ein Schreiben an Herrn von Fumetti aus und entliess ihn in Gnaden für die drei Wochen. Nun liess der glückliche Offizier seiner Phantasie wie seinem Gaul die Zügel schiessen und ritt der Bischofsstadt Hildesheim zu,

während er sich schon im Geiste als Gatte der schönen Maria Anna und an der Stelle des alten Hofkammraths sah. „Gestiefelt und gesport und sehr cavaliermässig“ (wie sein Enkel Max von Weber erzählt), kam Franz Anton in Steuerwald an, mit offenen Armen von dem Vater und besonders herzlich von der schönen Tochter empfangen. Das Schreiben von dem Herrn von Weichs lieferte er ab und im Vertrauen eröffnete ihm bald darauf der alte fürstbischöfliche Beamte, dass ihm nach der Campagne eine Stelle als Actuar in Steuerwald und die Anwartschaft auf seine, Fumettis, Bestallung als Hofkammrath, zugedacht sei. Mit hellem Jubel erfüllte dies den glücklichen Offizier und sofort bat er Herrn von Fumetti um die Hand seiner Tochter Maria Anna. Der Vater willigte gerne, das hübsche Mädchen gewiss noch freudiger ein und wenige Tage später wurde die offizielle Verlobung zwischen Maria Anna von Fumetti und Franz Anton von Weber gefeiert. Noch einmal musste der glückliche Bräutigam zu seinem Heere zurück, dann sollte er wiederkommen, heirathen, seine neue Stelle als Actuar antreten, um einstens, wenn der Vater gestorben sein würde, selbst fürstbischöflicher, oder im Grunde churkölnischer Hofkammrath zu werden, denn Clemens August, der Churfürst von Cöln, war ja zu gleicher Zeit auch Fürstbischof des reichen Bisthums Hildesheim.

Franz Anton von Weber war zu jener Zeit ein wahres Glückskind. Kaum acht Tage nach der Verlobung machte der alte Hofkammrath seinem künftigen Schwiegersohn und Nachfolger Platz. Ruhig, sein liebes Kind versorgt wissend, schlief er am 2. October ein, um in diesem Leben nie mehr zu erwachen. Auf die Freude des Wiedersehens, der Verlobung, folgten bei der armen Maria Anna nun die Trauer um das Scheiden des Vaters, und jetzt auch noch der Ab-

schied von dem Geliebten, der zu seinem Heere, dem ein merkwürdiges Schicksal bevorstand, zurückkehren musste. Die drei Wochen der so glücklichen Gefangenschaft auf Ehrenwort waren nur zu bald vorüber und präzis am 9. October meldete von Weber sich bei seinem Chef wieder zum Dienst. Die Voraussetzung Seydlitz hatte sich bis jetzt noch nicht erfüllt; die verbündete deutsch-französische Armee glaubte sogar fest an den Sieg ihrer Waffen, sie hatte sich mit einem neuen Corps unter dem Herzog von Broglie vereinigt und Friedrich vermochte dies nicht zu hindern, denn der russische General Haddik war bis Berlin vorgedrungen und dort gab es vor der Hand Wichtigeres zu thun als in Thüringen. Auch hatte es mit den Franzosen und der Reichsarmee gar keine Eile; deren Stunde werde schon noch kommen, sagten sich, wie der König, die Generale, Offiziere und Soldaten.

Und sie kam bei Rossbach! Am 5. November war es, da vollbrachte der grosse Friedrich das Kriegswunder. Mit 21,000 Mann schlug er den dreifach stärkern Feind — die Franzosen sammt der Reichsarmee, 64,000 Mann — derart, dass die Franzosen nicht eher aufhörten zu laufen bis ihnen der Rhein ein gebieterisches „Halt!“ zurief, die Reichsarmee aber nach allen Richtungen so pfeilgeschwinde auseinander stob, dass sie sofort den schönen Namen „Reissausarmee“ erhielt. Das zweimalige Davonlaufen aus Gotha war nichts gegen das Ausreissen bei Rossbach. Alles liessen die Franzosen im Stich, selbst ihr Theuerstes, die Damen, welche den Muth gehabt, die starke sich für unüberwindlich haltende Armee zu begleiten. — Der grosse Prinz von Soubise schob die Schuld der schmachvollen Niederlage auf seinen Collegen, den starken Prinzen von Hildburgshausen, und dieser that ein Gleiches von seiner Seite. Doch weder das Eine noch

das Andere half und wurde geglaubt, die beiden Führer hatten bei Rossbach ihre Unsterblichkeit erlangt und deutscher wie französischer Spott ätzten ihre Heldenthaten unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte ein. Nur Ludwig XV. glaubte nicht Alles, was die böse Welt über seinen Liebling Soubise sagte. Er machte ihn nach der Rossbacher Schlacht zum Kriegsminister, verlieh ihm eine Pension von 50,000 Livres und die Pompadour versicherte ihn ihrer Gnade. Das war sein Rossbachpflaster! —

Am Abend des ewig denkwürdigen Tages besichtigte Friedrich mit seinen Generalen das Schlachtfeld. Da wurde eine grosse Anzahl Gefangener vorbeigeführt. Sein scharfes Auge musterte die Reihen — plötzlich gebot er Halt, mit dem Krückstock auf einen jungen Offizier deutend, der den Arm, leicht verwundet, in einer Binde trug.

„Vortreten!“ befahl der König und Franz Anton von Weber, denn er war es, trat vor und salutirte mit der freien linken Hand.

„Also doch gegen uns?!“ redete Friedrich lächelnd den jungen Mann an.

„Majestät, daran trägt General von Seydlitz allein die Schuld,“ war die keck gegebene Antwort. „In drei Wochen gedachten der Herr General mit den Franzosen und der Reichsarmee aufzuräumen, drei Wochen nur war ich Gefangener auf Ehrenwort und musste dann zu meinem Regiment zurückkehren. Majestät sind freilich in einem Tage, und gründlich! damit fertig geworden, und da es keine Reichsarmee mehr giebt, die Campagne für uns zu Ende ist, so würde ich jetzt frei sein — wenn ich nicht Kriegsgefangener Euerer Majestät wäre.“

„Also Er will quittiren — und was beginnen?“

„Actuar zu Steuerwald im Hildesheim'schen, Majestät zu dienen.“

„Gut! Doch vorher soll Er mir einen Dienst leisten, dann mag Er nach Hildesheim gehen. Ist Er trotz der Schramme am Arm im Stande den Zügel zu halten und einen starken Ritt zu machen?“

„Für Eure Majestät werde ich zu fliegen wissen, wenn auch nicht so rasch als Fama, die den glorreichen Sieg unseres grossen Königs schon in alle Welt hinausträgt.“

Der König schrieb in sein Taschenbuch und schien die allzugewagte, doch gewiss von einem ehrlichen Enthusiasmus eingegebene Schmeichelei, nicht gehört zu haben. Er faltete das Blättchen, reichte es dem jungen Manne und sagte mit lächelndem Antlitz.

„Für Ihre Durchlaucht die Herzogin Louise Dorothea von Gotha. — Und nun reite Er zu, damit meine Nachricht vor den Franzosen in Gotha ist.“

„Das dürfte fast schwer fallen, Majestät, denn im Laufen sind sie Meister,“ entgegnete von Weber. Indessen werde ich meine Schuldigkeit thun und nur von Euerer Majestät soll die Durchlaucht in Gotha die Nachricht des heutigen Sieges empfangen.“

Damit hatte der kecke Offizier ein Pferd bestiegen, das man ihm vorgeführt, und während der König mit seinem Gefolge weiter ritt, sprengte Franz Anton von Weber in der Richtung nach Weissenfels davon.

V.

Im Schlosse zu Gotha weilte noch immer eine Menge Franzosen und besonders Französinnen. Der Prinz von Soubise war zum dritten Mal abgezogen, doch seine beiden Damen blieben vor der Hand. Die Campagne schien ihnen denn doch ein wenig zu beschwerlich, und erst wenn die französische Armee in Leipzig eingerückt sein würde, gedachte der weibliche Hofstaat des Prinzen nachzukommen. Mit diesen zwei Hauptpersonen des weiblichen Bestandtheils des Heeres, waren noch verschiedene andere Damen und Herren, welche als Secretaire fungirten oder weder eine Civil- noch Militärcharge bekleideten, sondern einfach des Vergnügens und der Damen halber mit in den Krieg gezogen, in Gotha geblieben und die kleine, ebenso bunte wie lustige Gesellschaft, liess es sich auf herzogliche Kosten wohl sein. An Besuchen von der sehr langsam vorrückenden Armee fehlte es nie und so hörten denn die Festgelage im Schlosse nicht auf. Noch am 4. November hatte der galante Prinz von Soubise von Naumburg aus, seine Schönen in Gotha besucht und für den morgenden Tag eine Schlacht mit dem kleinen Preussenkönig angekündigt, der die Keckheit habe, mit seiner „Potsdamer Wachtparade“ ihrem grossen verbündeten französisch-deutschen Heere entgegen zu ziehen. Am 5. sollte Friedrich geschlagen und am 6. der Sieg im Schlosse zu Gotha durch ein splendides Diner und Bankett gefeiert werwerden. Also hatte der Prinz beim Abschied anbefohlen, und so war es auch geschehen. Das Mahl wurde mit fürchterlicher Pracht und Freigebigkeit zubereitet — doch nicht der König, sondern die beiden verbündeten Prinzen waren geschlagen worden. In Gotha wusste man am 6. Mittags

noch nichts von der entscheidenden Rossbacher Schlacht. Die Köche arbeiteten im Feuer als ob es dem grössten Feste gelte, welches bis jetzt auf dem Friedenstein gefeiert worden. Die französischen Damen machten Toilette, als ob sie ihrer Königin, der Pompadour, die Cour zu machen hätten. Alle Tafeln der prächtigen Speisesäle waren servirt, geschmückt — wie damals als zuerst König Friedrich, dann sein General Seydlitz die französischen Gourmands davon gejagt und deren Stelle eingenommen. Alles war bereit zum schwelgerischen Mahle — nur die männlichen Festtheilnehmer, die Sieger fehlten. Nicht einmal ein Courier mit irgend einer Meldung wollte sich sehen lassen, dafür aber drohte die Suppe bereits wieder kalt zu werden.

Da sprengte plötzlich ein Reiter mit verhängtem Zügel in den Schlosshof. Es war ein Offizier und der Uniform nach von der Reichsarmee. Den rechten Arm trug er in einer Binde, er musste also vom Schlachtfelde kommen. Franz Anton von Weber hatte sein Wort gehalten, er war der Erste, welcher von Rossbach in Gotha anlangte. Von allen Seiten wurde er umringt, doch wies er Alle zurück und eilte auf die erscheinende Herzogin zu, liess sich vor derselben auf ein Knie nieder und überreichte ihr das Billet Friedrichs des Grossen.

Die Herzogin las. Jetzt drängten die französischen Damen sich wieder an den Offizier heran: „Werden sie bald kommen? — Sind die Preussen vollständig vernichtet?“ So klang es von allen Seiten ihm entgegen.

Freilich kommen sie bald, die Franzosen, doch nicht als Sieger!“ rief Weber mit leuchtenden Augen, und die Herzogin ergänzte freudig:

„Grosser Sieg bei Rossbach! Die französische Armee ist vernichtet, das Land von den Feinden befreit!“

„Friedrich, der grosse König von Preussen, Hoch!“ schrie der Offizier der Reichsarmee, enthusiastisch seinen Dreispitz schwenkend, und „hoch! — hoch!“ riefen die Bewohner des Schlosses, während die französischen Damen und Herren unter ihrer Schminke erbleichend eiligst das Weite suchten. Um nichts mehr kümmerten sie sich, ihre Bagage, Toiletten liessen sie im Stich und in ihren Hofkleidern liefen die Damen davon, denn schon wälzte sich die Masse der fliehenden Franzosen heran! Durch Gotha liefen, stürmten sie, als ob die gefürchteten Preussen ihnen schon auf den Fersen gewesen.

„Die Thore zu!“ kommandirte Weber, und hinter dem letzten davonlaufenden Franzosenpaar wurden die Thore des Friedensteins geschlossen. Dann setzte sich der kleine Hof an die Tafel, Weber erhielt den Ehrenplatz neben dem Fürstenpaar, und mit dem Weine, bestimmt die Niederlage der Preussen zu feiern, wurde die Gesundheit Friedrichs des Grossen getrunken.

Das war das dritte grosse Diener auf dem Friedenstein zu Gotha, von den Franzosen bestellt, doch von Preussen und gut preussisch Gesinnten verzehrt.

Noch am selben Tage ritt Franz Anton von Weber weiter nach Mühlhausen zu, dann nach Steuerwald zu seiner jungen und so schönen Braut. Er trat seine Stelle vorläufig als Actuar an, heilte seinen verwundeten Arm, hielt eine anständige Trauerfrist ein, und am 13. Februar des folgenden Jahres 1758 heirathete er Maria Anna von Fumetti. Am folgenden 12. Juli wurde Franz Anton von Weber in alle Aemter und Würden seines verstorbenen Scwiegervaters ein-

gesetzt und der lustige Garde-Offizier der ehemaligen Reichsarmee war, kaum 24 Jahre alt, „fürstbischöflicher Amtmann zu Steuerwald und Hofkammrath zu Hildesheim.“

Doch wie er als angehender Krieger der Musik gehuldigt, so blieb er auch als Beamter dieser schönen verlockenden Kunst nur zu treu, die — nachdem sie ihn später, Jahre lang gleichsam in der Irre herumgeführt — seinem Namen in dem Sohne Unsterblichkeit verleihen sollte. Denn der Nachkomme Franz Anton's hiess:

Carl Maria von Weber.

Mondlieder

von

Hans Haug-Vaihinger.

Entschuldigung.

Der Mond ist zwar ein altes Ding,
  Schon oft und häufig angesungen;
Doch denket nicht von mir gering,
Wenn ich von Neuem sag' und sing',
  Was Eurem Ohr schon oft erklungen!

Denn wie die Liebe ewig blüht,
  Und wie die Flut rauscht auf und nieder,
Und wie die Sonne ewig glüht,
Und wie die Quelle ewig sprüht:
  Kehrt auch der Mond uns ewig wieder!

So ist denn sein blassbleicher Glanz
  Neu in ein Menschenherz gedrungen —
Draus sprosste dieser Liederkranz —
Nehmt ihn, eh' ihn der Zeiten Tanz
  Im grossen Weltengrab verschlungen!

1. Nachtgefühl.

Es schwimmt durch ferne Räume
Die keusche Luna schon —
Es rauschen des Waldes Bäume
In tiefem Orgelton —
Und in die ew'ge Ferne
Zieht mich's mit Zaubermacht:
Mir ist's, als feiern die Sterne
Eine grosse Weihennacht!

2. Der Athem der Natur.

In tiefer Mondesnacht,
Wenn Sterne schweben,
Dann treibt und winkt und wacht
Ein magisch Leben!
Zu solchen Zeiten nur
Kannst Du ihn hören,
Den Athem der Natur,
In tausend Chören!

3. Mondkrank.

Stille steht die Baumallee,
Und die Felsen steigen düster —
Sterne spiegeln sich im See —
Leises Blattgeflüster —

Und in schrägem, blauen Glanz
Wirken Mondes Strahlen,
Die in geisterhaftem Tanz
Bleiche Schatten malen!

Und dort steht ein dunkler Mann,
Schaut des Mondes Weben,
Blickt ihn wie verzaubert an . . .
Nur die Lippen beben!

4. Mitleid der Sterne.

Der Mond, — er stehet träumend
Dort über'm Alpensee —
Die Wogen rauschen schäumend,
Gepeitscht von Sehnsuchtsweh!
Die Nacht, sie senkt sich thauend,
Hin über Berg und Thal —
Die Sterne, sie seufzen, schauend,
Des Erdendaseins Qual!

4. Mondnacht.

Mondesstrahlen weben
Zitternd feuriggrell,
Und die Sterne schweben
Klar und magischhell —

Sommerlüftchen grüsst mich
Ach! so lind und warm —
Und die Welt umschliesst mich,
Wie mit Mutterarm!

Rom im Büsserkleide.

Reiseerinnerung

von

Hermann Riotte.

Nach einem sehr glücklich durchlebten Winter in Neapel, die herrlichen Bilder des pompejanischen Alterthums noch frisch vor meines Geistes Auge, beschloss ich, auf der Rückreise in die Heimath einen längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt zu nehmen und wählte hierzu aus leicht erklärlichen Gründen die Osterwoche. Ich malte mir die Osterwoche in der neuen italienischen Residenz mit den herrlichsten Farben aus. „Der Papst lebt herrlich in der Welt," durchströmte mich das prächtige deutsche Volkslied unaufhörlich, mir war, als solle mir ein Theil dieser Herrlichkeit die Rückkehr in's Vaterland vermitteln, aber ach, ich fand bald, dass es mit der Herrlichkeit ziemlich aus sei und dass ich mich mit der blossen Heiligkeit würde begnügen müssen.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen hatte der Tages-Courierzug die Umgegend Rom's erreicht. Rom! Die Luft wehte mich an, so ahnungsvoll, fast schauerlich, wie Todtengeläute. Das Gras der Wiesen machte den Eindruck, als sei es nicht dasselbe frische Grün, das alljährlich die ganze Erde mit dem Zauber der Neugeburt übergiesst. — Fern an den Bergränden, die Wälder mit einem weissen Streifen Häuser gekrönt, welch' ein düst'rer abnungs-

voller Schleier lagerte auch über ihnen, oder war es mein Auge, von den Bildern meiner Phantasie umflort, das mir Alles, was mich umgab, in einen unendlichen, grossen Kirchhof verwandelte? Ich spürte etwas von einer Thräne, das mir über die Wangen träufelte, wagte sie jedoch nicht abzuwischen. Ein Gefühl überkam mich, als kehre ich seit langen Jahren fern, noch einmal, vielleicht zum letzten Male in's Vaterhaus, als stiege ich in die Todtengruft hinab, wo sie alle schliefen, deren Bilder an meiner Wiege und an dem Baume meiner Kindheit gestanden, als trau're ich am Grabe einer heiligen Vergangenheit. Da horch! Ein Blitz, ein Schlag! — Es zuckt ein Bannstrahl durch die Luft, grollend umwölkt sich der Himmel meiner Gedanken und — der Papst lebt herrlich in der Welt. —

Durch Trümmer und Schutthaufen, wie zwischen Bergwänden hindurch, an denen man rechts und links die Mauern übertünchter Stubenwände zehn bis fünfzehn Schuh tief unter der Erde deutlich hervortreten sieht, fährt der Bahnzug langsam in die »*Stazzione*« ein. Einen Augenblick hält er, man bekommt Zeit hinauszuschauen; da sitzt oben über den Häuptern der nichts ahnenden Reisenden, eine römische Göttin, angethan mit einem Friedensgewand und reckt die Hand wie zum Segen über sie aus. Der Dampf der Lokomotive wirbelt und dreht sich um ihr bestäubtes Aeussere, jetzt sie ganz verhüllend, jetzt über ihrem Haupte emporfliegend und einen bewegten Schatten über sie werfend, dass es aussieht, als zittre ein Funken Leben ihr durch Haupt und Glieder, dann — die Lokomotive pfeift — der Zug bewegt sich langsam weiter — es war die lächelnde Eris jedes Romreisenden. So erscheint, so vergeht alles, was er sieht, hört und fühlt auf seiner Wanderung durch Rom, wie die Aufschriften auf einer Kirchhofmauer. Es ist nur ein unendliches Grab auf das er tritt und Victor Emanuel auf dem Campidoglio erinnert sehr lebhaft an den Mann, wie er sass auf den Trümmern von Carthago. Aus diesem Schutte wird keine italienische Einigkeit den Funken des Prometheus auffliegen machen, die moderne Welt verlang mehr als einen Schutthaufen zur gedeihlichen Fortentwicklung' Moder? — Ne! — sagt das Wort selbst dem zweifelnden Gemüthe, und wenn gleich aus den Gräbern ein neues Leben blüht.

so ist diess doch nur in sofern der Fall, als es auf den Geist Bezug hat. Das neue Leben des römischen Geistes aber, hat der Südwind über die Alpen getragen und der Ostwind über den Ocean.

Der Zug hält. »*Roma!*« ruft der Schaffner. Durch eine überdeckte Halle gelangt man in die »*Stazzione di Ferrovia*« vor der eine Menge Droschken und Hôtelwagen harren, um ihre Beute zu fassen, ihre Opfer zur Schlachtbank zu führen. Gerade so wie bei uns, nur natürlich in unvernünftig grösserem Massstabe. Jeder Reisende ist unbedingtes Eigenthum eines Hôtelwirths. In dieser Beziehung entwickelt sich auf den Gräbern ein neues Leben, das erstaunlich ist. Aber, warum nicht? Wer die Wunder der alten Welt geniessen will, muss sie mit den Segnungen der neuen bezahlen, das ist Vergeltungsrecht. — Ihr geniesst die Früchte, bezahlt den Gärtner! —

Nun war ich in Rom. Ich hatte mich im Vermittlungs-Wagen eines der ersten Hôtels zurecht gesetzt und fuhr rasselnd durch die ödesten Strassen, die mir jemals vorgekommen sind. Aus den wenigen Gesichtern, die mir begegneten, glaubte ich das Leiden Christi so deutlich zu lesen, dass ich erst hierdurch wieder auf die Thatsache aufmerksam wurde, es sei die Vorwoche zu den Feiertagen. Diess beruhigte mich einigermassen über die Möglichkeit, die sich mir aufdrang, am hellen Tage, mitten in der ewigen Stadt und der neuen italienischen Residenz von Räubern überfallen und ausgeplündert zu werden. Als der Wagen endlich hielt, stand ich vor einem ganz modernen Gebäude in der *Via di Londra* dessen Eingangspforte schirmartig mit einem Glasdache überdeckt war. Ein halbes Dutzend Kellner — nein, ich irre mich — es war nur ein Kellner, ein Hausknecht und ein Geschäftsführer sprangen daraus hervor, öffneten den Wagenschlag und führten mich ein, in die Hallen der Table d'hote und der hohen Rechnungen; Letzterer sondirte sogar sofort meine Leistungsfähigkeit, indem er mich in etwas gebrochenem Englisch anredete, worauf ich unklug genug war, einzugehen. Dann wies er mich jedoch mit Bücklingen, die im Verhältniss seiner Beurtheilung zu meiner Kenntniss der englischen Sprache tiefer wurden, die Treppen hinauf, auf denen mir zwei Kellner

vorangingen. Ich war nicht mehr in Rom, ich war in London, Paris, Berlin, aber ach, die nächsten zwanzig Minuten sollten mich schrecklich enttäuschen.

Meine Stube war recht elegant eingerichtet, und hatte die Bequemlichkeit eines Balkon's, von welchem aus ich die Aussicht auf einen Berg genoss, der, mit Alleen bepflanzt, einen recht lieblichen Eindruck machte. Es war der Monte-Pincio, der geweihte Boden, auf dem die letzte Palme Rom's ihrer Auflösung entgegen sieht. Soweit recht zufrieden mit meiner Häuslichkeit, begann ich mich einzurichten; meine Reisetasche auszupacken und den Zustand des mir gewordenen Bettes zu untersuchen, als mich plötzlich ein Lärmen und Toben auffahren machte, das mir aus dem dicht neben meinem gelegenen Zimmer zu kommen schien. Dann wurde es wieder still, bis ein missfälliges Brummen mich überzeugte, dass alles in der besten Ordnung sei. Da mit einemmale, nach kaum einer Minute, ein Sprung, dass die Wände zitterten, ein Augenblick der Ruhe, dann die zwischen den Zähnen hervorgepressten, jedoch deutlich vernehmbaren Worte: „Hab' ich dich endlich?“ im allerbesten Deutsch von der Welt.

Nun bitte ich einen Menschen, sich in meine Lage zu versetzen. Ich glaubte nicht anders, als dass ein Wahnsinniger mein Stubennachbar sei und horchte gespannt hinüber. Da jedoch alles ruhig blieb, und ich nur gewahr wurde, wie sich jemand gemächlich auf ein Sopha niederliess, so nahm ich endlich an, es sei ein College von mir, der in den Vorbereitungen zu einem neuen Trauerspiele vertieft sei und freute mich schon auf dessen Bekanntschaft. So achtete ich auch nicht weiter auf sein Treiben und streckte mich zu einem Schläfchen auf meinem eigenen Sopha aus, mich nur darüber wundernd, dass mein Nachbar in der Folge nicht über eine geringe Modification seines ersten Gefühlsausspruches hinauskam. Es musste eine sehr schwierige Stelle sein.

Mein Sopha fand ich so kurz, dass ich mit dem Kopf auf der einen Lehne, mit den Waden auf der andern mich in einer sehr unbequemen Lage befand und endlich aufstand, um mich auf's Bett zu legen, wo ich bald einschlief. Aber, mein Schöpfer, welche Träume! Ich hatte noch nicht fünf Minuten ruhig geschlafen, als ich auffuhr, alle Gliedmassen schüttelte und im Zimmer herumzu-

tanzen anfing. Die Seelen aller Römer, däuchte mir, seien in diejenigen so vieler Thiere gefahren, und entwickelten nun den gewohnten Heroismus. O unsterblicher Göthe, es stieg mir die Erkenntniss auf, von deinem unermesslichen Einblick in das menschliche Schicksal, da du dem Teufel singen lehrtest! Ich begriff alles, die dramatischen Studien meines Nachbars, seine immerwiederkehrenden Herzensergüsse, das ganze tiefe Elend der neurömischen Weltanschauung. Mit aller Kraft meiner germanischen Kaltblütigkeit ging ich an ein Werk der Vernichtung, ich richtete ein wahres Blutbad an und sank endlich erschöpft in einen Sessel.

Die Seelen der Ermordeten stiegen vor meinem Geiste auf, ich versenkte mich tief in die Bedeutung der Wanderung derselben und frug mich, ob diess wohl eine Wiedervergeltung an den Ostgothen, an den Nachkommen der Pickten und Scoten, an den Enkeln Hermanns sei? Mit heimlicher Schadenfreude stellte ich mir die Söhne Albions vor, wie sie, die geschlagenen Seelen des alten heldenmüthigen Rom zum Feinde, aus ihrer Lethargie aufgerüttelt wurden, und einen neuen Kreuzzug unter Heinrich dem Löwen antraten, zu ihrer Vernichtung. Da, o Himmel, du heilige Roma, nimm mich auf in deine schützenden Arme! Ich fühle mich überwunden und stürzte mit grosser Eile auf das Waschbecken zu und einige Minuten später zur Thüre hinaus, wobei mich ein diabolisches Lachen meines Nachbars zu der Ueberzeugung brachte, er bereite doch ein Drama vor und eben sei ein Bösewicht im vollen Triumphe über das Gelingen seiner Schandthat hinter den Coulissen verschwunden, während der vernichtete Held seiner gequälten Brust in einer verzweifelten Lachlust Luft machte.

Nun herrschte kein Zweifel mehr; ich war in Rom. Wie ich durch die Treppengänge und den Hausflur dahinflog mit dem einzigen Gedanken: „Luft!“ blickte mir der Geschäftsführer mit einem unendlich zufriedenen Lächeln nach und schien in meine Abstammung gar keinen Zweifel mehr zu setzen. Ich rannte durch die Strassen dahin, und fand mich erst unmittelbar am Rande der Tiber in meiner *parforce tour* gehemmt. Als ich innehielt, war mein erster Gedanke, eine Apotheke und Insekten-Pulver, den ich jedoch sogleich verwarf, da die Anwendung mir nicht zweckmässig

erschien. Ich erinnerte mich dann, gehört zu haben, welche vortreffliche Anwendung Nussbaumblätter in meinem Fall hätten, aber hier gab's ja nur Citronenbäume und voll glühender Sehnsucht parodirte ich die götheschen Verse — vom Citronen blüh'n:

Kennst du das Land, wo die Nussbäume blüh'n —
Im dunkeln Laub die Tannenzapfen glüh'n? —

Ich wurde jedoch durch eine ziemlich malerisch aussehende männliche Gestalt am Weiterführen meiner Parodie verhindert, die mich erst auf englisch, dann auf französisch und endlich in sehr verdächtigem deutsch auf die Engelsburg zu geleiten wünschte. Ihre Aussprache meines lieben Deutsch brachte mich auf die Vermuthung, sie habe ihre Studien dazu in der französischen Schweiz gemacht.

Auf die Engelsburg! Ja, das war ein Gedanke! Wo konnte ich sicherer sein vor den Seelen meiner altrömischen Erbfeinde, als in diesem Bollwerk ihrer Nachfolger in der Weltherrschaft, das von einem güldenen Engel gehütet wurde? Sofort erfasste ich diesen Himmelswink, wie er mir däuchte, und wirklich, ich hatte mich nicht getäuscht. Ein „ahnungsvoller Schauer," der mit „kühler Bangigkeit" durch diese Hallen wehte, hatte bis zum heutigen Tage den Geistern der alten Römer Trotz geboten; der Führer erzählte mir sogar von einer geheimen Verbindung mit dem Vatican. Der Papst hätte sich im Falle eines *ultimatums* mit seinem letzten Mann unter den Trümmern der Engelsburg begraben. Erst jetzt bemerkte ich, dass mein Führer seiner oratorischen Fähigkeit durch ein Gläschen zu viel nachgeholfen hatte und benutzte die Gelegenheit ihn über die Stimmung der Römerbevölkerung auszuforschen, unter diesen Umständen keinen Zweifel in die Wahrhaftigkeit seiner Worte setzend.

Er erzählte mir nun, wie die Päpste und Cardinäle die gräulichsten Schandthaten begangen hätten, ja sogar noch begingen; „der jetzige Papst Pio IX. sei von Herzen ein guter Mann, aber stupid; er sei in den Händen der Jesuiten und Leuten wie Antonelli und seinesgleichen." — Der Ausspruch dieses alten Corporals der seligen päpstlichen Armee war mir auch in sofern interessant, als er zeigt, wie hoffnungslos die Sache Pio IX. steht, der sich zwar „den Gefangenen im Vatican" nennt, aber doch wohl mehr in

seinem eigenen Netze und dem seiner Anhänger gefangen sitzt. Die Schweizergarde, die in ihrem Tellkostüm immer noch am Eingange Wacht hält, steht unter besonderer Controle einer Abtheilung Grauröcke, die eine fast überflüssige Vorsicht Victor Emanuels zur Beaufsichtigung derselben kommandirt hat. Einen Wachtposten über einen Wachtposten zu setzen, das ist doch luxuriös, und man ist unwillkürlich zu der Bemerkung veranlasst, dass dieses Plagiat auf die schweizerische Republick, im 19. Jahrhundert, doch eine gar zu scharfe Geisselung ihrer einstigen Bereitwilligkeit ist, mit der sie ihre Bürger zu einem Schergendienst ermuthigte.

Gefangen im Vatican! Seit zwei Jahren gänzlich von der Welt getrennt zu leben ist ein unfehlbares Märtyrerthum, dessen Tragweite nur diejenigen zu würdigen wissen, denen die öden Hallen mit den langweiligen Antiquitäten, die nach „Schumrich's“ Ausspruchen sogar sehr schlecht gehalten werden, so dass ihnen Arm und Beine, mancher sogar der Kopf fehlt, aus eigener Anschauung bekannt sind. Es gibt zwar böse Leute, die von einem Hinterpförtchen munkeln, von guter Küche und von delikaten Weinen, aber wo gäbe es nicht böse Zungen! Das würde ja Antonelli niemals zugeben. —

Und so schleppt sich der Glanz einer Weltherrschaft zu Grabe? frug ich und wandte mich seufzend dem erhebenderem Bilde der römischen Alterthümer zu. Staunend wanderte ich über das Forum, am Capitol vorbei, hinaus durch den Titusbogen und blickte herab auf „des Collosseum's Herrlichkeit.“ Rechts lagen die Cäsarenpaläste in Trümmern, links die mächtigen Ueberreste eines altrömischen Landes, und da ich Kehrt machte, bot sich dem erstaunten Auge das ganze Forum, mit dem Capitol im Hintergrunde und die drei bis vier noch stehenden malerischen Säulen des Ersteren, wie sie manchem Leser noch aus der Oper „Rienzi“ von Wagner bekannt sein werden. Es ist ein erhabener Punkt, dieser Bogen des Titus! Und sollte für alles dieses, der neue Cultus kein Aequivalent bieten, wäre mit diesen alten Heiligthümern auch der Sinn für das Erhabene, Schöne und Heilige zu Grabe getragen worden? O nein! dazu war ich ja hier; die Pracht der Kirche, die Weihe einer übernatürlichen Begeisterung sich im Auferstehungsfeste entfalten zu sehen; aber man denke sich mein

Erstaunen und meine Enttäuschung als ich erfuhr: die ganze Feierlichkeit sei untersagt worden. Untersagt, die wenigen letzten Strahlen, die die Sonne des Papstthums über das büssende Rom werfen sollte, an deren Glanz es sich seit anderhalb Jahrtausend geweidet. Ein neuer Rienzi müsste erscheinen, ein christlicher Rienzi, der solch' einen Spruch vom Vatican herab, mit dem Hohngelächter eines Helden begrüsste. Aber kein Rienzi erschien, kein Hohngelächter, als jenes meines Stubennachbars war zu hören. O, du schlafende Gerechtigkeit!

„Und darum," dachte ich, „diese täglich sich wiederholenden Folterqualen, darum das Blutbad an den Feinden meiner Ruhe?" Ich schloss mich drei Tage lang in meine Stube ein, setzte mich auf alle nur erdenkliche Weise gegen jeden Angriff meiner Feinde in Vertheidigungszustand, wobei mir die Nothwendigkeit erspart wurde, irgend welche Rücksicht auf Toilette zu nehmen, und schrieb Balladen über den Gegenstand, der mein entrüstetes Herz erfüllte. Ich dachte, am Ende ändert sich der Ausspruch doch noch und frug jedesmal angelegentlich danach, wenn ein Kellner oder ein Stubenmädchen meine Einsamkeit behufs Stärkung meiner Lebensgeister zu stören wagten. Und nicht einmal den Papst sollte ich zu Gesicht bekommen, den letzten Papst — der als Gefangener im Vatican sitzen würde, natürlich — nicht einmal sehen! — das war für mein erregtes Gefühl zu viel, ich beschloss, um jeden Preis einen Versuch zu machen, wenigstens — und das ist doch das Allerwenigste — wenigstens den Papst zu sehen.

Eben hatte ich die dreiundzwanzigste Ballade mit *»dixi«* als etwas unreinen Reim auf „Stalthalter Christi" vollendet und in der Geschwindigkeit noch ein Blutbad unter mehreren meiner Peiniger angerichtet, als die gewohnten Worte meines Nachbars: „Hab ich dich, Elender!" mich auf den Gedanken brachten, ihn um Mitwirkung bei der beabsichtigten Audienz beim Papste zu bitten. Gedacht, gethan! Es bedurfte keiner grossen Vorbereitung, denn obwohl ich mich im strengsten Negligée befand, zweifelte ich keinen Augenblick, dass er meinen Besuch annehmen würde, ich klopfte daher an die zwischen uns liegende Wand. Ein sehr verwunderter, aber nichts desto weniger ziemlich kräftiger Fluch war die einzige Antwort. Er schien durchaus ein Gewitter über den

hellen Himmel Rom's heraufbeschwören zu wollen. Ich klopfte nochmals und erhielt weiter nichts, als die zwischen den Zähnen durchgepressten Worte: „Warte Kerl, Dir werde ich einmal das Cujoniren verleiden!“ dann wurde alles wieder still, nur ein „Ah“ als Ausdruck unmässigen Behagens war noch zu hören.

Es gelang mir nach einigen wiederholten Versuchen, mich bemerkbar zu machen und um Erlaubniss zu bitten, einem Landsmanne einen Besuch abstatten zu dürfen. Mit grosser Bereitwilligkeit, um nicht zu sagen mit Freuden, bat er mich hinüber zu kommen; wenn mir seine Toilette, die der Hitze und den Umständen angemessen sei, nicht genire. Da diess durchaus nicht der Fall war, und ich mir nicht recht vorstellen konnte, wie er mich, was diesen Punkt anbelange, noch übertreffen könne, öffnete ich vorsichtig die Thüre, schaute hinaus, ob niemand in der Nähe sei, wenigstens nichts weibliches, und schlüpfte dann behend wie eine Katze hinüber.

Mein Nachbar lag auf dem Sopha, rauchte eine Cigarre und streckte das eine Bein über den Tisch hinaus, das andere blieb auf dem Sopha liegen. Er hatte einen leichten grosskarrirten Plait übergeworfen. Ein beiderseitiges „Ah“ leitete die Unterhaltung ein, wobei er sich nicht rührte, sondern blos hingeworfen sagte: „Ich nehme an, dass Sie sich setzen werden.“ Kein Zweifel mehr, dass ich einen Amerikaner, einen Landsmann vor mir hatte.

Nach einigen einleitenten Bemerkungen schilderte ich ihm das verzweifelte meiner Lage in sehr drastischen Worten, zugleich eine Entschuldigung wegen meiner eigenen Toilette daran anknüpfend, wovon er durchaus nichts wissen wollte, da er, — mit einem Seufzer, — sich die Ursache erklären könne. Darauf machte ich meinen Vorschlag wegen der Audienz, den er mit grossem Beifall aufnahm. Sofort wurde der Klingelzug in Bewegung gesetzt und der Plan entworfen. Wir unterhielten uns noch über die geeignetste Zeit, als ein Klopfen an der Thüre vernehmbar wurde.

„Herein, wenn's kein Frauenzimmer ist,“ schrie mein neuer Bekannter und bedeutete dann den eintretenden Kellner sofort wegen der nöthigen Schritte zu einer Audienz beim Papste auf morgen früh — „nicht wahr, auf morgen früh,“ — frug er zu mir gewendet, — den Geschäftsführer zu unterrichten.

Der Kellner machte einen tiefen Bückling und schloss die Thüre so schnell hinter sich, dass sein Rockschooss darin hängen blieb, so, dass er wieder aufmachen musste und mit unendlich verlegenem Gesichte seine Ungeschicklichkeit entschuldigte. Mein Nachbar, dem es an Humor nicht zu fehlen schien, lachte laut auf, was ich etwas verletzend fand, es erinnerte mich lebhaft an meine erste unbekannte Bekanntschaft mit ihm.

„Sagen Sie einmal," frug er endlich, ohne weitere Einleitung, „was machen Sie denn eigentlich hier?"

„Ich? — Jenun, man amüsirt sich."

„Sehen Sie, das ist mein Fall, ich amüsire mich auch, und köstlich. — Da reden die Leute von Alterthümern, von Kunstschätzen und sonstigen Sehenswürdigkeiten, nun ja, ich hab's auch angesehen, aber das Rechte sind doch die Römerinnen — die Römerinnen; sage ich ihnen, Freund, die Römerinnen, — wissen Sie, es ist so etwas antiquarisch-modernes an ihnen, das sich gar nicht beschreiben lässt, ich versichere Sie —"

Er wurde in seiner Rede durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen und auf seine Frage: „Wer?" antwortete eine feine Frauenstimme: „Ich." —

„Sehen Sie, wenn man Wandmalereien treibt," damit sprang er auf und zur Thüre.

„Herein können Sie nicht Herzchen, wenigstens würde ich es nicht rathen, aber sagen Sie mir was Sie wollen."

„Den Herrn von Nr. 22," war die schüchterne Antwort.

„M—i—ch?" hauchte ich erstaunt, indess er sich zu mir umwandte und die Augen vielsagend gegen mich aufriss, den Mund dabei spitzend wie ein Karpfen.

„Sie sind der Glückliche? — Gehen Sie nur, ich absolvire Sie."

„Ja, aber ich kann doch nicht so," warf ich ein und wies auf den Bestand meiner Toilette.

Er lachte laut auf und wandte sich wieder der Thüre zu.

„Fragen Sie, was sie will," sagte ich.

„Die Wäsche des Herrn," schallte eine der feinsten Stimmchen, die ich noch gehört hatte.

„Ach so — die Wäsche! Nun, da kann Sie ja wohl heut Nachmittag wiederkommen, Kleine, der Herr setzt eben eine

Bittschrift an den Papst auf.“ Die Kleine nickte und er schloss die Thüre.

Er hatte sich noch kaum umgewandt, so klopfte es schon wieder. Seine Vorliebe für die Gewitterluft äusserte sich auf's Neue; er warf sich auf's Sopha und rief: „Herein, wenn's ein Mann ist!“

Es war der Geschäftsführer, der heraufkam, uns mit grosser Akuratesse und mit sehr schlechtem Englisch, des Papstes Liebhaberei für die Audienzen mitzutheilen, die er jeden Morgen gäbe und uns zu versichern, dass wir gar keine Schwierigkeiten haben würden, er wolle alles schon besorgen. Darauf bat er uns um unsere Bürgerscheine, die er beim Gesandten einreichen müsse, um damit eine Empfehlung desselben an den Cardinal Kammerherrn zu erlangen, der darauf eine Einlasskarte ausstelle. — „Gar keine Umstände,“ meinte er betheuernd.

„Nein, durchaus nicht; wenn ich nun aber gar keine Legitimation habe?“

„Unmöglich! Sie waren ja erst vor zwei Jahren hier und da mussten Sie ja eine haben um herein zu kommen.“

„Verjährt,“ sagte er trocken.

„Das thut nichts, geben Sie die nur her, wir nehmens nicht so genau.“

„Nein, besonders wenn man Geld hat, nicht.“ Ist aber desshalb doch verjährt,“ er winkte jenen zu sich heran und hauchte ihm sehr vernehmlich in's Ohr: „Hereingeschmuggelt,“ dabei einen kurzen pfeifenden Ton mit Zähnen und Lippen erzeugend.

Mir fiel plötzlich ein, dass ich ausser meinem Bürgerschein noch einen alten Pass, freilich auf denselben Namen lautend, bei mir habe und ich machte hiervon Mittheilung. Jubelnd sprang mein neuerworbener Bekannter auf: „Her damit!“ schrie er, „in zwei Stunden ist die Geschichte in Ordnung.“ Er entliess den Geschäftsführer und sagte: „Jetzt besorgen wir alles selbst!“

„Aber der —“

„Wer, der? —“

„Der eben hinausging —“

Als ich diess sagte, klopfte er mir auf die Schulter und sagte nur: „Table d'hote um 3 Uhr, verlassen Sie sich darauf, bis dahin ist alles in Ordnung. Springen Sie nur vorerst in einen Anzug. —“

Binnen zehn Minuten waren wir so weit; er griff mir unterm Arm und fort gings. Am Comptoir rief er nur hinein: „Um drei Uhr Table d'hote," dann waren wir auf der Strasse.

Ein Spaziergang von einer Viertelstunde brachte uns bis zum Gesandtschafts-Hôtel, nicht ohne dass er mich fast mit jeder Römerin, der wir begegneten, schon verlobt und vermählt gewünscht hätte. Na, dachte ich, die Audienz kann gut werden! — Er ging zuerst in's Comptoir hinauf, den Pass mitnehmend, kam jedoch wieder herunter und schikte mich voraus, indem er mir den Pass gab und selbst den Bürgerschein nahm.

Ohne Schwierigkeit erhielt ich die gewünschte Empfehlung, spürte jedoch eine bedeutende Lücke in meiner Baarschaft. Als ich zurückkam, bat er mich, einstweilen ein paar Strassen weit weg zu gehen, und ich sah ihn gerade noch, wie er in's Hôtel eintrat. Mir kam die halbe Stunde furchtbar lang vor, die ich nun hier stand, endlich erschien er mit sehr heiterem Gesicht, und zeigte mir seine Empfehlung. Auf meine Frage, ob denn nichts bemerkt worden sei, sagte er, freilich, aber ich habe gesagt: „der Pass sei mir verloren gegangen oder gestohlen worden, der Bürgerschein sei wichtiger und auf den müsse ich die Empfehlung verlangen. Man könne ja gar nicht wissen, wer den Pass benutzt habe." So war ich mit der grössten Einfachheit von der Welt vielleicht zu einem Dieb, jedenfalls aber zu einem Schleicher gemacht worden.

Im Laufe des Tages erfuhr ich nun erst, dass mein Stubennachbar der Sohn eines sehr reichen deutsch-amerikanischen Fabrikanten sei und ich brauche nicht hinzuzufügen, dass ich mit dem durchtriebenen, aber harmlosen Menschen, manche fröhliche Stunde verlebte. Die Strassen Rom's, die in den Feiertagen wie ausgestorben waren, belebten sich mir durch die unaufhörlichen Affensprünge seines Humors, deren ich leider, des beschränkten Raumes halber, nicht gedenken kann, aber desto freudiger entwerfe ich noch eine kurze Schilderung unserer Audienz beim Papste, zu der wir uns nun die Karten durch den Wirth besorgen liessen.

Wir hatten uns nach Vorschrift, schwarz wie die Raben, mit weisser Halsbinde angethan und amüsirten uns königlich über die Idee, am hellen Tage schwarz befrackt, durch die Strassen gehen

zu müssen, mit weissen Halsbinden wie die Leichenbitter. Er half sich und mir jedoch, da er zwei elegante Sommerüberzieher bei sich führte, von denen er mir später einen zum Andenken an unsere Audienz überlassen wollte, was ich, im Andenken an das Blut, das ich seinethalben während derselben schwitzte, unterliess.

Im Vatikan angekommen, wies ein gallonirter Lakai uns in einen auf den inneren Hof hinausgehenden Corridor, der nach diesem zu mit Glasscheiben gegen die Witterung geschützt war, während die Decke, reich mit Bildern Raphaels ausgeschmückt, dem Raume einen weihevollen Anstrich gab. Der Fussboden war mit Marmortafeln ausgelegt, nach Art der Mosaik-Arbeit, jedoch weniger mühevoll und daher weniger kostspielig. Hier sassen wir nun mit etwa achtzig anderen dürftigen Seelen, theils in Uniform, theils wie wir angethan, die Damen, und das ist höchst wichtig für die Leserinnen, alle in Schwarz mit schwarzem Schleier. Es verging eine halbe Stunde und wir bewunderten immer noch die Bilder und den Fussboden. Mein Freund hatte fortwährend Lust nach Hause zu eilen und eine alte amerikanische Uniform aus den Unionskriegen, die er bei sich führte, zu holen. Er habe das Ding so lange schon mit sich herum geschleppt, und nun sich die Gelegenheit einmal bot, sie zu tragen, habe ihm der verwünschte Wirth nichts gesagt! Nur meine energische Dazwischenkunft verhinderte, dass er seine Vorliebe für das Donnerwetter auch hier manifestirte. Dreiviertelstunden! — wir warteten noch; es kam mir schon vor, als ob einige von den Raphael'schen Engelsköpfen doch recht langweilige Gesichter hätten und mein Nachbar ärgerte sich sehr laut darüber, dass die Damen alle so verschleiert gingen. Da endlich wurden die Gardinen am Ende der Gallerie, von zwei Dienern, in mit Sammtblumen gezierten, scharlach Atlas gekleidet, bei Seite gezogen. Offiziere, ja, der Papst hat noch Offiziere, wenn auch keinen Soldaten mehr, treten ein, ihnen folgten die Cardinäle und endlich der Papst, in dem bekannten weisstuchnen Rock; Mantelkragen, darüber eine schwere gold'ne Kette mit Kreuz, breitkrämpigem rothem Hut, den er abnahm und einem Cardinal zu halten gab. In diesem Augenblick flüsterte mir mein Nachbar zu: „gieb Acht, ich sag' ihm etwas." —

Ich stand ganz niedergeschmettert bei dem Gedanken, denn

ich wusste, er war's im Stande. Das weisse Atlaskäppchen auf dem Kopfe, trat der Papst vor, wobei sich unter den Anwesenden ein allgemeiner Kniefall einstellte. Mein Freund kniete auch, nachdem ich wegen seines Zögerns grosse Qualen ausgestanden. Als er jedoch einmal unten war, hätte es fast Noth gethan, dass ihn der Papst selbst wieder aufhob, es bedurfte der dringendsten Weisungen seitens der Cardinäle, ihn selbst zum Aufsteh'n zu bewegen. Ich bewunderte indessen den einnehmenden Zug seltener Bonhomie, der den Papst auszeichnete und konnte nicht umhin, an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Er schritt langsam an den Reihen der Anwesenden hin und reichte jedem die Hand, den Ring zu küssen, der, der Tradition nach, einen Splitter vom Kreuze Christi enthalten soll. Mit Einigen sprach er ein Paar Worte, die jedoch oft nicht verstanden wurden, da er die Nationalitäten nicht unterscheiden konnte, obschon der Cardinal die Namen derer nannte, die eines Wortes gewürdigt wurden; worauf das Küssen des Ringes sich wiederholte. Bei 80 Anwesenden doch schon eine Arbeit.

Als die Reihe an uns kam, meinte ich, es müsste irgend eine Dummheit zum Vorschein kommen, aber nein, der Papst lächelte auf die lateinisch gesprochenen Worte meines Freundes und reichte ihm den Ring zum Kuss. Was er ihm sagte, habe ich nicht aus ihm herausbekommen können, aber ich habe es ausbaden müssen, das kann ich versichern.

Da die Förmlichkeit vorbei war, ertheilte Seine Heiligkeit von der Mitte der Halle aus den Segen. Die unzähligen Rosenkränze der Supplicanten, erhielten ihre geweihte Kraft das Herz zu stärken für alle Welttheile; ein Hort der heiligen Kirche. Weiter haben diese täglichen Audienzen ja keinen Zweck, die den Vortheil bieten, dass sie auch manchem weniger gläubig angelegten Herzen Gelegenheit geben, den Papst in allernächster Nähe zu betrachten, wie er die Völker segnet und die einst allmächtige Weihe der Kirche über Tausende ausgiesst: Das alte Rom, neu belebt, im Gewande des Büsser's.

Eine Art geistigen Weihrauchs blieb zurück, als er fort war und die Gardinen sich wieder geschlossen hatten. Es bedurfte einiger Augenblicke des Schweigens, um die Versammelten wieder

ganz zum Bewusstsein ihrer selbst zu bringen, dann aber entstand eine namentlich meinem Freunde höchst interessante Entschleierung fast aller anwesenden Damen, was uns veranlasste, an der Thüre Posto zu fassen und eine Revue abzuhalten. Ich sah manchen Fingerring, den ich lieber geküsst hätte, als jenen mit dem Kreuzsplitter, manches Auge, dessen brennender Glanz mir mehr Beben verursachte, als der gutmüthige zufriedene Strahl desjenigen des alten Herrn. Diess, dachte ich mir, ist auch eine unfehlbare Macht im Reiche Gottes, ein Hort der ewigen Gerechtigkeit, und ich stand noch in Gedanken versunken, als kein einziger dieser Engel in Schwarz mehr da war, den Bann meines Herzens zu lösen. Plötzlich fühlte ich mich unter dem Arme gefasst und in Sturmesschritt fortgeführt; es ging über Treppen und Gänge, durch Hallen und Corridors, bis mein Stubennachbar, denn er war es, der mich gefasst hielt, vor der prächtigen Facade der Peterskirche innehielt und darauf hindeutend, sagte:

„Das ist herrlich, prächtig imposant, aber grau, wie alle Theorie, doch grün ist nur des Lebens gold'ner Baum. — Es ist drei Uhr, eilen wir, sonst versäumen wir die Table d'hote.“ —

Am nächsten Morgen führte mich der Eilzug heimwärts und ich hatte Zeit über diese letzten Worte meines Bekannten nachzugrübeln, der mir noch am Bahnhof nachrief: „Versäumen Sie in Florenz die Table d'hote nicht, man speist dort vortrefflich!“

Der alte Sack.

Ein Märchen

von

Clara Reichner.*)

„Bim, bim, bim“ — sagte mit etwas rauh krächzender Stimme die alte Thurmuhr, welche stets behauptete, ihr kostbares Organ eigentlich längst schonen zu müssen, weil die rücksichtslose Grausamkeit der Menschen ihr ohnehin bereits einen chronischen Katarrh aufgenöthigt hätte durch den anstrengenden Dienst bei Wind und Wetter in freier Luft, und:

„Bim, bim, bim“ — machte nachäffend eine hellglänzende Glasscherbe in der Nachbarschaft, die sich eitel lächelnd in den Mondesstrahlen sonnte, denn sie meinte steif und fest, der Mond bekäme ja doch nur sein Licht von ihr. —

Sie wohnte zwar nur unter dem Dach in einer engen Rumpelkammer, aber war denn das ihre Schuld? — Warum sind auch die Menschen so dumm, so undankbar und so überaus leicht vergessend! — Sie war ja noch immer schön

*) Theilweise mit Benutzung einer russischen Fabel von Kryloff.

und jung und konnte noch ebenso gefeiert sein, als in ihrer gefeierten Jugend. —

So dachte sie und so erzählte sie auch prahlend und laut ihren Leidensgefährten in dem engen Dachraume. —

Wenigstens war es ehrlich, dass sie so sprach, wie sie dachte, und das war doch immerhin etwas. —

Das alte Gerümpel da oben hörte auch gewöhnlich andächtig genug zu — sie verstand sich eben mit so einem gewissen Nimbus zu umgeben und besass eine recht blühende Art des Vortrags. — Und dann dieses Schillern, dieses Blitzen — es blendete einen ja ordentlich. — Zwar war's nur eine Scherbe, aber es imponirte doch, und sie verstand es, sich, ihr Schillern und ihre Rednergabe, ordentlich zur Geltung zu bringen — das musste man ihr lassen, und das ist doch schliesslich immer die Hauptsache! — Ja, es war eine sehr elegante Glasscherbe! —

„Sehen Sie," sprach sie, nachdem sie die alte Thurmuhr ausgespottet hatte — „das ist eine alte, eingebildete Person, diese Thurmuhr, mit ihrem „bim, bim, bim!" — Und sie ist doch nur aus ganz ordinärem Metall und hat eine Stimme wie ein Zwirnsfaden so dünn und wie eine Bürste so rauh! — Wer in aller Welt ist sie denn, und was kann sie? — Nichts als ihr armseliges „bim, bim!" — Aber das sagt sie freilich auch den ganzen Tag, diese Dame Einerlei! — Mich wundert's nur, dass die Menschen es nicht müde werden, dieses ewige „bim, bim" anzuhören — allein das ist so der Lauf der Welt. — Das Garstige loben sie, und das Schöne wird nicht gewürdigt und schnell vergessen!" —

Und bei diesen Worten spiegelte sie sich eitel in den Mondesstrahlen, denen doch sie nur das Licht gab, die verkannte Glasscherbe! —

„Jawohl!“ — seufzte aus einer dunklen Ecke heraus die Ruine einer ehemaligen Rumflasche, welche sich einbildete so eine Art von Base der schönen Glasscherbe zu sein, obwohl Letztere diese Verwandtschaft natürlich niemals anerkennen wollte. — „Jawohl, schlecht sind sie und undankbar diese Menschen! — Erst gelten wir ihnen Alles — dann schleudern sie uns von sich, wenn wir in ihrem Dienst Schönheit und Jugendkraft geopfert haben!“ —

Und ein tiefer Seufzer schloss diese melancholische Rede der ehemaligen Rumflasche, welche es sehr liebte über ihr Unglück und der Menschheit Undank zu seufzen, um dadurch einen gewissen Glorienschein des Märtyrerthums zu gewinnen. —

„Eine Rumflasche und unglücklich — ich bitte Sie, welch ein Unsinn!“ — flüsterte in einem entgegengesetzten Winkel ein abgetragener Handschuh seiner Nachbarin, einer alten Vorhangstange, zu. — „Eine Rumflasche — ich bitte Sie! — Ja wir, wenn wir so reden wollten — namentlich ich, der ich so manchen Händedruck mit Grafen und Fürsten gewechselt habe! — Ja, ja, das sind leider jetzt *tempi passati!* — Aber so eine pensionirte, abgedankte, invalide Rumflasche, was weiss denn die, und was hat die wohl geleistet und erlebt! — Ich finde überhaupt so eine Rumflasche sehr nach demokratischen Prinzipien duftend — namentlich für mich, der ich durch und durch Aristokrat bin. — Ich stamme nämlich eigentlich sogar aus einer richtigen Fürstenfamilie, müssen Sie wissen und stand mit den regierenden Herren so ziemlich auf Du und Du!“ —

„Mein Lieber,“ sagte die alte Gardinenstange — „ich für meine Person wundere mich über gar nichts mehr! — Ich habe von meinem erhöhten Standpunkt aus viel Ueber-

sicht gehabt und viel Ueberblick gewonnen, und meine vielfachen Erfahrungen, die ich bei Gelegenheit dieser Beobachtungen gewann, berechtigen mich wohl zu dieser philosophischen Ansicht! — Glauben Sie mir — ich wundere mich wirklich über gar nichts mehr — aber über rein gar nichts!“ —

Die alte Gardinenstange liebte es nämlich für eine Art von Philosophin zu gelten und ausserdem that sie gern etwas geheimnissvoll. —

„Wenn ich nur erzählen wollte — aber man hat doch eben auch sein *Point-d'honneur* um deutsch zu sprechen!“ — sagte sie auch jetzt. —

„O bitte, erzählen Sie doch!“ bat eine verrostete, aber sehr neugierige kleine Mausefalle, welche im Ganzen arg verachtet wurde in der Rumpelkammer, als zu einer äusserst untergeordneten Kaste gehörig. —

„Nein, nein!“ — wehrte die alte, philosophische Gardinenstange geheimnissvoll ab. — Weil sie als Philosophin etwas freisinniger sein musste, wie die Andern, so konnte sie das — nämlich diese Paria einer Antwort würdigen. —

„Wenden Sie sich nur an meinen Collegen, den Fenstervorhang — vielleicht erzählt Ihnen der etwas.“ —

„Still, still, die Glasscherbe erzählt!“ — tönte es von allen Seiten dazwischen. —

„Als ich noch im Besitze meiner schönen Herrin war, da führte ich ein Götterleben, sage ich Ihnen. — Ich würde sagen, wie ein Gott in Frankreich, wenn diese Auffassungsweise nicht heut zu Tage für veraltet und antideutsch gälte! — Täglich Abwechslung, immer etwas Neues und immer mit Wohlgeruch umgeben. — Ich war nämlich einst noch ein bischen grösser und glänzender, als jetzt, müssen Sie wissen

— wirklich ganz wunderschön, und ich wurde damals „Flacon“ genannt und war stets mit duftenden Gewässern angefüllt. — Tagtäglich beschäftigte man sich mit mir, pflegte und hütete mich sorgsam! — Meine Herrin war eine sehr schöne Tänzerin — fast so schön als ich selbst — und mehr kann ich wirklich nicht sagen zum Preis ihrer Schönheit. — Sie hatte so etwas unbeschreiblich Blendendes — ebenfalls wie ich — nur mit dem Unterschied freilich, dass ich dem Mond sein Licht gebe, also ein Wohlthäter für die ganze Menschheit bin. — Nun, es kann eben nicht Jeder so etwas Besonderes sein! — Also sie war sehr schön und konnte ganz wunderbar und merkwürdig hüpfen, was die Menschen „tanzen“ nennen. — Ich wurde ihr als höchste Anerkennung überreicht, und der Geber erhielt ihre schöne Hand zum Lohne dafür. — Besser konnte sie ihn doch auch nicht belohnen für dieses kostbare Geschenk! —

So wurde er also denn der Mann seiner Frau, und wir waren im Ganzen recht zufrieden mit ihm — nur brauchte er ziemlich viel Geld, bis eines schönen Tages die schöne Tänzerin sagte: „*Ils sont passés ces jours de fête!*“ — (Man spricht nämlich in gebildeten Kreisen immer französisch, wenn man etwas ganz Besonderes, zuweilen auch wenn man etwas recht Deutsches ausdrücken will!) Sie hatte sich unglücklicherweise den Fuss verstaucht, und konnte für lange Zeit nicht mehr tanzen. —

Und weiter weiss ich nichts von ihr, denn damals zeigte sich wieder einmal der schwarze Undank der Menschen im schwärzesten Lichte! — Ich gebe es zu, ein verstauchter Fuss und ein Mann, welcher ziemlich viel Geld braucht, sind nicht angenehm für eine Tänzerin, aber mich, des Hauses Glanz, in einem Anfall von Wuth fortzuschleudern, das war

niedrig und echt menschlich! — Uebrigens habe ich ihr verziehen — ich hatte bereits von jeher sehr noble Gesinnungen. — Von meinen weiteren Schicksalen lassen Sie mich schweigen. — Sie sehen, dass ich sie würdig ertragen habe, denn noch immer kann ich wohl, ohne unbescheiden zu sein, von mir sagen, dass ich meinen bevorzugten Posten würdig ausfülle, den Posten, trotz Allem und Allem ein Wohlthäter der Menschheit zu sein und dem Monde sein Licht zu verleihen!“ —

Und die schöne, verkannte Glasscherbe der schönen Tänzerin schloss mit einem selbstgefälligen Rundblick! — Sie wusste es, ihr romantisches Schicksal hatte nur noch einen Reiz mehr im Gefolge, und sie sonnte sich in der Wirkung dieses Eindrucks. —

„Sehr romantisch, sehr brauchbar!“ — wisperte gönnerhaft und zierlich eine abgelegte Journalistenfeder. — „Ganz mein Fall, ganz mein Fach! — Schade, ewig schade, dass man mich hier eingesperrt hält! — Ich war zu gefürchtet, wissen Sie — alle *Mixed-Pickles* der Welt sind nichts gegen mich — auch wusste ich über Alles zu reden. — Es war ganz merkwürdig! — Mehr als einmal hatte ich einen Prozess mit dem Dintenfass (meiner sonstigen, unzählbaren Prozesse gar nicht zu gedenken), welches immer versuchte, mir meinen wohlverdienten Ruhm streitig zu machen, ja sogar ihn sich selbst anzumaassen, wie das öfter so im Leben zu sein pflegt. — Stellen Sie sich vor, dieses arrogante Dintenfass behauptete, es selbst allein schriebe all' die pikanten und immer wahren Artikel und Artikelchen, mit denen ich brillirte — noch mehr — es wollte sogar der Autor aller meiner übrigen gedruckten und ungedruckten Werke sein, welche so viel Furore machten, denn ich hatte ein horrendes Glück — nun ja, ich leistete

freilich auch Eminentes! — Aus Neid, aus Bosheit sperrte man mich endlich hier ein — meine Gegner und Widersacher aber, die mögen schön triumphiren jetzt — vor Allem das höhnische Dintenfass, das an allem Unglück schuld ist und an meiner schmählichen Verbannung!“ —

Und die Journalistenfeder machte einen kleinen Sprung vor Ingrimm, und spreizte ordentlich ihren ehemals spitzen Mund, als wollte sie wie sonst Gift und Galle sprühen mit ihrer stacheligen Zunge.

„Ja, wenn ich nur wenigstens einen einzigen Band meiner zahlreichen, gesammelten Theaterkritiken hier hätte, um mich zu zerstreuen! — Ich las nämlich grundsätzlich stets nur meine eigenen Werke — darin war ja auch Alles enthalten! — Was könnten denn Andere wohl sagen, was ich nicht bereits schon gesagt hätte! — O meine Theaterkritiken — sie waren so schön, so unergründlich! — Auf Begründungen liess ich mich überhaupt prinzipiell niemals ein — das verstösst wider meine strenge Auffassung von Kunst. — Ja, ich hatte sehr schöne und richtige Anschauungen davon! — Man muss eben genial sein, und recht viel Journalistentage halten mit vielen Resolutionen und Festreden — das ist immer die Hauptsache!“ —

Und die geniale Journalistenfeder schloss ihre feurige Rede, indem sie in düsteres Schweigen versank. —

„Auch ich bin in Arkadien geboren!“ — hauchte da gleichsam als Echo ein alter Pinsel, dessen Haare sich nach allen Richtungen sehr künstlerisch sträubten. — „Auch ich! — Was habe ich für Bilder gemalt! — Ein Raphael ist ein wahrer Stümper dagegen! — Es war das Höchste, was man leisten kann! — Das war Kunst — das allein! — Mit Kleinigkeiten, wie Gedanken, Stimmung und dergleichen

habe ich mich aber auch niemals abgegeben — das thun nur die Pfuscher. — Ich gehörte einem hübschen Gymnasiasten — das heisst, eigentlich war er natürlich meinetwegen auf der Welt — dem habe ich Herrliches geleistet! — Nie wieder wird er solch einen Pinsel bekommen! — Kostbare Vorhänge zu Theatern malte ich ihm, prachtvolle Burgen und noch schönere Bäume — Alles echt künstlerisch! — Und diese Gewänder für die Ritter und Damen, diese Draperieen! — Es liess sich wunderschön Komödie damit spielen! — O meine glorreiche Jugend!“ —

Und der alte Pinsel senkte wehmüthig sein haarsträubendkünstlerisches Haupt, während einzelne Haare der einen Seite vor Trauer noch schiefer und höher sich sträubten. —

Und so gings weiter und weiter unter all' dem alten Gerümpel, nur mit dem Unterschied, dass Einer mit immer noch schwärzerem Undank war abgelohnt und abgesetzt worden, als der Andere, und dass Einer immer noch mehr seine eigenen, grossen Verdienste hervorhob, als der Andere. — Und wer's nicht sagte, der dachte es wenigstens, und das war auch nicht viel besser! —

Nur Einer sagte nichts — aber gar nichts — ein alter, unscheinbarer Sack, der von Allen gänzlich unbeachtet in der dunkelsten Spalte des Bodenraumes lag. — Er sprach nicht und wurde auch nicht angesprochen — „vermuthlich lebte er nur sich und seinen Erinnerungen“ — wie die kleine Mausefalle spitzig bemerkte, als ein besonders heller Strahl des Mondes oder der Glasscherbe in die dunkele Ecke zu dem alten Sack fiel. —

„Ein solcher Sack und Erinnerungen — welche Lächerlichkeit!“ — rief maliciös die Glasscherbe, mit der Absicht gehört zu werden und womöglich zu verletzen. — Da es ein

Wort der gebräuchlichsten Nächstenliebe auszusprechen galt, so liess sie sich sogar herab auf eine Bemerkung der verachteten Mausefalle zu antworten. — „So ein Sklave, ein Nichtsnutz — so ein unscheinbares, hässliches, unbrauchbares Ding! — Ich wette, er kann gar nicht einmal reden — er genirt sich wohl auch in guter Gesellschaft!“ —

„Haben Sie immer hier gewohnt?“ — fragte schüchtern ein krummer Rohrstock den alten Sack. —

„O nein“ — sprach dieser ernst und ohne den Spott der Glasscherbe zu beachten. — „Ich habe auch meine Geschichte! — Sie ist ziemlich lehrreich, wenngleich kurz. — Ich war niemals schön, niemals durch meine Schönheit gefeiert, wie die Glasscherbe, niemals geachtet wegen meiner Brauchbarkeit, wie Viele unter Euch, oder gepflegt wegen sonstiger kostbarer Eigenschaften des Luxus oder der Bequemlichkeit — ich war hässlich und unscheinbar von Jugend auf und erschien Allen als völlig werthlos. — Ich befand mich in einem Vorzimmer und müssige Diener reinigten ihre schmutzigen Stiefel an mir, oder liessen ihren witzlosen Spott an mir aus — das war die ganze Beachtung, welche mir zu Theil wurde. — Auf einmal aber wuchs ich riesengross — und wodurch? — Man füllte mich mit Gold. — Ich wurde eines Tages vom Fussboden aufgenommen und hinein in die schönen Herrenzimmer gebracht. — Man füllte mich mit Gold — ich war plötzlich eine förmliche Grossmacht geworden. — Ich wurde zärtlich bewacht, zärtlich angeblickt, zärtlich geliebkost. — Grosse Herren waren nicht zu stolz, mit mir Zwiegespräche zu halten, und um meine Gunst zu buhlen — die Diener durften es gar nicht einmal wagen auch nur ihre Blicke bis zu mir zu erheben. — Die ganze Stadt kannte mich, liebte mich, drängte sich zu mir. — So dachte ich

damals wenigstens, denn der Hochmuth erwachte in mir, und ich vermeinte nun etwas Grosses zu sein, durch eigenes Verdienst, durch mich selbst und wegen meiner. — Und es war doch nur der Zufall, welcher mich begünstigt hatte und das Gold, welches mich füllte! — Aber das glaubte ich nicht in meiner Verblendung — ich wurde stolz, aufgeblasen und bildete mir ein, ich wäre etwas Rechtes und Ganzes! — O weh — da aber eines Tages, als das letzte Goldstück verschwunden war, versank ich wieder in mein früheres Nichts zurück — wie ein Traum war Alles zerronnen - mit dem Golde — wie Seifenblasenschaum — Alles — die Grafen und Prinzen, die Liebkosungen, das Ansehen, die Herrschaft — vorbei das Alles — aller Glanz und alle Ehre. — Da lernte ich das Leben erkennen und seine Nichtigkeit — den ganzen, eitlen Schaum von Menschenehre. — Ich war wieder nichts mehr, als der alte, unscheinbare Sack, an welchem man sich höchstens die Stiefel abputzte, bis irgend ein Ungefähr mich in diese Dachkammer versetzte — wie lange schon, weiss ich selbst nicht.“ —

Der alte Sack schwieg, und Alles rings umher folgte unwillkürlich seinem Beispiel. —

Da tappte es die fünf Stiegen herauf, die Thüre der Rumpelkammer wurde geöffnet, und eine Blendlaterne leuchtete suchend umher. —

„Jetzt komme ich wieder zu Ehren!“ — sagte die Glasscherbe, welche bereits zu stolz war, den Unglücksgefährten ein Lebewohl zu gönnen. —

„Da ist er!“ — rief jubelnd eine frische Knabenstimme — „na — da wird sich aber der Papa freuen! — Ich habe ihn — ich habe ihn!“ —

Mit diesem Jubelruf wurde der alte Sack seinem Dunkel entrissen. —

Und die Glasscherbe? —

Der Knabe sah sie blitzen, doch als er gewahrte, dass es nur eine Glasscherbe war, warf er sie verächtlich zur Bodenlücke hinaus. —

Der alte Sack aber wurde triumphirend seiner Niedrigkeit entführt — ob zu neuem Glanz, ob zu neuem Hochmuth und zu neuem Fall? —

Wer kann es wissen! —

Pech.

Humoreske

der Wirklichkeit nacherzählt

von

J. B. Jacobi.

„Hier ist etwas für Dich," sagte Peter Pech zu seiner Frau, ihr die Zeitung reichend.

Wer ist Peter Pech?

Je nun, Peter Pech, lieber Leser, gehört zur grossen Zahl jener Pechvögel, denen Alles, was sie in die Hand nehmen, und wäre es das reinste Gold, zu Pech werden muss. Mehr als bei irgend einem Pechvogel, war dies bei unserm Peter Pech der Fall, und daher müssen wir ihn, gern oder ungern, Peter Pech nennen.

Peter Pech war eigentlich ein ziemlich harm- und leidenschaftloser Mann; wie die meisten Menschen aber hatte auch er seine Narrheit, ein Steckenpferd nämlich, das er weidlich tummelte, und dieses hiess: „Zeitung".

Ob die Frühausgabe schon da sein mag? das war an jedem Morgen beim Erwachen sein erster Gedanke. Und kaum war er aus dem Bette und in ein unaussprechliches Kleidungsstück hinein gefahren, so griff er auch schon nach der Zeitung.

Diese in der einen, die Tasse mit Kaffe in der andern Hand, pflegte er sein Frühstück einzunehmen und in ähnlicher Weise auch sein Mittag- und Abendessen, nur mit dem Unterschiede, dass bei diesen Mahlzeiten, Gabel und Löffel die Tasse vertraten.

Nicht wenig ärgerte sich Frau Pech über diese Lebensart, oder vielmehr Unart ihres Mannes, und nicht wenig Mühe hatte sie sich zu Anfang ihrer Ehe gegeben, ihm selbe abzugewöhnen; alle ihre Bemühungen aber waren vergebens gewesen.

„In meinen Amtsstunden“ — Peter Pech hatte das Pech, Subalternbeamter eines gewissen Staates zu sein — „stecke ich bis über die Ohren in den Akten, da habe ich keine Zeit die Zeitung zu lesen, folglich muss ich zu Hause jeden Augenblick wahrnehmen,“ sagte er stets höchst lakonisch und ohne die Augen von dem Blatte zu erheben, wenn seine Frau sich über seine Zeitungsmanie beklagte.

Sie war übrigens wirklirh eine beklagenswerthe Person, schon weil sie das Pech gehabt hatte, Peter Pech zum Manne zu bekommen, denn da er das Pech hatte, Subalternbeamter in X... zu sein, so hatte er auch das Pech, einen äusserst geringen Gehalt zu beziehen, der, trotz des äussersten Sparsystems, dessen sich das Pech'sche Ehepaar nothgedrungen befleissigte, sehr natürlich zu dessen und des einzigen Söhnleins Erhaltung, nicht ausreichen konnte.

Glücklicherweise war Frau Pech eine nicht ungeschickte Frau; sie malte recht hübsch und was besser war, sie verdiente mit ihren niedlichen kleinen Bildern recht hübsches Geld.

Das liess sich Peter Pech, der ungeachtet seines grossen Pech's — fast könnte man annehmen, das der Frau sei grösser gewesen — hinsichtlich seiner Ehe, eine hohe Nummer gezogen hatte, gern gefallen, dennoch hatte er, und daran war eben seine eigenste Natur, seine Pechvogelschaft schuld, für seine vortreffliche und auch persönlich recht anziehende Frau, weder den richtigen Sinn, noch das rechte Verständniss. So viel es ihm aber möglich war, bei seiner durch sein Amt und durch die Zeitung fast vollkommen absorbirten Zeit, 'interessirte er sich doch für ihre Beschäftigung, besonders, wenn ihm in einem der Tagesblätter, die er so emsig studirte, etwas darauf Bezügliches in die Augen fiel.

Heute nun war das der Fall gewesen und daher war er mit den Worten: „Da ist etwas für Dich," zu ihr in's Zimmer getreten.

„Und das wäre?" fragte sie, ruhig weiter malend an dem eben unter ihrem Pinsel befindlichen Bildchen. Seinem Beispiele folgend, hatte sie sich daran gewöhnt, sich von ihm in keiner Weise stören zu lassen, das aber war sehr vernünftig, denn Peter Pech las nicht nur gern die Zeitungen, er las sie auch gern Anderen vor, besonders seiner Frau. Mittheilen, nannte er das, und geduldig hörte sie ihm zuweilen zu, meistens an ganz andre Sachen denkend, als an das, was er ihr vorlas. Währte ihr aber die „Mittheilung" allzulange, was sehr häufig vorkam, so sprang sie auf und lief in die Küche. Denn zu ihrer Ehre müssen wir es gestehen, sie war in dieser eben so thätig, wie an ihrer Staffelei und zwar mit gleich gutem Erfolge. Ihr Eheherr jedoch war in solchen Fällen höchst ungehalten, unzähligemale hatte er es sich auch vorgenommen, sie für ihr ungezogenes Davonlaufen zu bestrafen und ihr nie mehr etwas „mitzutheilen". Diese Drohung entlockte ihr stets ein fröhliches Lachen, denn sie wusste es ja längst, ging er auch des Morgens sehr erzürnt davon, so theilte er ihr doch, wenn er Mittags mit der Zeitung nach Hause kam, wieder daraus mit. Sobald er nur die Thüre öffnete, hörte sie schon, dass er dazu die Absicht habe, an seinem kehlenreinigenden Hem, Hem. Denn das war jedesmal zu jeder Vorlesung die einleitende Prozedur; auch diesmal liess sich selbe vernehmen und da sie ihm das Zeitungsblatt nicht abgenommen hatte, begannn er folgendermassen:

„Aufruf an sämmtliche Künstler Deutschlands!"

„Vergebens müht sich der Einzelne ein hohes Ziel zu erreichen und manch grosses Talent geht zu Grunde in nutzlosem Ringen. Nur Vereinigung macht stark. Vereint wollen wir streben und wirken, Resultate herbei zu führen, welche der Vereinzelte nur in seltenen Fällen herbeizuführen vermag.

Hoch der Künstler und hoch die Kunst! Das sei unseres Strebens Zweck und Ziel. Wem dieses am Herzen liegt, der möge sich unserm in N..... gegründeten Künstlerverein anschliessen und sich daselbst am ersten Juni dieses Jahres einfinden, zu gemeinsamer Berathung unserer gemeinsamen Interessen —."

„Das klingt wirklich recht schön," unterbrach Frau Pech ihren lesenden Gatten.

„So lass' mich doch erst auslesen," entgegnete er etwas ärgerlich und fuhr fort:

„Das Programm, das wir aufstellen, lautet: Hebung der Künste, besonders der bereits gesunkenen Malerkunst, Errichtung von Kunstschulen, permanenten Ausstellungen von Kunstwerken aller Art, mit besonderer Berücksichtigung von Gemälden behufs Verwerthung derselben."

Folgen die Unterschriften der bereits zusammengetretenen Mitglieder des Vereins und die Namen derer, an die solche, welche ihm beitreten wollen sich zu wenden haben. Willst Du sie hören?" schloss Pech seine Vorlesung, offenbar gern bereit darin fortzufahren.

„Gieb mir lieber das Blatt," meinte die Frau, „ich will mir die Namen notiren, denn diesem Verein möchte ich beitreten. Und, gelingt es mir, mein so eben fertig gewordenes Bildchen vortheilhaft zu verkaufen, so fahre ich zum Künstlertage nach N....."

„Siehst Du, mein Zeitungslesen, das Dich so oft ärgert, ist doch zu etwas gut, weder von diesem Verein, noch von dem bevorstehenden Künstlertage würdest Du das Geringste erfahren haben, wenn ich mich nicht um Alles bekümmerte, was in der Welt vorgeht," sagte Peter Pech und ging an diesem Morgen sehr zufrieden mit sich, in sein Bureau.

Die Frau erwiederte kein Wort, bei sich aber dachte sie: Besser wäre es, wenn Du Dich weniger um das, was in der Welt vorgeht, und mehr um unsre Wohlfahrt bekümmern wolltest. Und da hatte die Frau recht, denn es war eben nicht erfreulich, dass ihr in der Politik sehr bewanderter Mann, in den einfachsten Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens sich stets sehr unbeholfen und unpracktisch benahm, auch jegliche Mühe und Sorge von sich ab und ihr, der keineswegs einer robusten Gestalt und Gesundheit sich erfreuenden Frau, zuschob. Hierüber jedoch unnützen Grübeleien nachzuhängen, dazu hatte sie glücklicherweise keine Zeit, am wenigsten jetzt, wo ihr der Künstlertag und die Reise zu demselben im Kopfe lag.

Zum Reisen gehört Geld. Dieses sich zu verschaffen, musste sie vor allen Dingen bemüht sein. Daher schickte sie das fertige Bild, sobald es, ohne Schaden zu leiden, verpackt werden konnte, einem auswärtigen Kunsthändler, mit welchem sie seit vielen Jahren in Verbindung stand. Er war freilich ein knauseriger Mann, denn er wollte an den Sachen, mit welchen er nach England und Amerika Handel trieb, möglichst viel verdienen; aber er zahlte baar, was die andern Kunsthändler nicht thaten. Diese liessen Mechtild, so hiess die Frau, oft jahrelang auf Bezahlung warten, ja sie war sogar zuweilen genöthigt gewesen, Bilder, über welche sie die Kaufbriefe in Händen hatte, wieder zurück zu nehmen, um den Preis ihrer Arbeit nicht ganz zu verlieren. Deshalb arbeitete sie für den kargen aber reellen Mann, des Sprichworts gedenkend: „Besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.“

Das Bild hatte den Beifall des Kunsthändlers gefunden, dieser Mechtild den von ihr dafür geforderten, allerdings bescheidenen Preis gesandt, und alsbald schrieb sie an den Vorstand des neu entstandenen Vereins, um demselben ihren Beitritt anzuzeigen.

Diesem stand nichts im Wege, das Geld zur Reise hatte sie auch und selbstverständlich traf nun Mechtild mit grossem Eifer ihre Vorbereitungen zu derselben.

Und nun sass sie in der Ecke des Waggons, ihr gegenüber ihr Söhnchen Erick, und neben diesem ihr Mann. Er hatte sie nicht allein reisen lassen wollen, er müsse sie beschützen, ihr die Reise erleichtern, hatte er gesagt, und von dem Knaben mochte sie sich nicht trennen. Dass sie jedoch besser gethan haben würde, allein zu reisen, sollte sie sehr bald erfahren. Vorläufig aber freute sie sich der für sie kommenden Dinge, hauptsächlich auf die Versammlung der Künstler, von welcher sie sich ganz Ausser-

ordentliches versprach. Papa Pech studirte eifrig die Zeitung, die er von dem Colporteur auf dem Bahnhof gekauft hatte, der Knabe aber jubilirte über die schnelle Fahrt und die scheinbar an dem Zuge vorüberfliegenden Häuser und Bäume. Auch die Stationen flogen vorüber, bis des die Waggonthüre aufreissenden Schaffners Ruf: „Gertenheim!“ Mechtild aus den Träumereien weckte, in welche sie versunken war.

Gertenheim bildete die Landesgrenze, von wo aus sich mehrere Schienenstränge in verschiedener Herren Länder erstreckten. Hier also musste man die Wagen verlassen und neue Billets lösen, wenn man nicht so klug war, solche für die ganze Fahrt zu nehmen.

„Du hast doch Billets bis N.....?“ fragte Mechtild ihren Gatten, als sie, Erick an der Hand, den Wartesaal betrat.

Nein, er hatte sie nicht. Warum? das wusste er selbst nicht zu sagen, jedenfalls aber musste er sich jetzt beeilen, das Versäumniss nachzuholen.

„Ich will nicht bei Dir bleiben, ich will mit dem Papa geh'n,“ greinte Erick, der mehr an diesem hing, da er das einzige Söhnchen verzog, als an der fürsorglichen, aber etwas strengen Mutter.

Nur mit Mühe gelang es Mechtild, den ungezogenen Jungen zurückzuhalten und zu beruhigen, ein Stück Kuchen half hierbei. Kaum jedoch hatte sie ihr Portemonnaie geöffnet, um dasselbe zu bezahlen, als bereits das erste zur Abfahrt rufende Signal erscholl. Rasch legte sie das Geldstück auf's Büffet, und eilte mit dem Knaben hinaus auf den Perron.

Aber ich will nicht fort ohne den Papa,“ rief jetzt überlaut das Söhnlein, sich aus allen Kräften dem Einsteigen widersetzend.

Doch, halb zog sie ihn, halb schob sie ihn — und nun sass er kauend und weinend im Waggon, Papa Pech aber liess sich nicht blicken, obgleich das Signal bereits zum zweiten Male zur Abfahrt mahnte.

„Das ist eine schöne Geschichte,“ dachte Mechtild, „ohne meinen saumseligen Mann und ohne Billets — dort kommt ja schon der Schaffner, um die Wagen zu schliessen — da wird es wohl heissen, aussteigen und dableiben. Und schon machte sie sich, wenn auch höchst ungern, dazu bereit, als sie ihren Herrn Gemahl erblickte,

welcher ganz gemächlich und ohne die geringste Unruhe zu zeigen, quer über den Bahnhof daher geschritten kam. Es war auch hohe Zeit, denn schon trat der Schaffner auf den Wagenschlag, rief ein eiliges: „Die Billets, meine Herrschaften!“ sprang herab, schlug die Wagenthüre zu, und fort brauste der Zug. Eine Weile sass Mechtild ihrem Manne schweigend gegenüber; endlich hob sie an:

„Darf man wissen, was Dich so lange bei dem Billetkauf aufgehalten hat?“

„O warum nicht,“ erwiederte sehr ruhig ihr Gatte. „In dem hiesigen Billeteur erkannte ich zufällig einen ehemaligen Schulgenossen; wir freuten uns des unerwarteten Wiedersehens, er frug alsdann nach Diesem und Jenem in der Heimath und so verflog, ehe wir's merkten, das Viertelstündchen.“

Ein etwas rücksichtsloses Benehmen von Seiten ihres Mannes war Mechtild längst gewohnt. Er verstand es nicht besser, es lag dies, wie schon gesagt, in seiner Pechvogelnatur, ohne es eigentlich zu wollen, oder auch nur zu wissen, musste er stets verkehrt oder unpassend handeln. Ihn hierüber zur Rede zu stellen, ihn wohl gar zurecht zu weisen, das durfte Mechtild nicht wagen, denn, seiner Meinung nach, besass er das feinste, taktvollste Benehmen. Daher vertrug er nicht den geringsten Tadel, früher hatte sie sich freilich zuweilen einen solchen erlaubt, er aber hatte sie dann abgeschmackt und albern genannt. Seitdem schwieg sie bei seinen Rücksichtslosigkeiten. Hätte sie leeres Stroh dreschen — nur Grobheiten ernten sollen? Der kleine verzogene Junge aber nahm kein Blatt vor den Mund. Er erzählte, dass sich die Mama wegen seines langen Ausbleibens geängstigt, und fügte hinzu, der Papa würde ein andermal besser thun, wenn er sich unterwegs unterhalten wolle, vorneweg die Billets zu lösen.

Mechtild seufzte nur ganz leise; die Freude aber, die sie sich von der Reise versprochen hatte, war ihr durch diesen Anfang schon theilweise verbittert.

„Alles besetzt, bis unter's Dach,“ sagte höchst gleichmüthig und mit geringschätzigem Blick auf das wenige Gepäck, der, die Hände in den Taschen der Unaussprechlichen bergende, nachlässig an der Hausthüre lehnende Kellner des Hôtels in N..... vor welchem die Droschke des Pech'schen Ehepaares hielt.

Rathlos blickte Mechtild auf ihren Gatten, dieser jedoch zog wie der Kellner, die Schultern in die Höhe.

Glücklicherweise nahm sich, an die Droschke heran tretend, der flinke Hausknecht der Pechvögel an.

„Wenn die Herrschaft," meinte er, „mit dem so eben leer gewordenen Zimmer Nummer Vierzig sich begnügen wollte" —

„Mit jedem Zimmer," unterbrach ihn Mechtild, rasch aus der Droschke steigend. Und während ihr Mann zurück blieb, um den Kutscher zu bezahlen, folgte sie, Erick an der Hand, dem mit ihrem Gepäck voranschreitenden dienstfertigen Geiste.

Die so eben leer gewordene Nummer Vierzig befand sich im vierten Stock. Als aber Mechtild, ganz erschöpft vom Treppensteigen, oben angelangt war, da zögerte sie doch einen Augenblick, die Schwelle dieses sogenannten Zimmers, das eigentlich nur eine nicht allzu geräumige Dachkammer war, zu überschreiten.

Einladend sah es in dieser allerdings nicht aus, und grosse, noch feuchte Oelflecke schienen vom Eintreten abzurathen. Der dienstfertige Hausknecht sagte jedoch, ihr Zaudern bemerkend:

„Es ist freilich nicht besonders hübsch hier, denn der Modelleur, welcher so eben abgereist ist, weshalb wir auch zum Reinmachen keine Zeit gehabt, hatte die üble Gewohnheit, mit dem Oele allzu verschwenderisch umzugehen, es soll aber gleich gescheuert werden, und sobald ein anderes Zimmer leer wird, können Sie dasselbe ja bekommen." So sprechend legte er das Gepäck ab und entfernte sich, ohne Mechtild's Antwort abzuwarten.

„Mama, hier mag ich nicht wohnen," sagte Erick, sie am Rocke zupfend.

Auch Papa Pech, welcher so eben die Treppe herauf gekommen war, wollte es hier nicht gefallen. Man musste jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen, und sich in Nummer Vierzig, da man nun einmal daselbst einlogirt war, einrichten so gut es ging.

Doch, wie sollten drei Personen hier schlafen. Es befand sich zwar ein altes Sopha, aber nur eine Bettstelle in diesem Raume.

Diese Frage sollte indessen sogleich erledigt werden, denn die Thüre ging auf und an der Schwelle erschien der dienstwillige Hausknecht, im Begriff, mit Hilfe des Stubenmädchens, eine ge-

waltige Bettstelle herein zu praktiziren. Es zeigte sich aber, dass — für dieselbe kein Platz vorhanden war. Mechtild erklärte daher, sie wolle sich mit einer Matratze begnügen, worauf diese aus der Bettstelle und auf die Diele gelegt wurde.

So, nun war man eingerichtet; man bestellte Abendbrod und, nachdem dieses verzehrt war, suchte man die Ruhe.

Doch, mit des Schicksals dunklen Mächten —

Für diesmal sollte die ersehnte Ruhe nur dem auf das Sopha gebetteten kleinen Erick zu Theil werden.

Schon das fortwährende Klingelziehen der Gäste und der Lärm der bereits zahlreich unten im Saale des Hôtels versammelten Künstler, der sogar hier oben deutlich vernehmbar war, machte es Mechtild unmöglich, ein Auge zu schliessen. Bald aber gesellte sich zu diesen Störungen noch ein anderes lebendiges Hinderniss. Auch Papa Pech konnte nicht schafen. War es das Ungewohnte der Lage — er hatte sich nämlich sehr rücksichtsvoll gezeigt und darauf bestanden, Mechtild möge die Bettstelle nehmen und ihm die Matratze überlassen. Grosse Bequemlichkeiten beanspruchte er übrigens nie, und ungalant war er nur, weil er, wie bereits gesagt, es nicht besser verstand.

„Kannst Du auch nicht einschlafen?“ hob er endlich an.

Zu Pech's Eigenthümlichkeiten gehörte, dass er seine Frau nie bei Namen nannte, was sie, wie das Zeitungslesen in früheren Tagen nicht wenig geärgert hatte.

Doch „Namen nennen Dich nicht!“ zitirte er sehr pathetisch, liess sie den Aerger sich merken. Wer aber hätte darüber nicht lachen sollen? Und unter Lachen und Aerger hatte sie sich mit der Zeit an diese, wie an die anderen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten ihres Mannes gewöhnt.

„Kannst Du nicht einschlafen?“ wiederholte er, da sie seine Frage überhört zu haben schien.

„Ich fürchte,“ erwiederte sie hierauf, „in Nummer Vierzig dürfte das Schlafen nicht leicht zu ermöglichen sein, besonders in dieser Bettstelle, sie scheint mir förmlich belebt.“

„O,“ meinte Pech, „meine Matratze nicht minder.“

„So wäre es wohl das Beste,“ sagte Mechtild, „bald aufzustehen und die Nacht auf Stühlen sitzend zu verbringen,“ und wie

die meisten Frauen liess sie diesem Entschlusse auch die That gleich folgen.

Pech fand das Beispiel seiner Frau nachahmungswerth und „mögen sie sich gegenseitig aussaugen," sprach er, sich von seiner Matratze erhebend.

Endlich ward es Tag. Wer je eine solche Nacht verbrachte, wird es glaublich finden, dass diese dem Pech'schen Ehepaare etwas lang erschien.

Freudig begrüssten Mechtild und ihr Gatte den ersten Strahl der die benachbarten Dächer röthenden Sonne. Rasch wurde Toilette gemacht, das Söhnchen geweckt und angekleidet, hierauf dem Kellner geklingelt und Frühstück bestellt.

Der dieses bringende Kellner legte zugleich das Fremdenbuch auf den Tisch und fragte, ob sie hergekommen wären, um an dem Künstlertage Theil zu nehmen, in welchem Falle sie sich um acht Uhr unten im Saale einzufinden hätten.

„Höre," sagte Pech, als sich der Kellner, nachdem seine Frage bejaht worden war, mit einem spöttischen Blick auf den Knaben, der zu fragen schien, „bist Du auch ein Künstler?" entfernt hatte, — „in die Versammlung der Künstler kannst Du weder mich, noch Erick mitnehmen, da selbe Dich aber höchst wahrscheinlich den ganzen Tag fesseln dürfte, so möchte ich inzwischen mit Erick einen Ausflug machen in die als reizend bekannten Umgebungen der Stadt.

Das Logische dieser Rede ihres Mannes leuchtete Mechtild ein, und obgleich sie sich ungern für einen ganzen Tag von dem Knaben trennte, es ihr auch nicht angenehm war, sich ganz allein in eine grosse und ihr völlig fremde Gesellschaft zu wagen, so sah sie doch ein, dass, einmal hier anwesend, sie auch der Versamm-

lung beiwohnen müsse. Unwillkürlich aber kam ihr der Gedanke, entweder hättest du mit Mann und Kind daheim bleiben, oder — allein reisen sollen. Als Künstlerin heraustreten, in das öffentliche Leben und Frau und Mutter sein zu gleicher Zeit — das ist nicht möglich.

Fröhlich spazierte Papa Pech mit dem Knaben davon, Mechtild aber ging recht gedankenvoll hinab in den schon angefüllten Saal.

Auch einige Damen hatten sich hier bereits eingefunden, Mechtild wagte es jedoch nicht, sich ihnen zu nähern, sie sah sich vielmehr nach einem entlegenen Plätzchen um, und fand dieses auch in einer Ecke des Saales.

Nachdem der Vorsitzende des Vereins die Versammlung mit einer sehr hübschen Rede begrüsste und mitgetheilt hatte, dass die eigentlichen Berathungen erst in einigen Stunden ihren Anfang nehmen würden, da man die Ankunft einiger noch fehlender Vorstandsmitglieder abwarten müsse, bildeten sich verschiedene Gruppen im Saale.

Gern hätte sich Mechtild einer derselben oder den anwesenden Frauen angeschlossen, doch sie waren ihr alle fremd, sich selbst vorstellen — das mochte sie nicht, so blieb sie denn unbeachtet und vereinsamt in ihrer Ecke sitzen. Lange jedoch hielt sie es nicht aus.

Nach einem halben Stündchen ging sie hinauf in Nummer Vierzig und beschloss, daselbst die Zeit der eigentlichen Berathungen abzuwarten.

Dass sie sich hier auch nicht besonders gut unterhielt, versteht sich von selbst, und schon fing sie an ihre Fahrt zum Künstlertage zu bereuen und diesen selbst herzlich satt zu bekommen, als der Kellner sie benachrichtigte, dass die Berathungen sogleich beginnen würden.

Sie eilte in den Saal und setzte sich wieder, da sie ihren Platz noch leer fand, in die vorhin eingenommene Ecke.

Viele der Herren traten nun nacheinander als Redner auf, und vielerlei sprachen und verhandelten sie von den mangelhaften Zuständen, von den Beschwerden der Künstlerwelt und von den zu erstrebenden Verbesserungen.

Das ist Alles gut und schön, dachte Mechtild, aber die Sache ist doch gar sehr im Werden begriffen, und es wird geraume Zeit vergehen, ehe wir ernten werden von der erst zu säenden Saat, besonders da alle die Herren so verschiedene Meinungen haben und es ihnen unmöglich ist, sich auch nur in einer einzigen zu vereinigen.

Wirklich boten die sich sehr in die Länge ziehenden Verhandlungen ein wenig erfreuliches Bild. Der eine der Herren wollte dieses, der andere jenes; endlich aber betrat eine sehr herausgeputzte Dame die Rednerbühne und forderte in schwunghafter und energischer Sprache Gleichberechtigung der Frauen, welche, wie sie sagte, in jeder Hinsicht unterdrückt und beeinträchtigt wären.

Das Murmeln, das bei dieser Rede durch die Versammlung ging, klang wie niedergehaltenes Spottgelächter, was jedoch die mit grossem Eifer sprechende Dame durchaus nicht zu bekümmern schien. Sie schloss ihre Rede unter rauschendem Beifall; ob dieser jedoch ernstlich oder ironisch gemeint war, vermochte Mechtild nicht zu entscheiden. So viel aber ward ihr klar, dass sie selbst bei dem Künstlertage eine sehr überflüssige Rolle spielte. Mit der festen Ueberzeugung, dass man hier sehr gut ohne sie fertig werden würde, begab sie sich in ihr schönes Logis.

„Mama, wir haben uns köstlich unterhalten!“ rief Erick ihr hier entgegen.

„Und Du?“ fragte Pech, der es ihr wohl ansehen mochte, dass sie kein grosses Vergnügen gehabt.

„O ich,“ erwiederte Mechtilld, „ich bin fertig mit dem Künstlertage.“

„Wirklich?“ und Peter Pech's etwas breiten Mund umspielte ein gutmüthiges, doch etwas spöttisches Lächeln, als er sagte: „Ja, ja, Weiberl, es ist schon das Beste, wir bleiben hübsch beisammen, wie wär's aber, wenn wir die Cousine in B.... besuchten, sie ist eine liebenswürdige Person und B.... nur wenige Meilen von hier entfernt.“

„Mechtild hatte nichts dawider, denn noch eine Nacht wie die vorige in Nummer Vierzig zuzubringen — dazu hatte sie keine Lust.

Pech war sehr erfreut, über diese Bereitwilligkeit seiner Frau und da der nächste Zug nach B.... in einer Stunde abging, so wurde rasch eingepackt, die Rechnung bezahlt, und bald darauf sass die Familie Pech wieder im Waggon.

„Frau Romberg — so hiess die Cousine — „ist auf drei Monate verreist.“ Dieser Bescheid, welcher einige Stunden später Herrn Pech in der Wohnung seiner Verwandten zu Theil wurde, versetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. An diese Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht, seine Frau aber lachte laut auf.

„Nimm's kaltblütig,“ sagte sie, wie der arme Jakob in dem hübschen Romane von Marryat, „ja, nimm's kaltblütig, ein andermal geht's besser.“

„Was nun beginnen?“ fragte Pech kleinlaut.

„Einfach umkehren,“ erwiederte die Frau, „Da wir nur die Cousine besuchen wollten, an der Stadt B.... uns nichts gelegen ist, so thäten wir am besten, noch mit dem um elf Uhr hier abgehenden Nachtzuge nach N..... zurück und von da gleich morgen früh nach Hause zu fahren.“

„Meinethalben,“ brummt er und stieg in die Droschke, welche auf demselben Wege, den sie eben zurück gelegt hatte, dem Bahnhofe wieder zurollte.

„Das nenne ich Pech haben,“ meinte Papa Pech, „habe mich so gefreut, Dich mit meiner liebenswürdigen Cousine bekannt zu machen und nun haben wir unnützerweise unser Geld ausgegeben.“

„Ja, Du hättest Dich erst schriftlich erkundigen sollen, ob wir sie auch antreffen würden,“ sprach die Frau und dachte an ihr Pech. Hatte sie sich doch auch sehr auf den Künstlertag gefreut — und jetzt — jetzt lag ihr nichts mehr daran, sie sehnte sich vielmehr zurück in ihre Häuslichkeit und an ihre Staffelei.

„Der erste Zug nach Gertenheim geht um zehn Uhr, der zweite um ein Uhr ab,“ hiess es auf dem Bahnhofe in N....., woselbst man müde und matt um zwei Uhr Nachts ankam.

Wo bleiben bis dahin?

Man begab sich in das Hôtel, woselbst man bis zum Morgen blieb und für die wenigen Stunden, ohne gefrühstückt zu haben, zwei Thaler bezahlte.

Das war doch der wirthlichen Mechtild zu viel. Zwei Thaler für die Benützung eines Zimmers, während einer halben Nacht.

Wer einmal eine Reise macht, der kann etwas erzählen," sagte sie ärgerlich, dem theuern Hôtel den Rücken drehend. Ihr Mann aber sagte, nachdem sie auf dem Bahnhofe gefrühstückt hatten:

„Die paar Stunden bis zum Abgange des Zuges möchten wir benutzen, um uns noch das schöne N..... ein wenig anzusehen."

„Das muthe mir nicht zu," lautete jedoch Mechtild's Antwort, — „nach den beiden ruhelos verbrachten Nächten bedarf ich der Ruhe."

„Nun, so gehe ich mit Erick, bis zum Abgang des ersten Zuges bin ich gewiss wieder hier."

Gern blieb sie nicht allein zurück.

„Verspäte Dich nur nicht," rief sie ihm nach und „ei bewahre," versicherte er.

Und nun sass sie wieder allein unter so vielen Fremden. Langsam verging die Zeit, die Kellner aber, welchen ihr langes Verweilen auffällig sein mochte, streiften sie mit unverschämt fragenden Blicken.

Die Züge kamen und gingen. Es schlug zehn Uhr, auch der Zug nach Gertenheim brauste davon, Papa Pech und Söhnlein liessen sich nicht blicken.

Mechtild ward bange, sie fing an die Minuten zu zählen und jede derselben begann für sie sich zur Stunde auszudehnen.

Sie trat an eines der Fenster und blickte hinaus auf den nach der Stadt führenden Weg. Vergebens jedoch strengte sie ihre Augen an, ihr Mann und ihr Söhnlein waren nicht zu erblicken. Zum Martersaal ward ihr der Wartesaal und ihr zu Muthe, als ob Aller Blicke sie nur suchten.

Halb Eins! — Drei Viertel! — Aerger und Angst füllten Mechtild's sanftmüthige Seele. Er wird doch nicht auch wie den ersten, so den zweiten Zug versäumen?

Sollte ihm oder dem Knaben ein Unfall zugestossen sein?

Das waren die Fragen, die sie zu quälen anfingen.

Da — jetzt tönt die Glocke zum ersten Male, mechanisch fasst Mechtild nach der Reisetasche und mit unbeschreiblicher Angst blickt sie nach der Thüre des Saales — jetzt — ja jetzt

endlich hört sie die Stimme ihres Knaben — unter Tausend würde sie diese erkennen.

„Kommst Du wirklich?“ ruft sie mit einem ganz unbeschreiblichen Blick auf den verlegen vor ihr stehenden Gatten. Alles aber was sie in den letztverflossenen Stunden gedacht, empfunden, gelitten, das leuchtet auf in diesem ausdrucksvollen Auge.

Zu Erörterungen jedoch war keine Zeit, es war vielmehr die höchste, sich in die Waggons zu begeben, nach welchen durch die von den Schaffnern jetzt aufgerissenen Thüren Alle strömten und drängten.

„Wohl an anderthalb Stunden haben wir Dich gesucht,“ bricht der Knabe, da der Zug bereits an Hecken und Wiesen vorübersaust, das peinliche Schweigen der Eltern. Mechtild horcht auf.

„Ihr habt mich gesucht?“ fragt sie erstaunt, „wie ist denn das möglich? ich habe ja den Wartesaal keinen Augenblick verlassen.“

„Ja, Mama, das will ich gern glauben, wir haben Dich auch ganz wo anders gesucht als da, wo wir Dich verliessen. Wir waren nämlich auf einen andern Bahnhof gerathen, welcher dem, von dem wir so eben abfuhren, ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Hin und her liefen wir und späheten überall nach Dir, endlich fiel es dem Papa ein, wir könnten uns in dem Bahnhof geirrt haben, auch bemerkte ich, dass dort blaue, hier rothe Gardinen im Saale waren. Da fragte der Papa den Kellner und wir erfuhren zu unserm grossen Schrecken, dass nicht von jenem dem Südbahnhof, sondern von diesem, dem Nordbahnhof die Züge nach Gertenheim abgehen.“

Vergessen war die ausgestandene Angst, nicht minder der Aerger, lachen musste Mechtild, und noch dazu ganz laut, als sie jetzt und zwar recht freundlich, in das gutmüthige, kläglich dreinschauende Antlitz ihres Pechvogels blickte. Hatte er ihr doch wieder einmal durch seinen unpraktischen Sinn so grosse Qual bereitet.

„Es thut mir nur leid,“ sagte sie, „dass Erick um sein Mittagessen gekommen ist, ich halte es schon aus bis Gertenheim.“

„Dorthin reisen Sie?“ mischte sich ein im Waggon sitzender ältlicher Herr in das Gespräch. Worauf Pech ihm erklärte, dass sie nur über diesen Ort in ihre Heimath reisen wollten.

„Da wundert es mich, dass Sie mit diesem Zuge, der über Nacht dort liegen bleibt, gefahren sind," meinte der Herr.

Mechtild's blasses Gesicht nahm bei diesen Worten des Fremden einen Ausdruck an, der sich eher denken, als beschreiben lässt. Pech aber rief höchst erschrocken:

„Hätte ich das gewusst!"

„Ja," und der Fremde warf einen theilnehmenden Blick auf Mechtild, „danach hätten Sie sich doch, da Sie mit Familie reisen, erkundigen sollen".

Wie der Anfang, so das Ende, dachte Mechtild seufzend, doch was nicht zu ändern ist, muss man mit Geduld ertragen.

In Gertenheim, wo sogar ein anständiger Wartesaal fehlte, war nicht einmal warmes Essen, viel weniger denn ein eigenes Zimmer zum Ausruhen für die Nacht zu haben. Dem Söhnlein bereitete Mechtild so gut es ging, aus ihrem Shawl und dem Paletot des Papa Pech, ein einigermassen erträgliches Lager auf dem harten und unbequemen Sopha, sie aber und ihr Gatte verbrachten, wie in Nummer Vierzig, auf Stühlen sitzend, die Nacht in keineswegs angenehmen Gedanken.

Er hatte sie beschützt! ihr die Reise erleichtert! Ja, ja, verbittert und erschwert hatte er ihr die Reise.

Endlich kam der Morgen, der in die Heimath führende Zug brauste heran, und wenige Stunden später sagte Mechtild, ihre Wohnung wieder betretend:

„Gott sei Dank! Wir sind daheim!" in ihrem Innern aber fügte sie hinzu: „Zum Künstlertag werde ich wohl nimmermehr fahren, sollte ich aber je wieder verreisen, so reise ich allein. Mein Pech — das liesse sich noch allenfalls ertragen — aber seines dazu — nein, das ist zu viel!"

Peter Pech aber griff gleich nach der Zeitung.

„Schön, dass wir wieder zu Hause sind," sagte er, „da kann man doch ruhig schlafen und seine Zeitung in aller Gemüthlichkeit lesen".

Der Altenburger Bauer,

nach seinen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen und Nationaltracht.

Eine ethnographisch-kulturhistorische Skizze aus dem Herzen Deutschlands

von Dr. Wüstemann.

So recht eigentlich im Herzen des deutschen Gesammtvaterlandes wohnt, ringsum eingeschlossen von einer deutschen Urbevölkerung, ein winziges Völklein, welches zwar eins in der Sprache mit seinen Nachbarn, in Sitten, Gebräuchen und Tracht doch ungemein von ihnen abweicht, und hierin die unverkennbarsten Spuren unverwischter und unvermischter Abstammung von slavischem Blute an sich trägt.

Der Sitz dieser, so zu sagen, ethnographischen Enklave, sind die überaus fruchtbaren Hügelgegenden im Osten und Westen des Pleisseflüsschens, in dessen mittlerem Laufe. Diese Gegend, etwa in der Mitte zwischen Leipzig und Zwickau, ist in der Richtung von Osten nach Westen, wie von Süden nach Norden kaum 5—6 deutsche Meilen breit, und den östlichen Landestheil des Herzoghums Sachsen-Altenburg beinahe vollständig umfassend, weithin unter dem Namen des „Pleissenlandes“ bekannt. Hier, von We-

sten her, in das Gebiet des so gewerbreichen Königreichs Sachsen eingreifend, und in unmittelbarster Nachbarschaft des steinkohlenreichen Zwickauer Bezirkes, ist also die Gegend zu suchen, welche seit Jahrhunderten der Sitz einer jetzt etwa 160,000 Seelen umfassenden Bevölkerung slavischen Stammes ist. Man bezeichnet dieses Völkchen mit dem Ausdruck „der Altenburger Bauern“ und ihre Tracht mit demjenigen „der Altenburger Bauerntracht“ weil diese slavischen Abkömmlinge im Wesentlichen die östliche Hälfte des Altenburger Herzogthums bewohnen. Es kommt dabei nicht in Betracht, dass dessen städtische Bevölkerung ein durchaus deutsches Gepräge hat, dagegen andererseits die Bevölkerung von slavischem Typus sich nicht ganz auf das Altenburger Gebiet beschränkt, sondern vielmehr nicht unbedeutend auf die angrenzenden Theile des fürstlich reussischen Gebietes, sowie des Königreichs Sachsen hinübergreift. Ueber die frühesten Bewohner „des Pleissnerlandes“ oder, wie es dort selbst noch häufiger bezeichnet wird, „des Osterlandes“ fehlen bestimmte geschichtliche Nachrichten. Von den meisten Forschern der Lokalgeschichte jener Gegenden werden „die Hermunduren“ als die Besitzer und die Bewohner „des Osterlandes“ genannt, und so viel ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass sie in dem Stamm der Sorben-Wenden ihre unmittelbaren Nachfolger im Besitz des Landstriches fanden. Von ihnen stammen — immer unter Wahrung der erwähnten Einschränkung und Ausdehnung — die heutigen „Altenburger Bauern“ ganz unzweifelhaft ab. Unverkennbar ergibt sich diese Abstammung für denjenigen, der ihre Sitten und Gebräuche, ihre Nationaltracht, und weitaus überwiegend wenigstens, die Namen für ihre Dörfer und sonstigen Wohnorte einigermassen aufmerksam betrachtet. Diese Kenzeichen sind zugleich ebenso viele untrügliche Merkmale und Anhaltspunkte für die innigste Stammesverwandtschaft mit den wendischen Bewohnern der preussischen und sächsischen Oberlausitz, bei denen sich ganz, wie an den Ufern der Pleisse im Herzogthum Altenburg die slavischen Stammeigenthümlichkeiten vollständig unverwischt gegenüber den ringsherum sesshaften deutschen Bevölkerungen erhalten haben. Je mehr die vollständige Stammesverwandtschaft der „Altenburger Bauern“ mit ihren slavischen Vettern in der Lausitz in die Augen springt, um so auffäl-

liger muss der tiefe Hass, die von jeher unbesiegbare nationale Antipathie erscheinen, den die „Lausitzer“ gegen die „Osterländer“ von jeher im Herzen, sogar gern zur Schau trugen.

Ganz begreiflich ist das frühzeitige Verschwinden des wendisch-serbischen Idioms als Landesursprache, sowie seine Ersetzung durch das Deutsche. Halte man sich doch nur die konsequenten, dauernden Hindernisse vor Augen, die sich der Erhaltung des slavischen Idioms, geschweige seiner Ausdehnung in jener Gegend entgegen stellten. Landesherrliche Verbote und beständige Einwanderungen der Deutschen wirkten um die Wette, die Muttersprache der ländlichen Bevölkerung vollständig zu verdrängen und in deren Herrschaft das Deutsche zu setzen.

Der „Altenburger Bauer“ ist ein gar munteres Völkchen, so rührig als arbeitsam, wohlerfahren in Landbau und Viehzucht, und mit der Zeit gut fortgeschritten. Er ist reich, jedenfalls mehr als wohlhabend, im Vergleich mit demjenigen Vermögensstand, dessich im Durchschnitte die Landleute in Mittel-Deutschland, ringsum „das Osterland“ zu erfreuen haben. Dabei zeichnet er sich vor seinen Standesgenossen anderer Gegenden auf das Vortheilhafteste durch strenge Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe und tiefe Religiosität aus. Wir wollen hier natürlich ganz ununtersucht lassen, ob diese Charaktervorzüge Erbstücke nationalen Gehaltes von Seiten ihrer Voreltern slavischen Stammes sind, oder wie sich ihr Vorkommen ausserdem erklären lässt. —

Ihre slavische Abstammung bekunden die „Altenburger Bauern“ dagegen ganz unzweifelhaft durch eine grosse Anzahl socialer Einrichtungen und socialer Eigenthümlichkeiten. Dahin gehören vor allen Dingen die strenge, peinlich durchgeführte Gliederung und Absonderung der Stände, die Zutheilung in diese, je nach dem Umfang des Vermögensbesitz, die Eigenthümlichkeiten in der Art und Weise des Erbgangs in das elterliche Vermögen. Der jüngste Sohn erbt für seine Person ganz ausschliesslich den Grundbesitz von Vater und Mutter, hat aber allerdings die Verpflichtung seine sämmtlichen Geschwister, die zu gleichen Theilen mit ihm erben, ordentlich und vollständig abzufinden, also ihnen in Baar oder Hypotheken die richtige Ausgleichung für den Entgang an liegenden Gründen zu gewähren. Diess ist die Einrichtung

der sogenannten Minorate, wie man dies Ausschliessungsrecht des Jüngstgeborenen Sohnes nennt im Gegensatz zu dem in Deutschland hergebrachten Erstgeburtsrecht, dem ausschliesslichen Erbrecht des ältesten Sohnes adelicher Familien gewisser Stufen in den Grundstücksnachlass der Eltern. — Dies ist in Altenburg das Recht des Herkommens. Der Altenburger Bauer theilt sich je nach der Grösse des Besitzes (vorzugsweise wird der Grundbesitz gemeint) in drei streng von einander getheilte Klassen, (fast Vermögenskasten möchten wir sie nennen). Es sind dies die Anspänner (die Klasse der Grossbesitzer), dann die Hand- oder Kühbauern (diejenige der Gärtner oder Kleingütler), endlich die Häusler (die Kleinen oder Nachbarn). Ebenso wird das Gesinde des Bauern ganz genau unterschieden und getrennt, je nach der Bedeutung seiner Stellung und Obliegenheiten, sowie dem Range den er in Folge hiervon einnimmt. Beim männlichen Gesinde des Bauern wird unterschieden zwischen Grossenke (erster Knecht, auch Schirrmeister), Mittelenke und Kleinenke. Ebenso wird bei den Mägden ein grosser Unterschied gemacht, zwischen der Grossmagd etwa so viel wie Wirthschafterin oder Haushälterin und der Kleinmagd.

Niemals verdingt sich ein Dienstbote in seinem Heimathsorte, das würde durchaus gegen alles Herkommen sein und ihn, wie seine Familie höchlich beschimpfen. Seit uralten Zeiten ist die Haupt- und Residenzstadt des Ländchens die Stadt Altenburg der Ort, an dem das Geschäft der Vermiedung oder Verdingung der ländlichen Dienstboten aller Art vorgenommen, also gewissermassen der Dienstbotenmarkt. Hier werden zu Neujahr die Dienstverträge zwischen Herrschaft und Gesinde abgeschlossen, und der Abschluss durch einen kräftigen, herzhaften gemeinschaftlichen Trunk bekräftigt und besiegelt.

Die beiden Hauptvergnügungen des „Altenburger Bauer“ sind Kegelschieben und Kartenspiel. Beide werden um sehr hohe Beträge gesspielt. Namentlich dreht sich ihr Hauptlieblingsspiel in der Karte „der Scat“ („Sschkat“ ausgesprochen) regelmässig um beträchtliche Summen. Die Heimath dieses so beliebten Glücksspieles, welches jetzt Bürgerrecht gefunden hat, so weit die deutsche Zunge klingt, und noch viel weiter, auch, wenn wir nicht sehr irren,

unter den deutschen Brüdern jenseits des Meeres, die Heimath dieses Kartenspiels ist im Altenburger Land, bei unseren slavischen Landleuten, zu suchen.

Nächstdem ist der Altenburger Bauer ein grosser Verehrer tüchtiger Zechgelage und heiterer Tanzvergnügungen, sociale Neigungen, zu deren Befriedigung ihnen ihre so häufigen wie mannigfaltigen Feste und Feierlichkeiten genügende Gelegenheit bieten. Dabei war ihre Geselligkeit von Altersher eine in jeder Beziehung und nach alten Beziehungen durchaus exklusive. So wie der Altenburger Bauer dem Städter nur mit unverholenem Misstrauen begegnet, für ihn nur den tiefsten Hass hat, so flieht er ihn stets und überall, und hält ihn geflissentlich von seinen ländlichen Vergnügungen und Festen fern. Der Städter bezahlt ihn mit der gleichen Münze. Die Folge ist beiderseitige vollständige Abschliessung in diesen Beziehungen.

Die Hauptfeste des Bauern sind die Kirmsen (Kirchweihfeste,) Jahrestag der Einweihung der Dorfkirchen, welcher Charakter und welche Bedeutung aber längst verschwunden ist, und die Hochzeits- und Kindstauf-Feierlichkeiten, in der Stadt Altenburg aber die jährlich viermaligen sehr bedeutenden Jahrmärkte. Diese sind das Stelldichein der gesammten Umgegend, weit über die Gränzen des Herzogthumes hinaus. Der Bauer erscheint mit Weib und Kind, diesmal wesentlich zum Einkauf, während er auf den Wochenmärkten die Rolle des Verkäufers zu übernehmen pflegt, und der Bauer versteht es, Weib und Kind köstlich mit Wein und Kuchen zu bewirthen. Dabei vergisst er aber sich selbst ebenso wenig. Seinem Leib kein Stiefvater, lässt es er nicht an reellen Genüssen für sich selbst fehlen.

Sehen wir uns nach dieser kurzen Umschau über Land und Leute deren Insitz und Gliederung, ein wenig darnach um, wie sich denn der Altenburger Bauer kleidet, dann mit welchen Gebräuchen er die hauptsächlichsten seiner Feste, namentlich seiner Familienfeste begeht, und zum Schluss, was seine Hauptvergnügungen sind. —

In Gewand und Sitten und Festgebräuchen hat der wendische Altenburger Bauer bei Weitem am Meisten seine alte slavische Volksart bewahrt. Darin gleicht er überhaupt seinen slavischen

Stammesgenossen aller Länder, aller Gegenden. Mögen sie auch, wie z. B. die Wenden in der sächsischen Ober- wie in der preussischen Niederlausitz, als enclavirte Leute, so zu sagen Sprachinseln, mitten im germanischen Sprachmeer, die Sprache ihrer Väter längst unter dem unterminirenden Einfluss des allgewaltigen Deutschthums längst verloren haben, so zwar, dass ihr Volksursprung nur mehr in den Namen ihrer Ortschaften, und auch da kaum noch überall mit Sicherheit zu erkennen ist, Volkstracht und Sitten haben sich von den Vorvätern her unvermischt bis auf die Jetztzeit erhalten, namentlich die Gewandung.

Wie bei allen Volkstrachten gilt dies vor allem von denjenigen des schönen aber schwachen Geschlechtes, dessen Tracht in allen Ländern, wo überhaupt sich in der Art zu kleiden, eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit bewahrt hat, der weibliche Theil der Bevölkerung sich in dem Festhalten an der Sitte der Vorfahren ganz vorzugsweise zäh, im guten Sinn konservativ zu zeigen pflegt. So auch beim Altenburger Bauern. Die Tracht seiner Frauen und Mädchen hat weit mehr Eigenthümlichkeit in der Ueberlieferung der Volkstracht der Vorzeit sich bewahrt, als die Kleidung der Männer und Knaben. Doch damit es auch hierin nicht an Gegensätzen und Räthseln bei der Gewandung dieses an Räthseln und Gegensätzen zu der allerseits deutschen Umwohnerschaft keineswegs armen Slavenrestes fehle, so ist, während sonst beinahe überall die Volkstracht der Weiber kleidsamer, geschmackvoller ist, als diejenige des männlichen Theils der Bevölkerung, bei unseren Altenburgern das reine Gegentheil der Fall. Mögen unsere schönen Leserinnen, denen wir das Material getrost vorlegen, selbst den Urtheilsspruch fällen! Im Gegensatz zu der Tracht der Bäuerinnen ist zwischen Knaben und Männern kein Unterschied der Kleidung.

Schon von seinem dritten Lebensjahre trägt sie der Knabe. Auf dem kurz und rund abgeschnittenen Haupthaar sitzt als Ehrenzier ein kleiner, den Kopf nicht vollständig deckender, schwarzer Filzhut, niedrig und mit einer Krempe, die ringsum eine Art von Rinne bildet. Nur über der Stirne fehlt die Fortsetzung der Krempe, dafür hängt vorn der Hut ein wenig über, und ist dieser vordere Theil des Kopfes, dessen einzige vom Hute vollständig

bedeckte Parthie. Diese Stelle des Hutes wird „die Kolbe“ genannt. Im Sommer, zur Zeit der Flora, prangt da ein Sträusschen lebender Blumen. Zu den anderen Zeiten des Jahres bildet ein solches von gemachten Blumen dafür den Ersatz. Bei sehr rauher Winterwitterung wird dies Duodezformat von Hütchen auf eine schwache Pelzkappe oder Sammetmütze gestülpt.

Wie für den Hut sind auch für die übrigen Theile der Bekleidung der Männer die dunklen Farben durchaus vorherrschend. Das feine leinene Hemd hat einen mit schwarzer Seide abgesteppten Kragen und wird entweder mit einem schwarzen Band zugebunden oder vermittelst einer kleinen Schnalle, die oft von sehr hohem Werth ist, zugemacht. Ueber dem Hemde wird ein schwarzes Brusttuch, oder ein gleichförmiger Latz getragen, mit Ausschnitten von ziemlicher Grösse am Hals sowohl, als an den Armlöchern, und mit einem schmalen Vorstoss von rothem Tuch. Es wird nicht vorn zugeknüpft, sondern an der Seite, und zwar mittelst einer Anzahl von Hafteln oder winzigen Knöpfen. Ueber dem Brusttuch trägt der Altenburger Bauer und sein männlicher Sprössling einen Hosenträger von schwarzem oder rothem, in der Regel lackirtem Leder, „die Hosenhebe“ genannt. Sie ist in der Mitte durch einen Steg zusammengehalten, und mit schwarzem oder weissen weichem Leder gefüttert, welches auf beiden Seiten um ein weniges vorstehen muss, damit man die Fütterung gewahr werde. Wer auf Eleganz irgend Anspruch machen will, der lässt „die Hebe“ ausserdem noch mit grüner Seite absteppen, und in grossen, prangenden Buchstaben seine Namen mit Goldschrift darauf drucken. Dieser herrliche Hosenträger hält an je zwei Hacken von Messing vorn und hinten mit je vier Knöpfchen den Hosenbund fest, der Mittelsteg aber wird vorn mittelst zwei Hafteln befestigt. — Dieses Stück der Bekleidung ist des Bauern Hauptschmuck, welchen er nebst den sehr weiten, geglätteten, und reichlich gefältelten Hemdärmeln von feinstem Leinen, ja Battistzeug, ganz besonders gern sieht. —

Die Beinkleider sind über alle Begriffe weit, wahre Pump- oder Pludderhosen. Sie sind von Thierhaut, — meist Bocksleder — und so umfänglich, dass — für Erwachsene wenigstens — an vier Häute zu einem Hosenpaar erfordert werden. Ehemals, als

das Leder in einem wesentlich niedrigeren Preis stand, wurden die Beinkleider von noch viel weiterem Umfang getragen, so dass sie ganz gut ein tüchtiges „Sipmaass“ Getreide fassen konnten. Oben am Beinkleid sitzt der sehr enge Hosenbund. Unten wird es unterhalb des Kniees mittelst Schnallen oder Nesteln zugebunden. Doch hängt der stattlichen Weite halber ein tüchtiges Stück des Lederstoffes der Hose noch unter die Waden hinab.

Darüber zieht der Bauer eine Art von Oberrock von schwarzem Tuchzeug mit Flanellfutter von grüner Farbe, auf der Vorderseite mit Hafteln und Schlingen zum Zumachen versehen. Selten nur trägt er Schuhe, in der Regel Stiefeln mit der Naht auf der Vorderseite, Sohlen und Absätze fest mit starken Nägeln beschlagen, an den Spitzen aber sehr weit und nach oben gebogen („geschnäbelt“), um einen recht bequemen Gang zu gestatten. Ueber diesem Anzug denke man sich nun noch einen, über die Schulter gehängten, auf dem Rücken schräg aufsitzenden Kober oder Schnappsack von derbem Korb- oder Weidengeflecht, und man hat das ganz getreue Bild eines Altenburger Bauern der wendischen Abstammung, wenigstens in seiner gewöhnlichen Tracht, und zugleich in der Kleidung, in welcher man ihn die Märkte in der Haupt- und Residenzstadt Altenburg, sowie der kleineren Provinzialstädtchen besuchen sieht.

Für die Sommerzeit bedient er sich neben der geschilderten Kleidung einer Tracht, die er ihrer Leichtigkeit halber bei der Wärme jener schweren lästigen Hülle gern vorzieht. Diese sommerliche Gewandung besteht aus einem nicht sehr langen Oberkleid von dünnem weissem Tuch, nach der Farbe gewöhnlich „die Weisse“ genannt. Es ist aus einem einzigen Stück Zeug im Ganzen gearbeitet und entbehrt der Nath. Knapp windet es sich um den Leib, und hat oben an der Achsel Aermel, die, gleich denen des Hemdes, in eine grosse Masse Falten gelegt sind, auf dem Rücken sehr nahe zu einander stehen, nach den Händen sich merklich verengen, und an den Enden mit schwarzledernen, weiter hinauf mit schwarzsammetnen, etwa bis in die Ellenbogen reichenden Aufschlägen besetzt sind. Der Sommerrock ist vom Halse abwärts bis ganz hinunter mit einem blaustreifigen Zwillichtuch gefüttert, und mit schmalen Streifen von schwarzem Leder eingefasst. Wie

die übrigen Theile der Männerkleidung wird auch „die Weisse“ durch Hafteln und Schlingen zugemacht. (Der Gebrauch der Knöpfe und Knopflöcher scheint dem Altenburger Wendenbauer, wie seinen slavischen Stammesgenossen in anderen Gegenden, gründlich zuwider zu sein.) An der rechten Seite oder auch auf beiden Seiten hat „die Weisse“ einen Einschnitt von der Länge einer Elle ungefähr, um die dunkelfarbigen Pumphosen recht sichtbar werden zu lassen. Zu dem Sommerrock werden in der Regel Schuhe getragen. Die hierbei hervortretenden Strümpfe sind aus schräg geschnittener gröberer Leinwand sauber zusammen genäht; und zwar lässt der Bauer diese Leinwand aus dem Grunde schräg zuschneiden, weil sie sich ausserdem nicht dehnen, und ihn desshalb am bequemen Gang hindern würde. —

Neben diesen bisher geschilderten Leibröcken für Winter und Sommer sind seit neuerer Zeit auch Tuchspenzer stark in Gebrauch, wogegen sie früherhin nur wenig beliebt waren. Meist sind sie von grünem Stoff, derbem Wollentuch, oder dergleichen, einigermassen im Schnitt den gewöhnlichen Jacken ähnlich, nur knapper zugeschnitten, und auf der Vorderseite jederzeit fest zugeknüpft. Ueber Winter ist der Spenzer mit einem krausen Pelz, meist von Schaf, oder mit Felbel besetzt, worüber jetzt noch sehr häufig Mäntel oder gemeiniglich „Matins“ geheissen, von dunklem Tuch oder Tüffel, von grossem Umfang in der Weite, getragen werden. Ausserdem bedient sich der Bauer im Winter auch noch eines meist schwarzen, aussen blendend weissen Schafpelzes, der in Schnitt und Arbeit vielfach mit der Sammettracht übereinstimmt. Er hat einige eigene Verzierungen, namentlich einen Besatz von schwarzem Leder, an den Ellenbogen, auf den Achseln und an allen Näthen. Zu dieser Winterkleidung gehört eine sehr kleine schwarze Pelzmütze, auf welche das Hütchen gestülpt wird. An seiner Stelle tragen ältere Leute in der neueren Zeit häufig Sammetkäppchen, jüngere aber gewöhnlich die bekannten, überall gebräuchlichen Schirmmützen. Eine Halsbinde von Leinwand, in beliebiger Farbe, sowie ferner ein Paar Handschuhe von Wolle sind nothwendige Stücke der Wintertracht. —

Noch bei weitem eigenthümlicher und origineller sind die Frauen und Mädchen gekleidet, man könnte übrigens durchaus

nicht sagen, dass sie, wie die Mehrzahl ihrer Schwestern, in der Auswahl bei ihrer Tracht ihren natürlichen Vortheil zu wahren wüssten. Im geraden Gegentheil; es lässt sich kaum entscheiden, ob die Frauenkleidung der Altenburger Landbevölkerung mehr seltsam oder hässlich zu nennen sei. Dabei bietet sie die grössten Unterschiede, als Alltagstracht oder Festkleidung, sei es nun bei Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbnissfeierlichkeiten oder anderen aussergewöhnlichen Gelegenheiten. Sie weicht ja nach allen diesen Veranlassungen auf das Wesentlichste ab.

Beginnen wir mit einem kurzen Blick auf die Alltagskleider. Das Landmädchen trägt, um mit des Weibes schönster Zier einzuleiten, sein Kopfhaar in zwei langgeflochtenen Zöpfen, welche kreisförmig um den Scheitel gewickelt worden. Diese spiralförmige Haartour wird mit einem Stifte von Eisen oder Messing auf der Mitte befestigt. Auf dem Haarwulst wird ein kleiner Streifen von Scharlachzeug oder etwas dem Aehnliches um „die Schnecke“ oder „das Nest“, darüber noch eine Art von Vorbinde aus schwarzseidenem Band, welche sich mit einer Schnalle schliesst, gewunden. Ohren und Hals werden dabei nicht bedeckt, da alle Kopfhaare nach aufwärts zusammen gekämmt sind. Jene Vorbinde um „das Nest“ endigt an der Stirne mit einer Spitze des schwarzen Bandes „Zipfel“, am Ende des Nestes aber, gegen hinterwärts, mit einer sehr zierlichen Schleife. — In der neueren Zeit tragen die Mädchen im Winter häufig über den Zöpfen bunte Tücher von Kattun- oder Seidenzeug. Sie bedecken den ganzen oberen Theil des Kopfes, wobei von dem aufgeschürzten Knoten zwei lange und breite Tuchflügel mit den schön gestickten Kanten zu einem grossen Theil den Rücken hinunter wallen.

Ueber das Hemd werden die am Halse überaus sauber geglätteten, durch gesteppte Figuren und Borten gezierten Aermel von buntem Leinenzeug (bei festlichen Gelegenheiten aber von seidenen) getragen. Sie sind zunächst der Achsel mit kunstvoller Nätherei oder Stickerei, meist die Namen der glücklichen Trägerin in ihren Anfangsbuchstaben enthaltend, recht ansprechend geziert. Darüber wird das Mieder von Kattunzeug, oder von baumollenem oder seidenem Stoff, getragen. Vor ihm steht — das am meisten entstellende und verunstaltende Stück der weiblichen Garderobe

beim Altenburger Bauernvölklein — der mächtig grosse, geradezu unförmliche „Vorsteckerlatz“ von Pappe, mit Ueberzug von jenem Zeug, welches also über Mieder und Latz sich hinzieht. Schöne Leserin, denke Dir nur recht lebhaft diese Verwulsterung!

Diese bunten Vorstecker entstellen auf das Scheusslichste; sie bedecken nicht allein den Busen und die Brust, nein auch den ganzen Oberleib, ja sie gehen so hoch hinauf und sind so geräumig, dass so ziemlich noch Mund und Nase in ihnen ihr Versteck finden, und sie, was denn auch gar kein ungewöhnlicher Fall ist, als Vorrathskammer zur Aufbewahrung von kleineren Esswaaren, ferner von Messern, Gabeln, Scheeren, Fingerhut und dergl. benützt werden. —

Eine andere, vielfach beliebte Tracht, welche namentlich bei unfreundlicher Witterung, ausserdem aber auch an Sonn- und Festtagen getragen wird, ist das sogenannte „Jöppchen“, schwarz punktirt, von Kattun, eine Art Jacke oder Kamisol. Es liegt ganz glatt an, wird vorn durch breite Bänder zusammengehalten, welche bis über die Mitte der Schürze hinabhängen, hat festanliegende Aermel, ist vorn weit ausgeschnitten, ohne Schösse und mit Flanellzeug gefüttert. Der Rock reicht in der Regel nur bis auf die Waden, ist von Kattun, halbseide, oder halbwollenem Zeug und besteht aus vielen, sehr dicht aneinander gelegten und genähten, steifen Falten mit einem breiten Bande oben. Ueber diesem Rock wird eine Schürze von demselben Zeug und der nämlichen Farbe getragen. Auch sie ist in eine grosse Zahl feiner Falten gelegt und wird mit einem seidenen Band getragen. Im höheren Alter und bei Trauerfällen wird für die geschilderte Kleidung die schwarze Farbe durchaus bevorzugt. Die kurze Tracht hebt die blendend weissen Strümpfe in durchbrochener Arbeit mit den bunten, oft in Gold gestickten Strumpfbändern sehr vortheilhaft hervor. Darüber die Schuhe, welche bei festlichen Anlässen mit Stickereien auf dem oberen Fussbrett von Wollenzeug getragen werden. Beim Gang in die Stadt zum Markt trägt das Mädchen Pantoffeln, vorn mit rothem Leder besetzt und grün abgesteppt, und mit niedrigen Absätzen. Trägt es am Arm ein Handkörbchen, bedeckt mit einem sauberen Linnen- oder Seidentuch, so deutet dies mit voller Bestimmtheit auf den Brautstand. Gern tragen

die Landmädchen dazu einen Strauss von frischen Blumen in der Hand. — Im Winter, oder sonst bei schlechter Witterung, helfen Wollenstrümpfe und derbe Schuhe oder Stiefeln, dann weite, lange Mäntel von Tuch oder dergleichen Zeug noch ausserdem aus.

Im Wesentlichen gleicht die Kleidung der Frauen derjenigen der Mädchen, wie wir sie in der Hauptsache soeben beschrieben haben. Der Unterschied zwischen beiden spricht sich vornehmlich darin aus, dass die Verheiratheten durchschnittlich mehr die dunklen Farben lieben. Besonders gilt diese Bevorzugung eines minder auffallenden Aussehens von den Wittwen und älteren Frauen.

In die Augen stechender und abwechselnder ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes bei gewissen feierlichen Gelegenheiten. Viel Aehnliches hat dabei ihre Kleidung an Hochzeitstagen und Kindstaufsfesten. Ein Hauptstück der festlichen Tracht ist bei dem zu Gevatter stehenden Mädchen, wie bei der Braut, die ihr Hochzeits-Fest begeht, das sogenannte „Hormt“. (Hiervon ist der Ausdruck „Hörmtjungfern“ für die Mädchen hergeleitet, welche es tragen.) — Das „Hormt“ besteht aus einer Mütze oder Haube aus fester Pappe, in Gestalt einer runden Schachtel ohne Boden, welche von innen wie von aussen dicht mit rothem Zeug, meist Damast oder Sammet überzogen ist. Um diesen seltsamen Kopfputz winden sich dreizehn silberne Täfelchen oder Bleistückchen, deren jedes nach aussen vier stark erhabene Knöpfe mit Henkeln trägt. An den von massivem Silber gearbeiteten Knöpfen sind vermittelst der Henkeln silberne, stark vergoldete Schildchen angehängt, in Gestalt und auch etwa von der Grösse kleiner Kirschblätter. Diese Metallzierrathen geben nicht nur einen sehr hellen weithintönenden Klang, sondern leuchten auch, sobald die Sonne darauf scheint, weithin im hellsten prächtigsten Metallglanz. An der Rückseite „des Hormtes“ sind zwei Zöpfe, die früherhin aus den eigenen Haaren des Mädchens geflochten wurden. Jetzt werden sie aus einer geringeren Sorte von Flachs fabricirt, nach alter Sitte mit grünem oder rothem Sammetband umwunden, und in einem nach vorn gerichteten Halbkreis über „dem Hormt“, an welchem sie befestigt sind, gebogen, mit der Richtung nach dem Vorderkopfe zu. Zwischen diesen beiden Zöpfen sitzt auf „dem Hormt“ ein Kränzchen von Silber- oder Goldlahn mit untermisch-

ten seidenen Fasern und bunten Glasperlen. Ist das Mädchen Braut, so sind die Seidenfasern von grüner, steht es zu Gevatter bei einer Kindstaufe, von rother Farbe. Obenauf sitzt eine Glasperle, stark vergoldet, oder eine ebensolche Gewürznelke. Nach der jeweils herrschenden Mode wechselt die Gestalt des Hormtkränzchens. Manchmal hat es die Form eines hohen Fingerhutes, dann wieder die einer zierlichen Puppe gehabt. An der Rückseite „des Hormtes“ ist auf der Stelle, wo sich die beiden Zöpfe berühren, eine Schleife von rothem Seidenzeug, dann eine zweite dergleichen etwas weiter unten, an welcher die langen Bänder des Kopfputzes befestigt sind. Zwei davon, auch von Seide, sind unter dem Kinn zu einer grösseren Schleife verschlungen, und halten solchergestalt „das Hormt“ fest. Dieser Putz wurde ehemals bedeutend niedriger als jetzt getragen. Er bildet auch in der Tracht der — ebenfalls slavischen — Wenden in der preussischen und sächsischen Oberlausitz eines der charakteristischsten und bemerkenswerthesten Stücke. Dabei ist er schon des edlen Metalles wegen, sehr kostspielig, und desshalb vererbt er sich häufig von einer Generation auf die andere. Ja, da der Kaufpreis oft unerschwinglich ist, so wird der Putz von unbemittelten Landmädchen leihweise entnommen. Der Miethpreis dafür ist sehr niedrig gesetzt, und geht meist von 4 Groschen an, nicht leicht über einen halben Thaler.

In der neueren Zeit werden die Hormte auch gar nicht selten blos aus Messing hergestellt, welches übrigens, um doch wenigstens den Schein zu retten, stark vergoldet sein muss. Ein vollständiges, ordentliches „Hormt“, das obiger Beschreibung entspricht, und aus gediegenem Silber gearbeitet ist, kommt auf 50—100 Thaler preussisch. Am überraschendsten ist noch der Anblick „des Hormtschmuckes“ bei den grossen Bauernhochzeiten, wenn an die dreissig bis fünfzig und noch mehr so geputzte „Hormtjungfern“ die Braut zur Trauung oder bei dem Ein- oder Auszug zu Wagen begleiten.

Diese Bauernhochzeiten sind überhaupt weithin wegen ihres Glanzes berühmt, nicht weniger aber und von besonderem Interesse wegen der alterthümlichen, ich möchte sagen, uralten, slavischen Volkssitten, die sich gerade bei ihnen noch am meisten rein und unversehrt erhalten haben.

Auch die Brautbewerbung hat mancherlei Eigenthümliches. — Im Ganzen genommen scheint der Altenburger Bauer dessen letzter Fehler überhaupt die Geschäftsüberschwenglichkeit oder Empfindsamkeit ist, die Wohlhabenheit als vorzugsweise entscheidend, um nicht zu sagen, allein ausschlaggebend zu betrachten. Andere Annehmlichkeiten an heirathsfähigen Jungfrauen oder Wittwen als da sind: Schönheit, Sittsamkeit, Bildung, Wirthschaftlichkeit sind ihm im Vergleich mit der Anforderung des Vermögensbesitzes bei seiner Zukünftigen, genau genommen, nur geringfügige Nebendinge.

Die Einleitung zur ehelichen Verbindung lässt der Heirathskandidat ganz regelmässig durch Mittelspersonen, Verwandte, oder sonst ihm sehr nahe Stehende, treffen, welche im Falle günstigen Bescheides von Seiten der Erkorenen regelmässig auch sehr bereitwillig die förmliche und feierliche Bewerbung für ihn besorgen. „Selbst ist der Mann“, dieses an sich ganz zutreffende Sprüchwort des gewöhnlichen Lebens kann bei der Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin keinerlei Anwendung finden. Handelt es sich doch für ihn bei deren Wahl wesentlich um eine Geschäftssache, deren zweckmässige Abwickelung er mit Recht besser durch Dritter Vermittelung als durch seine eigene Thätigkeit, durch persönliches Eingreifen erwarten kann.

Der Hochzeitsbitter (ursprünglich „Hochzeitsbieter“, das heisst Einlader) frägt als erwählter Hochzeitsstifter, in Gemässheit des ihm gewordenen Auftrages, zunächst bei den Eltern der Schönen geziemendst an, ob sie und ebenso, ob das Töchterlein wohl geneigt sein würden, den Absender als ihren Schwiegersohn, bezw. Ehegemahl, anzunehmen. Wird die Antwort in das Gewand der Verneinung gekleidet, so sendet der Heirathslustige seinen Freiwerber, der sich der Sitte gemäss, seines delikaten Amtes nicht im Mindesten verdriessen lässt, sofort mit neuen Bewerbungsaufträgen auf neue Unternehmungen so lange aus, bis eine günstige Bescheidung von irgend einer Seite ertheilt ist. —

Sobald der Kandidat des heiligen Ehestandes also mit einer Zusage beglückt ist, so lässt er durch seinen Mittelsmann den Eltern des Mädchens und ihm selbst hinterbringen, er werde demnächst mit dem Brautwerber selbst in eigener Person sich bei ihnen einfinden, Kaufbriefe und sonstige Rechtsurkunden über sei-

nen Besitz an Liegenschaften, zur Stelle bringen, und den verehrten Sehwiegereltern überhaupt alle wünschbare Auskunft über den Stand seines Vermögens gewähren. Daran reiht sich dann die nun mehr nur noch rein förmliche Frage, ob der Vater seine Tochter ihm, dem Bewerber, zur Frau geben wolle, und — — wie gross die Mitgift sein werde. Es fallen bei dieser Gelegenheit Gebote und Gegengebote von beiden Theilen, es wird beiderseits gehandelt und abgehandelt, ganz als wenn es sich um den Ankauf eines Pferdes oder eines wohlgebrauchten Kanapees handelte, kurzum die Sache verläugnet auch hier, in den Augenblicken, wo das delikateste Verhältniss zur Sprache kommt, im Mindesten den Charakter der vollständigsten Geschäftlichkeit nicht, in welchen sie von allem Anfang bekleidet war. Ist dann beiderseits über die vermögensrechtliche Seite der Sache vollständige Einigung erzielt worden, so wird durch einen einfachen Handschlag die getroffene Uebereinkunft bekräftigt. Auf schriftlichen Abschluss wird dabei gern verzichtet. Ist ja doch der Altenburger Bauer ohnediess kein Freund von grosser Schreiberei. Die Braut verhält sich bei der ganzen Verhandlung vollkommen theilnahmslos und gleichgültig, grade als wenn die Sache sie gar nichts anginge. — Sollten sich übrigens die Verhandlungen über die Mitgift und die sonstigen Finanzfragen unerwünschtermassen zerschlagen, so leiden keineswegs darunter die bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Partheien. Führen hingegen diese Verhandlungen zum guten Ziele und zum Handschlag, als der Bekräftigung, so schreitet die Braut in Begleitung ihrer Eltern oder anderer nächster Anverwandten zur sogenannten „Bauschauje“ oder „Bauschau“, „Bauschauung“, um die häusliche Einrichtung und die ganze Oekonomie des jungen Mannes, einer genauen Besichtigung zu unterwerfen. Er bewirthet seine Gäste mit einer tüchtigen Mahlzeit und begleitet dann das Mädchen bis zur Wohnung seiner Eltern zurück, ohne sie aber, was durchaus gegen Sitte und Herkommen verstossen würde, zu betreten. Ist bei der Bauschauje Wirthschaft und Haushaltung des Heirathslustigen nicht ganz nach Wunsch befunden worden, so gibt man folgenden Tages ihm zu verstehen, die Heirath könne nicht zu Stande kommen und er könne sich nunmehr nach einer anderen Parthie umsehen. Hat aber die Ein-

richtung des jungen Mannes volle Gnade vor dem prüfenden Auge der Schönen und ihrer Begleitung gefunden, so erfolgt alsbald die sogenannte Einladung. Der Bräutigam stellt sich mit seinen nächsten Angehörigen und dem Hochzeitsbitter bei den zukünftigen Schwiegereltern ein. Auf das freundlichste von ihnen begrüsst und bewillkommnet, lässt er, nach Abstattung der üblichen Höflichkeiten, durch den Hochzeitsbitter eine wohlgesetzte Anrede an das Mädchen und ihre Umgebung halten, welche eine formelle Bewerbung ausspricht, und deren stehender Wortlaut aus sehr alten Zeiten stammt. Unmittelbar nach dem Schluss der Anrede ertheilen die Eltern dem Bräutigam das Jawort, bekräftigen es, wie auch die Braut, durch einen Handschlag und wechseln die Ringe.

Diese sind ganz einfach, und nicht mehr als einen halben Thaler werth, der blosse Silberwerth. Nach dem Ringwechsel singen sie zusammen ein kurzes Kirchenlied und nehmen dann ein Mahl ein. Bei diesem wird die Zeit der Trauung und alles dasjenige festgesetzt, was sonst noch die Hochzeit betrifft. In der Regel wird sie zur Kirmsezeit, der Zeit, in welcher die Kirchweihfeste gefeiert werden, abgehalten. Diese Vereinigung der Kirchweihfeier mit der Hochzeit hat ihren guten finanziellen und ökonomischen Hintergrund; denn eine grosse Bauernhochzeit kommt überaus theuer; es empfiehlt sich daher aus Zweckmässigkeitsgründen gar sehr eine solche Combination, welche den Aufwand für zwei ausserdem für sich bestehende Feste erheblich vereinfacht. Von den starken Kosten, die eine grosse Hochzeit erfordert, macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, dass zu ihr so ziemlich alle Bewohner des ganzen Dorfes als Gäste eingeladen werden.

Die Vorbereitungen zum Feste sind ungemein umfänglicher Natur. Dabei spielt der Hochzeitsbitter eine grosse Rolle. Ehemals trug er ein ganz sonderbares Kleidungsstück, während er jetzt nur noch durch seinen Hut von sehr seltsamer Form ausgezeichnet ist. Er, das Faktotum des ganzen Festes, hat nicht nur das Amt eines Hausmeisters und Festordners, sowie die Sorge für die gehörige Belustigung und Erheiterung aller Gäste zu übernehmen, sondern schon das erste vorbereitende Geschäft, nämlich deren feierliche Einladung zu besorgen.

Die herkömmlichen Trauungstage sind der Dienstag und Donnerstag. Nur der Sonnabend ist durchaus verpönt. Eine Trauung an dem Tage wird von der traurigsten Vorbedeutung für den Verlauf des Ehestandes sein. —

In der Woche vor der Hochzeit kommt der Hochzeitsbitter zu den Gästen, deren Einladung ihm obliegt. Er hat sich dabei ganz genau einer von den Vorfahren überlieferten, etwas steifen und altmodischen Anredeform zu bedienen. Haben die von ihm dergestalt eingeladenen Gäste ihre Theilnahme am Hochzeitsfeste zugesagt, auch ihr Versprechen, alter Sitte gemäss, mittelst eines festen Handschlages bekräftigt, so wird, wie das Herkommen es gebietet, der Hochzeitsbitter von einem jeden derselben mit einer Mahlzeit und Caffee bewirthet. Da er nicht selten an die Hundert Personen als Hochzeitsgäste einzuladen hat, bei deren jedem die langathmige Anrede und die noch länger währende Bewirthung sich ständig wiederholt, so muss er starke Proben von einer ebenso unverwüstlichen Kraft seiner Lunge als den ungeschwächten Besitz tüchtiger Verdauungsorgane ablegen: er muss sich immer eines sehr gesegneten Appetits zu erfreuen haben, will er gesund von seiner Rundreise heimkehren, selbst wenn sie sich auf mehr als einen Tag vertheilt.

Nach Verhältniss ihres Standes und Vermögens bestimmen die Gäste alsbald bei der Einladung ihre Beiträge an den verschiedensten Viktualien zu den Hochzeitsschmäusen. Diese Naturallieferungen lassen die Brautleute durch eine eigens dazu angenommene Person von Haus zu Haus einsammeln.

Am festgesetzten Hochzeitstage kommen die Gäste von nah und fern sämmtlich im Hause des Bräutigams zusammen, wo ihnen ein kleiner Imbiss an Kuchen und anderen kalten Speisen nebst Bier und Branntwein vorgesetzt wird. Dann begeben sie sich unter Vortritt der Musikanten Paarweise in das Haus der Eltern der Braut, um sie feierlich zur Kirche abzuholen. Liegt diese Wohnung in grösserer Entfernung davon, z. B. in einem andern Dorf, so begeben sich die Gäste zu Pferd oder zu Wagen dahin. Der hierzu gebildete Zug besteht häufig aus 70—100 Reitern, denen nicht selten eben so viele Frauen und Mädchen zu Wagen folgen. Voran fährt oder reitet eine stattliche Anzahl von Musikanten, sämmt-

lich mit Blasinstrumenten, unter denen eine ganz seltsame Art von Posthörnchen. Ihnen schliessen sich die nächsten Verwandten des Bräutigams an, von dem Hochzeitsbitter angeführt, dann kommt der Bräutigam selbst zwischen seinen beiden Beiständen, Brüdern oder andern nächsten Verwandten, endlich paarweise die Hochzeitsgäste. Die Pferde im Zug sind sämmtlich mit bunten Bändern aufgeputzt, während sie an den Schweifen Sträusse und Büsche von Buchsbaum mit grüner Bandzier tragen. Lederwerk und Reitzeug sind sehr kostbar und reich mit Buckeln und Schnallen von vergoldetem Tomback verziert. Während der Fahrt ist die ganze Gesellschaft in der fröhlichsten Stimmung. Die Theilnehmer am Festzug werfen, so gebietet es das Herkommen, viel kleine Münze und Kuchenstücke auf den Weg. Dagegen haben sie aber auch das Recht, in den Ortschaften, welche sie berühren, Bier und Branntwein zu begehren, was man ihnen auch gern und reichlich spendet.

Ist der Zug endlich an dem Wohnort der Braut angelangt, so wird Halt gemacht. Einige Reiter sprengen in die Gassen hinein, und fragen bei jedem einzelnen Gutsgehöft an, ob es wohl ehrliehen Leuten erlaubt sei, da Einkehr zu halten, sich mit Speise und Trank zu erquicken und ihr Geschäft zu vollbringen. Die Antwort fällt natürlich jederzeit und von allen Seiten, wie sie auch nicht anders erwartet wird, höflich bejahend aus, worauf die Reiter rasch zum Zug zurückkehren.

Er rückt nunmehr unter dem Schall der Musik langsam bis vor das Elternhaus der Braut. Sie erwartet ihn in einer der Kammern des oberen Stockwerks, indem nach dem Herkommen ihr Bemühen darauf hinausgeht, den Bräutigam eher zu erblicken, als er sie. Nach dem allgemeinen Volksglauben ist sie nämlich versichert, sich durch diesen kleinen Kniff des Hausregimentes zu versichern. Hat sie den Bräutigam erspäht, so versteckt sie sich fein, und hält sich strengstens vor ihm verborgen, bis er sie beim Aufsuchen in der Brautkammer gefunden hat. Er führt sie hierauf in das untere Stockwerk, um mit ihr die Brautsuppe zu essen, während die übrigen Gäste sich an einem Frühstück von kalten Speisen erlaben.

Mit dem ersten Glockenton vom Kirchthurm bildet sich der Festzug zur Trauung. Es treten die Musikanten vor mit grossen Rosmarinzweigen auf den Hüten, ihnen folgt der Brautführer, in der Regel ein nächster Anverwandter der Braut, einen Strauss von gleichen Zweigen in der Hand. Mit dem Pfarrer führt er die Braut. Sie trägt das eben geschilderte „Hormt“, und ist überhaupt auf das festlichste geschmückt, wobei ihr schwarzer Mantel ganz besonders auffällt. Sie muss sich stellen, als weine sie, und desshalb bis zum Eintritt in die Kirche unausgesetzt ein weisses Tuch vor die Augen halten. An dem geistlichen Herrn sticht gegen seine würdige Tracht in den dunkeln Farben seltsam genug das bunte Tuch in den grellsten Mustern ab, welches ihm die Braut verehrt hat. Mit einem mächtig grossen Rosmarinstrauss muss er es während des Ganges zur Kirche in der Hand halten. Unmittelbar nach der Braut kommt deren Mutter. Sie trägt ein Tuch, dessen Inhalt von geschnittenem Kuchen sie unablässig rechts und links unter die Zuschauer wirft. Den Beschluss machen paarweise die „Hörmtjungfern,“ dann die anderen weiblichen Verwandten.

Es folgt ein zweiter, ebenfalls von einer Musikbande angeführter Festzug. Voran der Bräutigam unter allen Männern weithin kenntlich und ausgezeichnet durch einen Kranz am Hute, zwischen dem Hochzeitsbitter und dem Brautdiener gehend. Letzterer hat die Obliegenheit vom Haus der Braut bis zur Kirche kleine Münze unter die Umstehenden zu werfen. Die übrigen Männer folgen paarweise. Ihnen schliesst sich im Zuge sodann alles an, was ihm gerade auf dem Weg begegnet. Nur die Eltern der Braut bleiben von der gesammten Verwandtschaft und Freundschaft im Hause zurück. Nach dem Eintritt in die Kirche, wo der Zug mit Orgelspiel empfangen wird, folgt diesem rasch der Gesang, worauf die Traurede beginnt. Zur Feierlichkeit der Trauung holt, nachdem der Bräutigam bereits seinen Platz am Altar eingenommen hat, der Brautdiener die Braut von ihrem Sitze ab, wie er sie denn auch, sobald nach Vollziehung der Copulation das neuvermählte Paar einmal den Altar umschritten hat, dorthin zurückzuführen hat. Während der Ceremonie der Trauung treten Bräutigam und Braut so nahe als nur irgend möglich zueinander

damit sich, wie der Volksglaube es deutet, nicht der böse Geist der Zwietracht in der Ehe störend zwischen sie eindrängen könne. Auch sonst werden bei dieser kirchlichen Feier noch gar mancherlei seltsame, eigenthümliche, alte Gebräuche gewissenhaft beobachtet. So dürfen z. B. die Brautleute nicht am Gesange theilnehmen, die Braut muss ihr Gesicht verdeckt halten, und dergl. mehr.

In derselben Ordnung, welche der Zug der Festtheilnehmer auf dem Hinweg zur Kirche einhielt, kehren sie nach Beendigung der Trauungsfeierlichkeit nach dem Elternhaus der Braut zurück. Auf dem Rückwege werfen die Neuvermählten reichlich Geldstücke unter die Umstehenden.

Der Bräutigam nimmt sitzend die Glückwünsche der Gäste an, welche dabei mit Kaffee und Kuchen bewirthet werden, während die Vorbereitungen zum Hochzeitsmahl rüstig vorschreiten. Häufig wird, bevor man zur Tafel sich wendet, noch der Tanzboden des Dorfes aufgesucht, doch wird in der Regel erst nach dem Schmauss zum Tanz geschritten.

Bei dem Mahle nimmt der Pfarrer, als der vornehmste Gast, mit seiner Familie den Ehrenplatz ein. Niemals setzen sich die Festtheilnehmer, bevor er erschienen ist, zu Tische. Die Ehrenplätze nach jenem nehmen die jungen Eheleute, ihre Pathen, der Brautdiener, die Brautmutter und die nächsten Verwandten ein, wogegen sich die Eltern des neuen Paares nur selten, und ihre beiderseitigen Geschwister nur dann, wenn sie Ehrenämter bei dem Hochzeitsfest bekleiden, mit an den Tisch setzen. Uebrigens sind der Aemter und Obliegenheiten beim Festmahl sehr vielerlei und gar mannigfacher Natur, und dabei doch ungemein bestimmt geschieden und vertheilt. So hat der Schullehrer das Gebet zu verrichten, welches dem Schmauss vorausgeht, und, damit auch der physische Mensch nicht zu kurz komme, zugleich des Amtes eines Vorschneiders zu walten. Dem Brautdiener liegt es ob, die Musikanten anzustellen. Die Seele des Ganzen, das Faktotum, ist der Hochzeitsbitter. Denn ihm liegt es ob, die Gäste zum fleissigen Zuspruch der Speisen einzuladen, er muss an sie zur Belebung der Unterhaltung Anreden bald ernsten, bald scherzhaften Inhalts

halten, er muss überhaupt während der ganzen Dauer der Hochzeitsfeierlichkeiten für die Erheiterung Aller sorgen.

Bei einer grossen Bauernhochzeit sind in der Regel elf Tische zum Festmahl aufgestellt, deren jeder mit sechszehn Personen besetzt ist, so dass ohne das zahlreiche Aufwartungspersonal 176 Personen bei Tisch versammelt sind.

Von dem Aufwand den die Küche erheischt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass bei einer derartigen Hochzeit allein acht Kälber, mindestens ebensoviel Schweine, sechsundsechzig Gänse, dreiundreissig Hühner und soviel Fische, letztere im Gewicht von etwa 400 Pfunden geschlachtet werden. Bier und Branntwein sind diejenigen Getränke, welche gewöhnlich verabreicht werden, Wein und Kaffe werden nur ausnahmsweise gegeben, und zwar nur an die allernächsten Verwandten, oder sonst an Personen, welche besonders ausgezeichnet werden sollen, übrigens in einem entlegenen Nebenstübchen, und ganz geheim.

Ein wahres Nationalgericht beim Hochzeitsschmauss ist der sogenannte Theilkuchen, ein förmliches Riesengebäck. Er besteht aus acht Schichten, deren untere sieben ungemein dünn, und deren oberste so dick und compakt wie ein Brod geformt sind. Man schneidet ihn in so viele Theile als Personen zu Tische sitzen. Die nahewohnenden Gäste schicken ihre Kuchenantheile nach Hause, die Entfernteren verschenken sie an den Hochzeitsbitter, der überdies von allen Theilnehmern an der Hochzeitsfeierlickeit ein Geldgeschenk empfängt. Ausser ihm werden auch die Personen, die irgend ein Aemtchen oder ein Geschäft bei der Hochzeit haben, wie die Musikanten und das Bedienungspersonal mit tüchtigem Trinkgeld bedacht. Es wird während des Herumreichens der Bratengänge auf herumgehenden Tellern für sie eingesammelt.

Während der Mahlzeit wird noch ein uralter, höchst seltsamer Gebrauch auf das Sorgfältigste beobachtet. Die Mutter der Braut nämlich, die neben ihr sitzt, nimmt diejenigen Stücklein Brod zu sich, welche dem jungen Ehepaar zugeschnitten werden, und bewahrt sie gewissenhaft auf. Wenn sich späterhin Moder oder Schimmel an die Brodstückchen ansetzt, so steht zu besorgen, dass das junge Weiblein im Wochenbett sterben werde, in dem Fall, dass an dem Stückchen der Schimmel sich ansetzt, welche ihm zu-

getheilt wurden. Wird aber das Moder an den dem Manne zufallenden Brodschnitten sichtbar, so ist mit Sicherheit vorauszusehen, dass er vor der Frau sterben muss. Ganz der nämliche Volksaberglaube herrscht unter den Wenden in der preussischen und sächsischen Oberlausitz.

Natürlich ist eine solche grosse Bauernhochzeit mit einem ungemein grossen Aufwand verknüpft. Doch wird er mehrfach wieder dadurch wesentlich gemindert, dass die Gäste tüchtige Beiträge an Naturalien gewähren, und ausserdem am Hochzeitsabend sehr ansehnliche Geldgeschenke überreichen. Auch die Sitte vereinfacht den Kostenpunkt nicht wenig, dass ausser den Hauptmahlzeiten nur kalte Küche verabreicht wird, die Ueberbleibsel von den vorhergehenden grossen Festgelagen. Ausserdem ist es für die Eltern der Braut, welche diese kostspielige Hochzeit auszurichten haben, eine nicht gering anzuschlagende Erleichterung, dass in den besten Nachbarhäusern das Fest mitbegangen wird. Die wohlhabenderen Nachbarsleute lassen es sich nämlich nicht nehmen so viele Hochzeitsgäste als möglich unter ihrem Dache gastlich aufzunehmen.

Ist das grosse Festmahl beendigt, so lässt sich der Hochzeitsbitter zum Schluss noch einmal mit einer Anrede vernehmen. Er ermahnt das neue Ehepaar auf das Eindringlichste: Einigkeit mit Gott und Eintracht unter sich. So feierlich und streng seine Worte, so zierlich sind sie gesetzt.

Nach dieser Ansprache und dem Schluss des Schmauses beginnt der Hochzeitstanz. Sehr häufig muss er in einem Nachbarhause abgehalten werden, da im Elternhause der Braut der nöthige Raum dazu mangelt. Der Brautdiener tanzt zuerst mit der Braut, der Beistand mit der Brautmutter, hierauf der Bräutigam mit seiner Mutter. Ebenso besteht für den zweiten Tanz eine bestimmte Ordnung, die streng eingehalten wird. Der Beistand führt den Reigen an und wählt sich die Braut. Ihm folgt der Bräutigam mit der Brautmutter, dann der Brautdiener mit der Bräutigamsmutter. Beim dritten Tanz ruft der Brautdiener aus: „Ein Jeder nehme jetzt das, was er noch nicht gehabt hat!“ worauf der Bräutigam die Braut zum Tanz auffordert, und mit ihr den Vorreigen tanzt. Mitten im Tanz wird ihr von dem

Brautdiener der Mantel abgenommen, dessen Bänder sie bereits aufgeknüpft hat. Dieser Gebrauch wird mit dem Ausdruck: „Der Braut den Mantel abtanzen," bezeichnet. Unmittelbar nach Mitternacht entfernt sich das Brautpaar. Die Gäste dagegen setzen das Tanzvergnügen fort. Zuvor indessen begleiten sie das junge Ehepaar in die Brautkammer. Hier werden ihnen noch mancherlei Erfrischungen vorgesetzt, das sogenannte „Distelbrod"; ja das Ehebett selbst ist noch mit Speisen, namentlich mit Eierkuchen, belegt. —

Am folgenden Tag wird um die Mittagszeit ein Frühstück aufgetragen, nachdem die sämmtlichen Hochzeitsgäste der jungen Frau ihre Glückwünsche dargebracht haben. Gleichzeitig werden bereits die Vorbereitungen zu der um vier Uhr beginnenden Hauptmahlzeit getroffen. Zu dieser erscheint die Neuvermählte wiederum im Hochzeitsmantel, auf dem Kopfe trägt sie eine grosse seidene Haube, und auf dieser „das Hormt."

Vor dem Beginn des Schmauses hält der Hochzeitsbitter an die Gäste eine wohlgesetzte Anrede in lustigen Knittelversen, deren wesentlicher Inhalt die dringende Ermahnung an sie ist, ihre Hochzeitsgeschenke nicht zu spärlich einzurichten. Nach dieser scherzhaften Aufforderung treffen die Gäste unverzüglich lebhafte Anstalten zur Ueberreichung der mitgebrachten Geschenke, um alsbald durch die That zu bekräftigen, wie sehr sie sich die Worte des Hochzeitbitters zu Herzen genommen haben.

Braut und Bräutigam sitzen während der Ueberreichung neben einander hinter einem isolirt stehenden Tisch. Die Braut muss dabei ein weisses Sacktuch vor das Gesicht halten, was das Hauptsignal ihrer Bereitwilligkeit zur Entgegennahme der Gaben ist. Zuerst kommt nunmehr von den Hochzeitsschenkern der Hochzeitsvater. Er naht sich dem Ehepaar mit einer grossen Bibel in beiden Armen; ihm folgt die Brautmutter mit einem prachtvoll eingebundenen Predigtbuch. Dann kommen die Eltern des Bräutigams und die nächsten Anverwandten. Insgesammt bringen sie Gegenstände des Hausraths, auch wohl Silberzeug als Geschenke dar. Endlich treten die Uebrigen Gäste heran und zwar regelmässig unter Ueberreichung von Gaben an Baargeld. Diess nimmt aber nur der Hochzeitsbitter für die jungen Eheleute in Empfang,

denn es würde ein gräulicher Verstoss wider Sitte und Herkommen sein, wenn diese das Geld, wie die andern Geschenke, persönlich annehmen würden. Die Ueberreichung derselben wird von dem Absingen geistlicher Lieder begleitet. Nach Beendigung des Festmahls wird nochmals zum Tanz geschritten, dabei „der Mantel abgetanzt“ und auch dieser Tag unter lebhaften, ja lärmenden Ausbrüchen der Freude beschlossen. —

Solchergestalt wechseln vergnügte Mahlzeiten und Tanzvergnügen noch mehrere Tage hindurch mit einander ab, jedoch begreiflicherweise unter allmählig abnehmender Theilnahme der Festgäste, welche sich, ermüdet und abgespannt wie sie nach und nach werden, sich allgemach entfernen. Am dritten Tage trägt die junge Braut ihr „Hormt“ zum letzten Mal, womit denn die Hochzeitsfeier zugleich für die grosse Gesellschaft ihr Ende erreicht hat. Nur die nächsten Verwandten bleiben noch bis zum nächsten Sonntag im Hochzeitshaus, um nämlich das junge Ehepaar zu seinem ersten Kirchengang beigleiten zu können. — Die Frau trägt den Mantel und einen Schleier, als wenn sie in tiefer Trauer wäre. Mit dem Eintritt des Neumondes erst pflegt sie das älterliche Haus zu verlassen. Erst dann hält sie ihren feierlichen Einzug (Eizug) in das Haus des Mannes. Die damit verbundene Feierlichkeit oder Ceremonie nennt man „die Heemfuhre“, oder „die Hämfuhre“ wird dann in's Werk gesetzt. Die Neuvermählte wird dabei von den nächsten Verwandten und den Hochzeitsgästen begleitet. Die Ausstattungsgeschenke der Eltern, die Gaben der Gäste sind, Spinnrocken und Spinnrad vor allem nicht vergessen, auf eine Anzahl von Wagen, „Kammerwagen“ genannt, sorgfältig aufgepackt. Sobald sie alle angespannt sind, nimmt die junge Frau unter einem Strom von Thränen, und nachdem der Hochzeitsbitter eine Abschiedsrede gehalten hat, von ihren Eltern und Geschwistern feierlichen Abschied. Die im Dorfe wohnenden Hochzeitsgäste schliessen sich gehend, fahrend und reitend dem Zuge der jungen Eheleute an, indem sie geistliche Lieder singen und vor allem den Choral anstimmen: „Unsern Ausgang segne Gott.“ Sobald der Hochzeitszug in's Freie gelangt ist, so wird der „Brautring“ in Form einer „8“ gefahren. — Vor dem Anwesen des Mannes angelangt, wird die junge Frau, die in der Haube prangt,

von dem Brautdiener vom Wagen herabgehoben. Inzwischen tritt der Mann in seine Wohnstube, rückt eine Bank mit der Lehne vor den Familientisch, und legt auf ihn die Hausbibel. Dann setzt er seine junge Frau auf die Bank. Sie muss zuerst in die Bibel schauen, dann wirft sie einen Blick in die Ofenblase, und hierauf wird sie von ihrem Mann in den Hof geführt. Sie öffnet hier die Thüre des Kuhstalles, hält auch in ihm Musterung, geht dann in den Keller und zuletzt auf den Oberboden. Alle diese Gebräuche sind stereotyp und müssen, um des lieben Hausfriedens willen, strengsten eingehalten werden. Allen diesen sonderbaren Ceremonien liegt dieser und jener Ausfluss des allgemeinen Aberglaubens im Landvolk zu Grunde. Freilich glaubt heutigentages kein Mensch mehr an die ursprüngliche Veranlassung. Aber aus Scherz behält man die Sitten bei, und wehe demjenigen, der sie verletzt.

Eine Ehrenmahlzeit mit Tanz beschliesst das Fest, mit dessen Ende die Frau die Führung ihrer neuen Wirthschaft beginnt.

Wird aber die Hochzeit nicht besonders gefeiert, dann wird die Feier beim Einzug der jungen Frau in's Haus des Mannes durch einen feierlichen Schmaus nachgeholt. —

In neuerer Zeit kommt es übrigens nicht selten vor, dass auch vermöglichere Leute die Hochzeit nur mit einem eintägigen Fest, was bei unbemittelten Brautleuten die stehende Regel ist, beschliessen.

Die patriotische Lyrik der Kriegs- & Siegesjahre 1870/71.

Von Dr. C. W. Wolff.

Man hat oft geklagt, die Gegenwart sei der Dichtkunst nicht günstig, aber die grosse jüngst vergangene Zeit mit ihrem Hangen und Bangen, mit ihrem Streben und Ringen, mit ihrer Sehnsucht nach des Vaterlandes Grösse und ihrer Freude über dieses Wunsches Erfüllung hat Leben in die Dichterherzen gehaucht und den Dichtermund fröhlich gemacht zu neuen Liedern. Aber der Dichter gedenkt nicht nur des Heeres, das mit Schwert und Geschoss hinauszieht, dem Feinde entgegen; auch jene stille Schaar wird des Liedes werth sein, die unter dem Banner des rothen Kreuzes im Dienste der Liebe dem gewaffneten Streiterzug nachfolgt, und jene Leidenden und Trauernden nicht minder, die ihr Bestes hinausgesandt haben zum Schutze des heimischen Heerdes. Auf alle diese richten die Dichter der Gegenwart voll Begeisterung den Strom ihrer Lieder.

Wie nahe legt sich uns aber von selbst eine Vergleichung des letzten Franzosenkriegs, in dem unsere Söhne und Brüder stritten, mit dem heiligen Krieg, den unsere Väter kämpften; und während wir oftmals denselben Hauch in den Dichtungen unserer Zeit wahrnehmen werden, der einst die Leier unserer Väter durch-

wehte, wird nicht minder häufig anderes Sehnen und anderes Wehen die Lieder unserer Kriegessänger durchtönen.

Wer freilich wäre im Stande eine vollständige Sammlung aller dichterischen Erzeugnisse jener grossen Zeit herzustellen, in der ein Hugo von Blomberg den geeinten deutschen Streitkräften zujubeln konnte:

Willkommen Baiern, Sachsen Schwaben,
Ihr Brüder all' in Nord und Süd!
Der Zwietracht Fluch ist heut begraben,
Der uns so oft mit Scham durchglüht!
Es geht um unser Eins und Alles,
Heraus die Klingen, stimmet ein
Und weit durch alle Gauen schall es:
Das ganze Deutschland soll es sein.

Wer wäre im Stande zu behaupten, dass er einen vollständigen Ueberblick über die Literatur der schönen Zeit besitze, in der jeder Stamm seine Bravsten sandte und in der es fast täglich heissen konnte:

Gestern brachten unsere Braven
Turcos, Spahis und Zuaven
Allerlei gefangen her,
Rothe Hosen, blaue Hosen,
Jäckchen, Käppchen, die Franzosen
Sahen wie Bajazzos aus. (Hesekiel.)

In Hunderten von Zeitschriften, Kalendern und Sammlungen sind ja die dichterischen Ergüsse jener grossen Tage zerstreut.

Wenn nun der erste Befreiungskrieg einen Ernst Moritz Arndt zum Dichter machte, einen Max von Schenkendorf in seinen fast prophetischen Gesängen zum Kaiserherold weihte, einen Theodor Körner begeisterte, Leier und Schwert zu ergreifen, so müssen wir im Vorwege bemerken, dass uns kein Dichter von grösserer Bedeutung bekannt geworden ist, der in dem Masse wie jene ein Kind der Kriegszeit geworden wäre und aus ihr allein seine Bedeutung herleiten könnte. Wie reich aber auch unsere Zeit sein möge an dichterischen Erzeugnissen, so ist sie

doch zum Glück für unser Vaterland, nicht so vielseitig wie die des ersten Franzosenkriegs. Damals die lange Nacht der Fremdherrschaft, welche den Rhein, Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze, schon in Besitz genommen hatte und aus dieser Nacht heraus der Schlachtgesang:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n;

dies Mal nun Bedrohung mit Knechtschaft, aber —

Durch hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell.
Der deutsche Jüngling fromm und stark
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

(Max Schneckenburger.)

Ja! Deutschland! glücklich, dass die Antwort auf die welsche Forderung schallen konnte: „Wir Alle wollen Hüter sein.“ Diese Antwort jedoch erinnert uns wieder an einen Unterschied zwischen damals und jetzt. Einst musste die Geissel des Spottes die Fürsten treffen, welche, der vaterländischen Sache den Rücken kehrend, sich an den Erbfeind Deutschlands angeschlossen hatten, in unserer Zeit durchwehte ein Geist Fürsten und Völker, die Sehnsucht nämlich nach des Vaterlandes Errettung, und frohlockend heisst's heute:

Sieh's von dem Belt bis zu den Alpen wogen
Sie kommen allwärts, allwärts hergezogen.
O habe dank, o habe Dank
Das war ein Wort von gutem Klang. (Kleinart.)

Damals hatten die Fürsten über's Meer gesandt und die rothröckigen Söhne Albions entstiegen den schwankenden Schiffen. Wohl mag ein Dichter diejenigen herzlich begeistern, welche als

Freunde in der Noth dem bedrängten Vaterlande beistehen wollen, aber der ganze ungetheilte Dichterjubel wird nur dann laut werden, wenn das Volk selbst und das Volk allein, dessen Sohn der Dichter ist, mächtig sich erhebt, nur Gott und seine gute Sache als Bundesgenossen erkennend. Da ist denn wohl im Hinblick auf die Kraft des Vaterlandes eines Dichters (Kleinert) jubelnde Frage gestattet:

Und wer sind unsre tapfern Bundesgenossen?
Naht nicht zu uns des Russen tapfre Hand?
Kam nicht mit seinen starken Rossen
Der Löwe von der Themse Strand? —
Der Russe hat den Stahl noch nicht geschliffen,
Der Löwe hält noch Kram bei seinen Schiffen.
So soll es sein, so soll es sein:
Der Bundsgenoss sei Gott allein!

Aber Jugend und Sehnsucht und Liebe sind der Blumenstrauss, aus dem am Lieblichsten der zarte Hauch der Dichtkunst uns entgegenweht und sie erfüllen auch in gewisser Weise die Herzen der Dichter in der Kriegszeit. Der junge Staat, dessen Südgrenze der Main bildete, war nicht lebensfähig, entweder musste er zu Süddeutschland sprechen können: „mein“ oder die ungestillte Sehnsucht, das Bewusstsein des Halben und Unfertigen zehrte an seinem Lebensmark. Wir möchten den jungen norddeutschen Bund mit seinem Verlangen nach Vereinigung mit den Brüdern im Süden mit der Jugend vergleichen, deren Kennzeichen und Vorzug Sehnsucht und Liebe sind. O wie viele köstliche Lieder athmen die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Da räth Emanuel Geibel dem geliebten Deutschland:

Drum wirf hinweg den Wittwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier
O Deutschland mit dem grünsten Kranz!
Flecht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt Dich heim im Siegesglanz.

Da frohlockt Emil Rittershaus:

Ein einig Deutschland. Ach wie lang begehrt,
Wie oft erfleht in unsrer Träume Dämmern!
Nun droht der Fremdling deutschem Hof und Heerd
Und es ist da! Nun muss das Frankenschwert
Mit einem Schlage uns zusammenhämmern.

Da sucht denn der Dichter des Rheinlandes Müller von Königswinter die Rache gegen den Korsenwolf zu schüren:

Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Korsenwolf erscheint,

aber sein Ruf zur Achtsamkeit hat nur ein Ziel, rufen will er:

Zum heil'gen Krieg, zum heil'gen Krieg,
Zum allerletzten, schönsten Sieg!
O Gott im Himmel steh' uns bei
Ein einig Deutschland gross und frei!
Zum Eisen, zum Eisen!

Und ist's nicht der nämliche Ruf, der durch Freiligraths allbekanntes „Hurrah Germania" klingt, das mit seinem „Hurrah" alle Schläfer ermuntern möchte, und nicht nur in Blombergs oben angeführtem Liede heisst's mit dem Dichter der ersten Freiheitskriege: „das ganze Deutschland soll es sein," sondern in vielen Liedern und Reden und in allen Herzen lebte das Gefühl von der Zusammengehörigkeit Deutschlands.

Darum hebt dann auch unendlicher Jubel die Herzen Aller, die ihr Vaterland lieben, bei dessen Wiedergeburt, bei dem Auferstehen des alten Rothbarts, der unter der Zerrüttung des Vaterlandes im Bergverliess schlummern musste. Da singt der hochadelige Graf Stillfried Alcantara:

Ein Hoch auf Wilhelms Siege,
Ein Hoch dem deutschen Heer
Und auch der Heldenwiege
Vom Felsen bis zum Meer,

aber auch der Dichter der „Mädchenzeitung" bleibt nicht hinter ihm zurück, sondern frohlockt:

Heil Dir im Siegerkranz
Herrscher des Vaterlands
Heil Kaiser Dir,
Du hast am Rhein gewacht,
Hast Deutschland eins gemacht,
Brachst seiner Feinde Macht,
Heil Kaiser Dir!

Norden und Süden jubeln ihrem Kaiser entgegen; neben die Angehörigen der Kaiserstadt, deren wir eben Erwähnung thaten, stellt sich Söltl aus München mit dem Wunsche:

Ihr Ströme wälzt in's Meer hinaus
Den Strom der Jubellieder!
Ihr Winde meldet Haus bei Haus
Den Gruss vereinter Brüder
Und ruft: Verjüngt, dem Phönix gleich
Ersteht das deutsche Kaiserreich.

Der Spott konnte in den Kriegen, die unsere Väter ausfochten, die Franzosen seltener mit feiner Lauge übergiessen, weil ihre Thaten wirklich fast so gewaltig waren wie ihre Worte, und der eiserne Kriegeswürfel eines Napoleon Länder und Völker, Reichthum und Frieden, Gesetz und Freiheit erdrückte. Anders war es dies Mal mit der ruhmredigen „grossen Nation", die an der Spitze der Civilisation zu marschiren meinte; der Soldatenwitz im Besonderen und der Volkswitz im Allgemeinen hat sich der Situation bemächtigt. Da ist's die Familie des Mannes von Boulogne, der bei Sedan an der Spitze seiner Armee angeblich den Tod suchte, die angesungen wird vom kecken Uebermuth des frohen Volkes. So singt neben Friedrich Bodenstedt, der eine wundervolle Feldinstruktion über die Zuaven verkündet, der angebliche

Füsilier von dreiundachtzig,
Der dies schöne Lied erdacht sich (Kreusler.)

das in mehr als 10,000 Exemplaren allein von einer Firma verkauft worden ist:

Als Napoleon das vernommen
Liess er gleich die Stiefeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug.

Diese zog der Bonaparte
Grausam an und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.
So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in stolzer Brüstung:
Auf Franzosen, übern Rhein
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge
Die in's Feuer bläst hinein.

Ebenso Hoffmann von Fallersleben, der gelehrte Bibliothekar des Herzogs von Ratibor:

Kommt ein Fuchs zum deutschen Rhein,
Trauben naschen möcht er,
Doch sie werden sauer sein
Meint des Rheines Wächter,
Wäscht den Pelz ihm wacker aus,
Schickt ihn wohlgeprellt nach Haus,
Füchslein auf der Lauer,
Die Trauben waren sauer.
Die Frau Füchsin sitzt daheim
Hat sich sehr verdrossen,
Sinnt, wo sie mit altem Leim
Ködert die Genossen;
Doch des Rheines Wächter spricht:
Ränke spinnen hilft Dir nicht! —
Füchslein auf der Lauer,
Die Trauben waren sauer.

Da sind es die bis dahin unbesiegten Generale, die wilden Völker und die so viel besprochenen und gefürchteten Mitrailleusen, welche die Sangeslust reizen:

Viele Tausend rothe Hosen
Stark nun treten die Franzosen
Eiligst untern Chassepot,

Blasen in die Kriegstrompete
Und dem Heere *à la tête*
Brüllt der tapfre Turiko,
Der Zephier, der Zuave,
Der Spahi und jeder Brave
Von der *Grrrrande nation*
An zweihundert Mitrailleusen
Sind mit der Armee gewesen
Ohne sonstiges Kanon.

Oder:

Seine groben Kugelspritzen
Konnten ihm doch all' nicht nützen,
Seine feinen Mitrailleusen
Sind das reine Blech gewesen:
Mac-Mahon, Mac-Mahon Fritze kommt
Und hat ihm schon.

Da ist es die französische Ruhmredigkeit, die gegeisselt wird, u. A. von Roderich Benedix dem vortrefflichen Lustspieldichter:

Was schreit ihr gegen die Franzosen
Im ganzen Lande wild umher?
Was soll das Schimpfen und Erbossen,
Als wenn schon was geschehen wär'?
Den Franken wünschenswerth erschien
Nur ein Spaziergang nach Berlin.

Das kann man just nicht übel deuten,
Berlin ist eine schöne Stadt.
Wer sollte nicht zur Reise schreiten,
Der die Gelegenheit nur hat?
So lasst doch die Franzosen zieh'n
Auf den Spaziergang nach Berlin.

Besuch muss höflich man erwidern,
Drum, während in Berlin sie sind,
Zieh'n wir in festgeschlossnen Gliedern
Recht freudig nach Paris geschwind,

Wir wollen da die Rechnung zieh'n
Für den Spaziergang nach Berlin.

Nicht zu vergessen ist ferner die mythologische Figur des edlen Kutschke, aus deren Seele heraus mancher Sangesgruss tönt, der oft nach Bivouak und Pulverdampf riecht und die gesammte Situation des Feldsoldaten von der komischen Seite erfasst. Im Daheimkalender äussert dieser Sangeskönig seine Gefühle folgendermassen:

Die Seife wird zur Mythe
Zur Sage wird das Hemd,
Der Kümmel — meine Jüte
Is mich schon gänzlich fremd.
Durch ist der rechte Socken,
Den linken ich verlor:
Das einz'ge was noch trocken
Sind Kehle und Humor.
Kurz dieser Heroismus
Is nich ganz ohne Reiz
Mich zieht der Rheumatismus
Für's Vaterland durchs Kreuz,
Im Halse bin ich heiser
Schon seit verwichner Nacht,
So wird der deutsche Kaiser
Im Einzelnen gemacht.

Oder ist es nicht ein so gar liebliches, launiges Bild von der Begeisterung die Jung und Alt ergriffen hat, wenn Karl Gerok in seinem „Erst beten" mit der sinnigen Wendung schliesst:

Jedoch der bied're Vater spricht:
„Fritz ungebetet isst man nicht."
Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil sein Kopf noch stark zerstreut
Giebt's wie der Geist ihm just gebeut,

Spricht:
Lieber Gott magst ruhig sein
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
Amen.“

Von den unzähligen, patriotischen Liedern, in denen die Person unsers Kaisers und „unser Kronprinz, der heisst Fritze“, sowie der Fürst-Reichskanzler und die Generale in ernster und auch heiterer Weise angesungen werden, führen wir mit Rücksicht auf die schwierige Auswahl keines besonders an, möge es genügen an einzelne Sammlungen zu erinnern, wie „Lieder zu Schutz und Trutz,“ „Heimathsfreude“, „Hundert Lieder im Volkston“, gesammelt durch von Cölln, den verdienstvollen Vorsteher des Vereinshauses zu Breslau, „des Deutschen Heldenkampf in Wort und Lied“ von Remy, und mögen wir an einzelne Dichter gedenken, wie Bodenstedt, Geibel, Quandt, Rittershaus, welche ihre Muse begeistert hat, den Träger der Kaiserkrone und seine Räthe zu begrüssen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Dichtungen, die einer tieferen Auffassung der Kriegsereignisse und der Gesammtlage Rechnung tragen, so finden wir, dass ihre Zahl viel bedeutender ist, als man oft geneigt ist anzunehmen. Die grosse Zeit lenkte den Blick vieler, die in dem Einerlei des Lebens ihre Gedanken auf Höheres nicht zu richten pflegen, zu Gott empor, und diese Richtung der Gefühle des ganzen Volkes, die sich aufs Lebendigste am Buss- und Bettage im Juli 1870 dokumentirte, spricht sich auch in vielen poetischen Ergüssen aus; freilich müssen wir bekennen, dass die Fluth der glücklichen Kriegsereignisse das Feuer dieser zum Himmel gerichteten Begeisterung vielfach gedämpft und ertödtet hat, und dass Gleichgültigkeit an die Stelle der Erhebung und gedankenlose Selbstbespiegelung nur zu oft an die Stelle ernster Andacht getreten sind. Augenblicklich aber wollen wir nur der Lyrik gedenken, die sich in ihrem Schwunge über die Erde erhob und Gott und die edelsten Gottesgaben: Familie und häuslichen Heerd besingt. Emanuel Geibel, der Dichter des „Psalmes wider Babel“, weist in seinem „Kriegslied“ zum Himmel empor:

Empor mein Volk! das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn um's Vaterland
Mit Feuer lass dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott
Das Maass ist voll, zur Schlacht mit Gott
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen,
Doch der einst uns'rer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch,
Vorwärts!

Und als wäre er bange, dass die Ueberhebung, dieser Feind aller nationalen Grösse, unser Volk ergreifen könnte, mahnt Emil Rittershaus:

Lass' hell ob dem Altare flammen
Dein heilig Recht als ew'ges Licht,
Berausch dich nicht im Weihrauchqualm
Und steh nicht vor der Macht gebückt.

Einfach schön spricht Georg Hesekiel seinen und seines Volkes Entschluss aus:

Wir wollen beten und wachen
Für die Brüder im Krieg,
Gott wird es gnädig machen
Und uns bescheeren den Sieg.

Und in seinem „Kriegsruf" fordert derselbe Dichter alle deutschen Stämme zum Kampfe auf, aber er weist sie hin auf den mächtigsten Kriegsherrn, denn

Der Herr der Heere ziehet
Voran in Dampf und Rauch,

Als Flammensäule zeiget
Er uns die Wege auch.
Es wird vor unserm Schwerte
Des Feindes Macht zu Spott,
Denn mit dem deutschen Volke
Der alte deutsche Gott.

Julius Sturm gibt „an mein Volk“ den Rath:

Wirf dich vor ihm in Demuth nieder
Und lass' dir Schwert und Rüstung weih'n,
Dein alter Erbfeind droht dir wieder,
Und seine Losung heisst: der Rhein!
Schreib ihm die Antwort mit dem Schwerte,
Nicht einen Fussbreit deutscher Erde!

Und in einem Gebetsliede wendet sich Hugo von Blomberg an den, an dessen Segen Alles gelegen ist:

Der du den Vätern beigestanden
Im Drange mancher heissen Schlacht,
Da sie von fremder Knechtschaft Banden
Die theure Heimath frei gemacht,
Der du vom Tage von Grossbeeren
Bis Waterloo dich offenbart —
O sei mit deinen Himmelsheeren
Heut' wieder bei der deutschen Art.

Auch hier gebietet uns der Raum, uns mit der Anführung von Proben zu beschränken; mögen die Namen einiger Dichter genügen, die in dem Geiste deutscher Frömmigkeit ihre Lieder haben ertönen lassen; wir nennen Friedrich Bodenstedt, Adolf Coesfeld, Ottilie Wildermuth, Karl Gerok, Schüler, von Cölln, Louise von Plönnies, Albert Träger, Friedrich Hoffmann, Otto Roquette.

Noch haben wir eines grossen Fortschritts zu gedenken, der sich in der Führung des letzten Krieges im Verhältniss zu derjenigen zeigte, der vor sechzig Jahren ausgekämpft ward, wir meinen die Folgen des Abschlusses der Genfer Convention, nach der

man im verwundeten Feinde nur ein leidendes Glied der grossen Menschheitsfamilie erblickt, dem zu helfen ein Gebot der Sittlichkeit ist. Nur mit Freuden kann sich das Herz den Männern zuwenden, die der weissen Fahne mit dem rothen Kreuze folgen und manches Dichterherz ist bewegt worden von Anerkennung für jene Friedensmänner, welche die Wunden zu stillen strebten, die Schwert und Geschoss gerissen hatten und manches Lied gedenkt in hoher Begeisterung der Fürsorge für die Leidenden. Dem „rothen Kreuz“ bringt Rudolf Gottschall sein Loblied dar:

Und wieder geht ein grosses Sterben
Von Volk zu Volk, und bittre Noth,
Auf Feuerrossen jagt Verderben,
Auf fahlen Rossen jagt der Tod.
Wie Blätter bei der Stürme Tosen
Weh'n Menschenleben in den Staub;
Kein Sarg, geschmückt mit Kreuz und Rosen,
Verbirgt des Todes schnellen Raub;
Von Bretterwänden ungeschieden
Das Irdische zur Erde geht:
Für hundert eines Grabes Frieden
Und eine Thräne, ein Gebet.
Und wie der Schlachten Donnerwolke
Auch durch die Blutgefilde tost —
Es neigt zum blitzgetroffnen Volke
Erbarmen sich und milder Trost.
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund,
Es winkt in schön'rer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz im weissen Grund.

In gleichem Sinne sangen Louise von Plönnies, Strombergér, Bodenstedt, Träger.

Und wie die Zeiten in Bezug auf Krankenpflege und Fürsorge für die Verwundeten sich gebessert haben, und wie die Mittel reichlich geflossen sind, den Leidenden für die Dauer des Krieges eine Pflege zu Theil werden zu lassen, so gut die Umstände es nur erlaubten, so haben die Mittel auch nicht gefehlt, wo es galt, den

Verstümmelten oder den Hinterbliebenen Gefallener weiter zu helfen. Der Fortschritt, den die Anschauungen auf diesem Gebiet seit sechszig Jahren bei Hoch und Niedrig gemacht haben, ist geradezu erstaunlich. Verfasser erinnert sich noch lebhaft eines alten Invaliden von 1813—15, der, wie viele andere, mit einem Leierkasten durch die Strassen der jetzigen Kaiserstadt Berlin zog und in einer wenig kunstmässigen Weise seine Erlebnisse als Kriegsmann besang. Wenn er mit der Beschreibung seines Krankenlagers zu Ende war, sang er zum Schluss in einem wilden, die Mitwelt beschämenden Humor, indem er einen Blick auf seinen Leierkasten warf: „Und zum Dank haben sie mir diese alte Commode geschenkt.“ Gott sei Dank, dass von denen, die in diesem deutschen Kriege den heimischen Heerd vertheidigten, Niemand nöthig hat, bettelnd von Thür zu Thür zu schreiten, sondern dass Volksvertretungen und Private wetteifern im Dank gegen die Invaliden. Von Dank gegen die Krieger redet Oskar von Redwitz, wenn er singt:

Ja kehrt ihr heim einst Mann für Mann
Beschmutzt und abgerissen,
Wir schwören's euch, dass wir euch dann
Bei Gott! zu ehren wissen.
Jedwede Stadt im deutschen Land
Soll Feiertag dann haben,
Wie wird im frohen Festgewand
Sie grüssen euch und laben.

Und ein anderer Dichter (Rittershaus) hat Recht, wenn er singt, nachdem er die Nothwendigkeit thätiger Hülfe gezeigt hat:

So lindern wir das herbe Weh',
Das über sie die Zeit verhing.
Schmach! wenn ein Invalide je
In Deutschland mit der Orgel ging!
Die Schaar, die fechtend niedersank,
Die Opfer von den Schlachtentagen,
Die soll des Vaterlandes Dank
Zeitlebens auf den Händen tragen.

In gleichem Sinne lässt Albert Träger sich vernehmen:

Soll hell des Sieges Wonne scheinen,
Muss sie durch blut'ge Wolken geh'n;
Bald werdet ihr die Waisen weinen,
Verlassne Wittwen trauern seh'n;
Und mögt ihr sie voll Rührung schauen,
Thatkräftig eilt zum raschen Lohn,
Sie sind des ganzen Volkes Frauen
Die Kinder sind es der Nation,
Die sie mit starkem Arm umflicht, —
Verlasst, die euch vertrauen nicht.

Dahin gehört auch Friedrich Bodenstedts „Vergesst der Wittwen und der Waisen nicht" und im gewissen Sinne Heinrich Uhses sinniges Lied: „Charpie."

Sollen wir noch an den Jubel erinnern, mit dem die deutsche Mutter ihre geraubten und wiedergefundenen Kinder Elsass und Lothringen begrüsste! Hangen und Bangen, Trauer und Trennung sind dem Strome der Poesie freilich günstig, aber doppelt freudig und klar fliesst dieser Strom, wenn Hindernisse überwunden sind und das Verlorene wieder gewonnen ward. Wie aber ganze Sagenkreise durch eine Person repräsentirt werden und aus ganzen Perioden oft nur ein Ereigniss in Aller Mund ist, so ist es hier Strassburg, die wunderschöne Stadt, an welche sich die meisten poetischen Ergüsse anknüpfen. Vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, dürfte die Einnahme des bis zum 27. Oktober 1870 noch nie eroberten Metz und die dadurch ermöglichte Lahmlegung vieler Tausende von Feinden ungleich bedeutender sein als Strassburgs Fall; aber die Erinnerung an den Betrug und den Meuchelmord, durch die einst Metz den Franzosen in die Hände fiel, die Umkehr Carl's V. vor den Thoren dieser Festung, ein Ereigniss, welches in dem greisen Kaiser den Entschluss befestigte, Mönch zu werden und welches dem Volke den Spottvers in den Mund legte:

„Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt",

scheint im Bewusstsein des Volkes fast gänzlich erstorben zu sein, denn nur vereinzelt hat sich der Jubel über den Fall von Metz in einem Liede Luft gemacht (wie z. B. in „Verloren und Wiedergefunden“ von Ferdinand Bässler); Strassburg ist das Lieblingskind der deutschen Nation:

Strassburg ist unser! jubelt's durch die Lande.
Heil diesem Tag! Noch gestern sah zum Hohn
Der Thurm Erwins auf uns vom andern Strande
Und heut ist er des deutschen Banners Thron!
Zweihundertjährige Schmach du bist gerochen!
Deutsch bist du wieder „wunderschöne Stadt!“
Und ganz wie einst: bezwungen und gebrochen —
So wie die Mutter dich verloren hat.

Aus der „patriotischen Liederharfe“ vernehmen wir den Sang:

O Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt,
Die uns der Schelmfranzose bei Nacht gestohlen hat,
Wir haben dich nun wieder
Und lassen dich nicht mehr,
Nun freut euch deutsche Brüder
Und Gott sei Preis und Ehr.

Karl Stieler, Emanuel Geibel, Adolf Stöber, Georg Hesekiel u. A. schauen in ihren Gesängen zum Thurm des Münsters auf und wünschen in fröhlich bewegtem Herzen mit J. V. Scheffel:

Neustrassburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gedeih'n,
Als Strasse für geistfrisches Streben,
Als Burg der Weisheit am Rhein!

— — — Ja! die Zahl der Dichtungen ist gross, die der zweite deutsche Freiheitskrieg erzeugt hat, aber ein Tyrtaeus ist nach unserer Meinung nicht aus ihm hervorgegangen, wohl aber hat die Literaturgeschichte des Vaterlandes durch die Lieder manches

bewährten Mannes einen schätzenswerthen Zuwachs erhalten und ein Ueberblick über die poetischen Erzeugnisse dieser Zeit lehrt uns zu unserer Freude, dass die edlen Seiten im Charakter unsers Volkes noch nicht erstorben sind, sondern, dass die vier starken Helden:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl

von denen der alte Arndt zu singen weiss, auch heute noch unter uns leben. —

Gustel von Blasewitz.

SCIZZE

von

Carl Zastrow.

In einem kleinen anmuthig zwischen Weinbergen gelegenen Dorfe der sächsischen Schweiz traf an einem schwülen Sommernachmittage ein junger schlanker Mann ein. Er schien einen weiten Weg gemacht zu haben. Sein Anzug war bestäubt, das edle Antlitz mit Schweiss bedeckt. Auf einer Bank, die unter einem mächtigen Nussbaum errichtet war, nahm der Wanderer Platz, zog sein Taschentuch hervor und fächelte sich mit demselben Kühlung zu. Da fällt sein Auge auf den Garten, welcher nur durch eine niedere Hecke von dem Platze getrennt ist, welchen er zum Ruhesitz erkoren. Ein, wenn auch nicht schönes, doch recht anmuthiges junges Mädchen im ungefähren Alter von 18 Jahren, geschmackvoll und der Mode entsprechend gekleidet, wandelt mit einer Giesskanne zwischen den Beeten umher und spendet den ermatteten Blumen das erquickende Nass. Der junge Wanderer sieht der fleissigen Gärtnerin eine Zeit lang zu und ruft dann in den Garten hinein:

„He! Mademoiselle! wäre es Ihnen nicht möglich, auch mir einen Labetrunk zu spenden? Bitte! denken Sie einmal, ich wäre — wenn auch keine Blume — doch ein junger Baum, der halbvertrocknet die Blätter hängen lässt und Sie seien die Nymphe eines Quells, der hier irgendwo in der Nähe sprudelt und fühlten sich vom Mitleid über diesen armen Baum ergriffen und brächten ihm nun das reinste, frischeste und klarste Wasser, was auf 10 Meilen in der Runde zu finden ist!“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!“ erwiederte das junge Mädchen freundlich, indem Sie ihre Beschäftigung unterbrach und fragend zu dem Wanderer hinüber sah, „wenn ich nicht irre, so wünschen Sie —“

„Ein Glas Wasser! nichts weiter, Mademoiselle! nur ein Glas Wasser, weil ich so entsetzlich durstig bin!“

Das Mädchen nickte und flog in das Haus. Nach wenigen Sekunden erschien sie wieder, ein Glas mit Milch in der Hand, welches sie dem Verschmachtenden über die Hecke reichte.

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle! ich sehe, Sie sind also auch gut!“ nahm dieser das Wort, nachdem er von der süssen, reinen Milch getrunken. „Ich that Ihnen Unrecht, als ich vorhin sagte, Sie seien eine Nymphe der Quelle — das sind Sie nicht! Sie sind vielmehr eine kleine freundliche Fee, ein Schutzgeist aller Müden und Verschmachtenden! Hier ist das Glas! geleert bis auf die Nagelprobe und nun sagen Sie mir, wem ich das Glück dieser wohlthuenden Erfrischung verdanke?“

„Ich heisse Auguste!“ erwiederte das Mädchen erröthend.

„Zwar kein übermässig poetischer Name! doch nimmt

man mit ihm vorlieb, wenn man gerade keinen andern hat. Wir können nicht Alle romantisch klingende Namen führen!“

„Sehen Sie, mein Herr? das meine ich auch: zu einem schlichten, deutschen Mädchen passt ein schlichter deutscher Name! und übrigens finde ich den Namen Auguste sehr hübsch!“

„Ich auch, Mademoiselle! ich auch! ich finde ihn so allerliebst, dass ich ihn nie vergessen werde!“

„Ja! wie ist denn nun Ihr Name?“ fuhr Auguste fort.

„Ich heisse Friedrich Schiller!“ lautete die Antwort. Das Mädchen lächelte: „Der Name ist auch nicht übel!“

„Oh nein! haben Sie ihn schon irgendwo gehört?“

„Kann's nicht sagen! Doch ja — gehört schon. Hier in Blasewitz wohnt sogar ein Schmied dieses Namens und in Dresden, allwo ich vergangenen Herbst zum Besuch war, gibt es einen Kaufmann, der so heisst.“

„Nun — leben Sie wohl und nochmal schönen Dank!“ sagte Schiller und reichte dem Mädchen die Hand, worauf er seinen Weg fortsetzte. „Ein gutes, liebenswerthes Geschöpf,“ sprach er dabei vor sich hin. „Man könnte ihr ein poetisches Denkmal setzen. Nur wüsste ich nicht gleich wo? Mein Don Carlos ist beinahe vollendet und in den Menschenfeind passt sie nicht. Nun, wir werden ja sehen.“

Mehr als zehn Jahre waren vergangen. Der Dichter hatte ein gewaltiges Werk unter der Feder. Wie sehr es all seine geistigen und seelischen Kräfte in Anspruch nahm, bezeugen die Briefe, welche er darüber an Göthe schrieb, mit dem er längst im freundschaftlichen Verkehr stand:

„Ich brüte noch immer ernstlich über den Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du musst aber nicht denken, als ob

ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin blos desswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer und die letzteren strenger sind. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiss jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als dass ich mir das Geschäft so leicht machen könnte.

Der Stoff ist im höchsten Grade ungeschmeidig. Die Bahn, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee: mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich gross erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Grosses gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. —

Nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen.

Aber gerade so ein Stoff musste es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite des Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muss

die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Der Stoff ist so sehr ausser mir, dass ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er lässt mich beinahe kalt und gleichgültig und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen und vorzüglich den Hauptcharakter blos mit der reinen Liebe des Künstlers und verspreche Dir, dass sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen.“ —

Einige Tage darauf trat Göthe bei unserm Dichter zum Besuch ein. Schiller empfing ihn mit Begeisterung und las ihm den Wallenstein vor, soweit er fertig war. Göthe zeigte sich befriedigt. Er konnte dem Freunde bestätigen, was dieser selbst über seine neueste dramatische Arbeit dachte, nämlich, dass sie von dem Feuer und der Innigkeit seiner besten Jahre nichts vermissen lasse und sich keine Rohheit aus jener Epoche darin offenbare. Maassvolle Ruhe, beherrschte Kraft sprachen aus jeder Zeile.

„Und wie gefallen Dir die beiden Figuren des Lagerlebens? Sie haben die Bestimmung, den Ernst der Handlung zu mildern, das kriegerische Bild von der heiteren Seite zu zeigen, mit einem Wort, sie sollen das Publicum amüsiren! ich meine die Marketenderin und den Kapuziner!“

„Es sind Staffage-Figuren!“ erwiderte Göthe in seiner kalten Weise, „sie entziehen sich unserer Beachtung.“

„Und doch sind sie dem Leben entnommen,“ fuhr Schiller fort. „Gustel von Blasewitz existirt in der That. Ein frisches, lebensprudelndes Geschöpf, voll der edelsten Gastfreundschaft, stets in herzlicher Weise bereit, dem müden Wanderer einen Labetrunk zu spenden! und dann der Kapuziner! seinen alten Sermon fand ich in einer alten Kloster-

bibliothek unter vergilbten Manuscripten. Diese Kapuziner-Predigt, Freund, ist wirklich gehalten worden!“

Göthe lächelte. Seine Antwort zeigte, dass er während der Auseinandersetzung des Freundes an einen wichtigen Punkt in Betreff der Wallenstein-Tragödie gedacht hatte.

„Es wird durchaus nothwendig sein, das Stück zu theilen,“ sagte er. „Es ist ja ein wahres Monstrum an Breite und Ausdehnung. So kann der Wallenstein nicht auf die Bühne kommen, er müsste denn um ein Bedeutendes gekürzt werden.

„Ich habe daran gedacht!“ bestätigte Schiller mit einem freundlichen Lächeln.

„Nun? An die Kürzung oder an die Theilung?“

„Ich habe mich für die Theilung entschieden! ich zerlege das Monstrum in drei Theile und mache ein Lustspiel, ein Schauspiel und eine eigentliche Tragödie daraus.“

„Und jeder Theil müsste einen besonderen Titel führen!“ meinte Göthe.

„Gewiss! und ich bin mit mir bereits darüber einig. Den Prolog nennne ich Wallensteins Lager, das zweite Stück soll den Titel führen: „Die Piccolomini“ und das dritte Stück: „Wallenstein's Tod.“

„So wird es gehen,“ nickte der Grossmeister der deutschen Dichter und empfahl sich, Schiller keineswegs in übermässig befriedigter Stimmung zurücklassend.“

„Das ist das letzte Mal, dass ich mich auf ein so komplizirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft einlasse, wie der Wallenstein. Nie ist mir ein mehr widerstrebender Stoff unter die Finger gekommen, und um ihn einigermassen zu beleben, habe ich meine poetischen Mittel förmlich verschwendet. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Existenz, heftet mich anstrengend auf einen Punkt

und lässt mich an kein ruhiges Empfangen von anderen Eindrücken kommen. Dieser Göthe! nicht einmal meine Gustel von Blasewitz hat ihm gefallen! unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Natürlich, sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige. Davon kommt's — —"

Die Triologie des Wallenstein war längst der Oeffentlichkeit übergeben. Sie hatte den Namen des Dichters noch berühmter gemacht. Die Kritik erkannte den Wallenstein als das grösste und vollendetste der Schiller'schen Dramen an. Das „Lager" ging bekanntlich im Oktober 1798, „die Piccolomini" am 30. Januar 1799 und Wallensteins Tod" am 20. April des letztgenannten Jahres zuerst zu Weimar in Scene und jede Abtheilung des Cyclus wurde mit ausserordentlichem Beifall aufgenommen. Auch in Berlin und anderen Orten erfreuten diese Arbeiten sich einer beifälligen Aufnahme. —

Fräulein Auguste in Blasewitz lebte noch immer im elterlichen Hause in fast klösterlicher Stille und Abgeschiedenheit. Sie dachte wohl kaum noch an den Wanderer, dem sie vor mehr als zehn Jahren in ihrem Garten ein Glas Milch gereicht und noch viel weniger hatte sie irgend etwas von seinen dramatischen Arbeiten gehört oder dergleichen aufführen sehen. Da kommt eines Tages ein entfernter Verwandter der Familie aus Dresden zum Besuch nach Blasewitz. Georg Nöring war Assessor in der sächsischen Hauptstadt, unverheirathet und von einer mehr als gewöhnlichen Bildung. Er hatte sämmtliche Stücke der Neuzeit aufführen sehen und konnte nicht genug erzählen von dem herrlichen Leben in Elb-Florenz.

„Apropos?“ unterbrach er sich plötzlich, indem er seine junge Cousine mit einem lächelnden Blick musterte, „ja — wie ist denn das? Du sollst ja die Marketenderin in dem Lustspiel „Wallensteins Lager“ sein. Die Soubrette, welche Dich darstellte, — die nebenbei bemerkt, mit Dir auch nicht die geringste Aehnlichkeit hat — erzählte mir dies an einem fröhlichen Abend, den ich im Kreise von Schauspielern und Literaten verlebte.“

„Das ist wohl ein Irrthum!“ meinte Auguste unbefangen. „Ich erinnere mich nicht, irgend welche Veranlassung zu solcher Auffassung meiner Persönlichkeit gegeben zu haben. Nein, guter Georg! das ist ein Irrthum!“

Der Herr Schiller, welcher der Verfasser des Wallenstein ist, hat selbst in einem kleinen Freundeskreise erzählt, dass er die junge Dame, welche ihm hier in Blasewitz vor Jahren eine Erfrischung gereicht, in seinem Drama poetisch verherrlicht habe. Nein — nein! es ist kein Irrthum. Du bist Gustel von Blasewitz!“

„Aber das ist abscheulich!“ rief Auguste vor Unwillen erröthend und eine verrätherische Thräne zurückdrängend.

„Im Gegentheil, Cousinchen! das ist eine grosse Ehre für Dich!“ „Eine Ehre für mich? Ich danke schön, als Lagerdirne unter Soldaten des dreissigjährigen Krieges? Oh, dieser abscheuliche Mensch! ich hasse ihn! er hat gemein, nichtswürdig gegen mich gehandelt! ach! warum habe ich ihm nicht damals ein Stückchen Arsenik in die Milch gethan, wenigstens soviel, um ihm die poetische Ader zu zerstören?“

„Lass es gut sein, Gustel!“ tröstete der Vetter, „eine Ehre bleibt's doch! sieh! Du bist jetzt unsterblich geworden. Wer weiss, in wie viel tausend Frauengestalten Deine Seele

nach Deinem Tode noch schlüpfen wird. Glaube mir, Tausende von jungen Mädchen würden sich königlich freuen, an Deiner Stelle zu sein!“

Aber Gustel schüttelte heftig den Kopf und wollte sich nicht zufrieden geben, und der Vetter schied nicht ohne Bedauern, dass er den Frieden der Cousine durch seine unzeitige Mittheilung gestört habe.

Es fehlte nicht an weiteren Andeutungen, die der Demoiselle Auguste über die Wahrheit der von dem Vetter gebrachten Nachricht zu Ohren kamen. Auf's Aeusserste verstimmt, entschloss sie sich an den Dichter zu schreiben. So erfuhr denn Schiller zu seinem Erstaunen, dass er in Betreff der Marketenderin einen Fehler gemacht habe, der schier unverzeihlich sei und dass ihr, der Auguste, jede andere poetische Verewigung lieb gewesen sei, nur nicht die als Lagerdirne; denn an die Carriére einer solchen habe sie im Traume nicht gedacht.

Es ist nicht bekannt geworden, ob und was der Dichter darauf erwidert hat. Thatsache ist, dass sich noch heute Tausende an dem frischen gelungenen Bilde der kleinen Marketenderin erfreuen und, dass der Name „Gustel von Blasewitz“ klingen wird, so lange die Namen „Schiller“ und „Wallenstein“ ertönen. —

Ein Beamter, welcher es verstand, allerlei zierliche Verschen in gebildeter Sprache zu drechseln, gewann übrigens das Herz der Unzufriedenen und führte sie bald darnach als seine Gattin heim. Unter den tausend kleinen Sorgen und Freuden des ehelichen Lebens wird Auguste die „Grille des Dichters“ entweder allmählig vergessen, oder sich doch mit ihr ausgesöhnt haben. —

Zwei Schloesser am Genfersee.

Von

Wilhelm Rullmann.

1. Schloss Blonay.

Das Eine auf der Höhe, das Andere in der Tiefe; das Eine in sonniger Freie, weit über das Land hinabschauend; das Andere überragt von den Schatten der riesigen Bergwand; das Eine mitten zwischen grünen Weinbergen und dunkeln Nussbaumgruppen; das Andere in den blauen Fluthen des See's seine Grundmauern badend, — so steht ihr in meiner Erinnerung, Château Blonay und Château Chillon!

Es ist jetzt gerade ein Jahr her, es war im „gesegneten Weinmond“ und in der Zeit der Montreux'er Traubenkur, dass ich fast täglich meine Schritte zwischen den Weinbergen hindurch, entweder östlich nach dem Kerker des Gefangenen von Chillon, oder westlich nach dem alten Sitze der Seigneurs von Blonay richtete. Wie sauer mir diese Trauben von Montreux jetzt vorkommen, da sie mir so fern sind. Und wie süss schmeckten sie mir doch damals.

Ich ging oft in die Weinberge und bezahlte ein paar Centimes und durfte mich nach Herzenslust dafür satt essen. Und ich denke noch gern an die junge Frau, die mir einst, als sie mein Pfund

mir abgewogen hatte, lächelnd noch zwei, drei volle Trauben hinzulegte mit den Worten: „Prenez, monsieur, prenez! Dieu nous en a donné fent cette année.“

Vergelt's ihr Gott auch in diesem Jahr. Und vielleicht geht sie auch heute in ihrem Weinberge umher und sammelt die reifen Trauben in ihre Körbe, und der kleine Junge, der an ihrer Seite war, hält sich an ihrer Schürze fest und greift zuweilen rechts und links in die vollen Beeren. Und die Sonne glitzert auf den grünen Weinbergen, auf den bunt sich färbenden Wäldern, auf den weissen Hôtels von Glion dort oben und auf den grauen Mauern Chillon's dort unten und auf der blauen Fläche des ruhig sich dehnenden See's — o, du liebes, schönes Montreux!

Aber mich Trauernden umfängt hier im Norden ein graulicher Herbsttag. Der Sturm rüttelt an meinem Fenster und treibt die welken Blätter über die nebelverhängte Ebene dem langsam und trübe fliessenden Strome zu. —

Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füssen,
Das ist die Zeit des Heimweh's nach dem Süden!

Italia winket fern im Süden,
Ein Kranichheer zieht dort hinaus;
Die Seele spannt die nimmermüden,
Die Flügel ihrer Sehnsucht aus.

Und ist dieser liebliche Winkel des schönsten See's der Welt nicht auch schon ein Stückchen Italien?

Aber da ich nun einmal gefesselt bin an diese regenbeleuchtete nordische Scholle, führe Du mich an Deiner Hand dorthin, leichtgeschürzte Göttin, Jupiter's Schoosskind, Phantasie! Zertheile diesen Nebel und führe mir Bilder vor, auf denen die warme Sonne des Südens ruht! Oder wenn die Eigensinnige nicht willig ist, komm' Du liebes, gutes frommes Mütterchen Erinnerung, das so gern am warmen Ofen sitzt, während der Sturm draussen tobt, und von alten vergangenen Zeiten erzählt!

Ich gehe wieder den Weg zwischen den Weinbergen hinauf nach meinem lieben Blonay. Vorüber an den Villen von Clarens, vorüber an seinem lieblichen Kirchhof, vorüber an dem alten Châtelard, immer in der Höhe, aber immer den herrlichen See

entlang, an dem Mendelssohn sein Alter zu verleben und der waadtländische Poet Olivier sein Grab zu finden wünschte.

O bleu Léman, toujours grand, toujours beau,
Que sur ta rive au moins j'aie un tombeau!

Hat nicht der sentimentale Mathisson dasselbe gewünscht? Eine Hütte an diesem See, ein Grab an seinem Ufer und statt alles Marmors nur das verwitterte Moos einer Trauerweide, benetzt vom Thau und von den Thränen eines Freundes.

Etwas mehr philosophischen Gemüthern mag es gleichgültig sein, ob dereinst in der Lüneburger Haide oder am Golf von Neapel die Erde über ihnen aufgeschüttet wird. Nicht hier begraben zu liegen, nein, eine recht lange Reihe von Tagen und Jahren hier zu verleben, das ist wünschenswerthes Ziel.

»*Quand l'ardent désir*,« sagt Rousseau, »*de cette vie heureuse et douce, qui me fuit et pour laquelle j'étais né, vient enflammer mon imagination, cést toujours au Pays de Vaud, prés du lac, dans les campagnes charmantes, qu'elle se fixe.*«

Man braucht nicht hier am See geboren zu sein, man braucht auch kein Jean Jacques zu sein, um Aehnliches zu empfinden.

Rousseau war es, der den poetischen Reiz dieser Gegend in einer Dichtung wiedergab, welche die Namen all' dieser lieblichen Orte, die Namen von Clarens, Cap Meillerie, Montreux u. a. jedem Gebildeten bekannt und vertraut gemacht hat, auch demjenigen, dessen Fuss nie diese Küste gestreift hat.

Rousseau vous fit connaître, o rivages fameux,
Ou trouver aujourd 'hui le bosquet de Julie.
Dans ces vieux châtaigniers un castel orgueilleux
Défend l'accés de la prairie!

So klagt ein Poet des Landes. Und in der That, auf der Stelle des *bosquet de Julie,* wo der berühmte Kuss gegeben wurde, erhebt sich jetzt in vornehmer Abgeschlossenheit des *Château des Crêtes,* das einem reichen Waadtländer angehört, der in Paris sein Glück gemacht hat, ein prunkvolles Gebäude, dessen Styl originell sein soll, in Wirklichkeit aber so abgeschmackt ist, dass dieses Schloss trotz seiner unvergleichlichen Lage auf dem vorspringenden Hügel, der Gegend keineswegs zur Zierde gereicht.

Hier moderner Luxus und Comfort und dort drüben die ungefüge Vergangenheit mit ihrer rohen Einfachheit. Denn dem *Château des Crêtes* gerade gegenüber erhebt sich auf einem kleinen Bergkegel das alte *Châtelard*, nach welchem die ganze Commune den Namen führt, da dort oben die Herren von Montreux einst ihren Sitz hatten; ein viereckiges Gebäude von rohen plumpen Formen. Zwischen diesen beiden Schlössern, von denen das Eine die Gegenwart, das andere die Vergangenheit repräsentirt, fliesst über Steingerölle die *Baie de Clarens* herab, und zwischen ihnen führt die breite Strasse nach Blonay hinauf.

Sie durchschneidet zunächst das Dorf Chailly. Auch hier Erinnerungen an Rousseau. Hier wohnte seine leichtfertige und geistreiche Freundin Madame de Warrens, an deren Schönheit er ein *»air caressant et tendre, un régard très doux, un sourire angélique, des cheveux cendrés d'une beauté peu commune«* rühmt, und *»une bouche à la mésure de la mienne.«* Man zeigt noch in Chailly das Haus der interessanten Dame, die auf Rousseau's Entwickelung einen so bedeutenden Einfluss geäussert hat und deren Bild er in seiner „Confessions" mit so viel Vorliebe zeichnet.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Rousseau-Erinnerungen. Von seiner Vaterstadt Genf an bis hier herauf giebt es fast keinen Ort, der nicht sein Andenken bewahrt. Da liegt etwas weiter oberhalb Vevey's ein altes Schloss, das den Bischöfen von Lausanne gehörte, das Château des Glérolles, an das sich auch eine Rousseau-Anekdote knüpft. Der Verwalter desselben bemerkte eines Tages einen Fremden, der sich unter einem Nussbaum in der Nähe der Schlossmauer ausgestreckt hat. Er nähert sich ihm und bietet ihm einen guten Tag.

„Es ist heiss heute," meint der Fremde, gleichsam sich entschuldigend, dass er sich die Freiheit genommen, hier auszuruhen, indem er sich zugleich erhebt. „Ihr müsst einen guten Wein hier ziehen, wenn die Sonne oft so heiss auf Euren Weinbergen brütet."

„Ihr müsst ihn versuchen, lieber Herr, wenn Ihr ihn beurtheilen wollt. Ist es Euch vielleicht gefällig, mich in den Keller zu begleiten?"

„Sehr gern; ich bin müde und durstig genug, um Euer Anerbieten mit Dank anzunehmen."

Sie stiegen in den Keller hinab, der Fremde bewundert die Anzahl und Grösse der Fässer, kostet den Wein und findet ihn vortrefflich. Dann richtet er dankend, und sich zum Weitergehen anschickend, noch eine Frage an den Wirth:

„Darf ich Euch fragen, wem ich diese köstliche Bewirthung verdanke?“

„Ich bin der Schlossvogt von Glérolles! Und Sie, mein Herr?“

„Mein Name wird Euch nichts sagen. Ich nenne mich Rousseau.“

„Was Rousseau? Jean Jacques Rousseau! Und ich Esel habe Euch von dem Neuen gegeben!“

Und der freundliche, durch solchen Besuch hochgeehrte Wirth zapft schnell ein anderes Fass an und präsentirt einen alten, guten Jahrgang, der Monsieur Jean Jacques noch besser mundet.

Von Chailly aus schlagen wir einen Fusspfad ein, über den die hohen Nuss- und Kastanienbäume schon einige ihrer reifenden Früchte herabschütteln. Ach, es ist eine Lust so in dem sonnigen Wetter dahin zu schlendern. Immer zwischen Weinbergen, in denen die Trauben überreif an jedem Stock hängen, immer auf weichen Wiesen, die noch saftig grün sind wie im Frühling, immer durch malerische Dörfer, deren Gässchen der eigenthümliche Geruch der frischgekelterten Trauben durchweht. Immer rechts oben die hoch aufsteigenden Berge, immer links unten den blauen, blauen ruhigen See. Und dann der entzückende Blick, wenn wir oben auf der breiten Terrasse des alten Rittersitzes angelangt sind.

Von dem hohen Rücken des Jura, dem die Sonne sich zuneigt, bis hinüber nach der stolzen Dent du chidi, die das Rhonethal abschliesst, was für ein herrliches Bild ist es, das unseren Augen sich darbietet. Wie gewaltige Riesen starren die wild zerklüfteten savoyischen Berge herüber, zu deren Füssen die blaue Seefläche sich ausbreitet. Von duftigen Nebeln verschleiert zeigen sich Bouveret, St. Gingolph und Meillerie drüben am savoyischen Ufer, während deutlich und sonnig verklärt zu unseren Füssen das freundliche Vevey und das alte La Tour de Peily an der Küste sich ausstrecken. Eine Reihe freundlicher Villen, hier und dort zerstreut, dehnt sich bis zum Ufer hinab, von dem Schlosse la Ponuoire, das zu unserer Rechten liegt, bis zur Villa der alten

Fürstin von Liegnitz, der Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. hinab. Rechts schweift das Auge über Weinberge und Weinberge, bis in die Gegend von Lausanne, links erkennt es über Clarens und Montreux hinweg noch die grünen Dächer Chillon's und die Thürme von Villeneuve. Es ist immer fast dasselbe Bild, das man von jeder dieser Höhen am nördlichen Ufer geniesst, aber nirgends bietet sich dem Auge ein so weites, Alles umfassendes Panorama, wie hier vom Schloss Blonay.

An dem alten Schloss selbst ist wenig zu sehen. Von aussen präsentirt es sich als eine Art Zwischending zwischen Chillon und Châtelard und im Inneren weist es nichts Bemerkenswerthes auf, als ein paar alte Möbel und ein halbes Dutzend Ahnenbilder der Sires von Blonay. Was immer und immer wieder meine Blicke anzog, als ich zum ersten Mal hier oben war, das war der alte Hauptthurm des Schlosses, der sogenannte Donjon, und auch hier war es nicht etwa eine kunstvolle Architektur, was ich zu bewundern hatte, sondern der natürliche Schmuck eines so üppig umrankenden Epheus, wie ich ihn in dieser Fülle noch nie gesehen habe. Er stand gerade in Blüthe und Hunderte und Tausende von Bienen umsummten das Blättergeflecht, das sich, durchwachsen von dem rothen Laube des Weines bis zur Spitze des Thurmes hinaufzog, so dass das Wappen des Seigneurs von Blonay kaum noch durchblickte.

Einige vortreffliche Brustbilder der frühern Besitzer vergegenwärtigen uns in ihrer Art die Geschichte der alten Dynastie von Blonay. Diese besteht noch heute in zwei Linien fort: in einer katholischen Linie, deren Sitz das alte Schloss Maxilly bei Evian-les-Bains auf dem savoyischen Ufer ist, und in einer protestantischen Linie, die unser Schloss Blonay besitzt und in Vevey residirt. Schon im 11. Jahrhundert wird ein Blonay handschriftlich erwähnt und im Jahr 1175 erbaute Peter von Blonay das jetzige Schloss, das von jener Zeit an mit kurzer Unterbrechung immer im Besitz der Familie geblieben ist.

Die Herren von Blonay waren mannhafte und streitbare Vertreter der guten alten Zeit. Ihr Name war einst hochberühmt, man begegnete ihm überall in Kriegen, bei Turnieren, am Hofe von Savoyen, wie auf Kreuzzügen, die alten Chroniken des Landes

erzählen ihre Thaten; „rein wie das Gold, schnell wie der Blitz“ war ihr Wahlspruch. In den ältesten Zeiten führten sie fürstlichen Rang und Titel und der ganze Strich zwischen Villeneuve und Vevey, einer der schönsten Winkel der Welt, war ihr Eigenthum. Später wurden sie Vasallen der Herzoge von Savoyen, welche ihnen hohe Ehren erwiesen, die sie mit steter Treue vergalten. Nach der Berner Besitzergreifung vom Waadtlande verarmte die Familie. Auch unter der Herrschaft der Städter hielt sie fest an der Lehnstreue zum Hause Savoyen. Eine ritterliche, freilich kaum glaubliche That legt Zeugniss davon ab. Bei jener Eroberung von Chillon durch die Berner und Genfer, welche Bonnivard die Freiheit verschaffte, soll ein Sire von Blonay sich in den See gestürzt und tapfer schwimmend das Ufer von Savoyen erreicht haben.

Ich kann nicht die Geschichte der alten Dynastie Blonay auch nur flüchtig berühren, ohne jener anmuthigen Erzählung zu gedenken, die uns die alten Chroniken des Landes erzählen und die Max Waldau in zierliche, wenn auch etwas langgesponnene Verse gebracht hat.

Zu den Zeiten, da Karl III. von Savoyen regierte, so erzählt unsere Geschichte, begab es sich einmal, dass ein grosses Bankett im herzoglichen Schlosse zu Turin stattfand. Es waren da Franzosen und Italiener, Fürsten und Barone, Beweibte und Unbeweibte zugegen und man erging sich in Scherzen und allerlei heiteren Gesprächen. Da nun der Wein die Geister erregt hatte, entstand ein Streit am untern Ende der Tafel, wo der Sire von Blonay den Vorsitz führte. Man redete aber dort über den Ehestand und ob derselbe der Tapferkeit eines Ritters Nachtheil bringe oder zu Nutzen sei, indem viele junge Degen behaupteten, dass ein Mann nicht recht tapfer und ohne Todesfurcht kämpfen könne, der Weib und Kind zu Hause wisse. Herr Simon von Blonay aber, der sich vor nicht allzulanger Zeit ein tugendsames und schönes Weib genommen hatte, erhob seine Stimme dagegen, indem er meinte, ein verheiratheter Cavalier verstehe ebenso tapfer und furchtlos zu kämpfen wie ein Unbeweibter, wie denn auch die Edelfrauen des Lobes und ritterlicher Huldigung ebenso werth seien, als die Edelfräulein. Er erbot sich zugleich, so fern Je-

mand Zweifel hege, mit Lanze und Degen sein Wort zu verfechten.

Alsbald erhob sich ein tapferer Junggeselle, ein Sire de Corsant, und erklärte sich willig, für die Knappen und Edelfräulein einzutreten. Und da Seine Hoheit der Herzog es wohl wahrnahm, dass es mit dem Streite der edlen Herren auf Kurzweil im Waffenspiel abgesehen war, gab er seine Einwilligung, dass die Sache ritterlich ausgefochten werde. Er gestattete ihnen zwei Rennen mit stumpfen Lanzen und fünfzehn Gänge mit dem Degen. Er bestimmte zugleich, dass der Besiegte Abbitte thun solle, und zwar solle der Beweibte vor des Herzogs Tochter, dem Fräulein von Savoyen, und vor der Dame des Sire de Corsant die Kniee beugen, der Vertheidiger der Ehelosigkeit aber solle, falls er den Sieg verliere, des Sire von Blonay Eheweib in ihrem Hause aufsuchen und vor ihr niederknieen und um Gnade flehen.

Da nun solches alles festgesetzt und bestimmt war, geschah es am 12. Mai des Jahres 1504, dass das Turnier auf dem Schlosshof von Turin vor sich ging. Es waren dabei alle Damen des Hofes zugegen und trugen zwei Farben als Abzeichen ihres Standes: schwarz-rothe Schleifen die Vermählten und weiss-rothe die Unvermählten. Die Farben der Edelfrauen trug der Sire de Blonay, die der Fräulein der Sire de Corsant, nicht nur an Schleifen und Schärpen, sondern auch an reichen Damastdecken, mit denen ihre Pferde behängt waren. Nachdem man ihnen nun die Lanzen gereicht hatte, griffen sie einander mit solcher Heftigkeit an, dass ihre Lanzen in Stücke zerbrachen. Bei dem zweiten Rennen aber hob Herr Simon von Blonay seinen Gegner aus dem Sattel, und der Herzog von Savoyen erkannte ihm den Sieg zu, indess er auch die Tapferkeit des Besiegten rühmend anerkannte.

Sobald nun der Edle von Corsant wieder zu Athem gekommen war, beeilte er sich, zunächst vor der hohen Frau von Savoyen sich auf die Kniee zu werfen. Zugleich bat er alle vermählten Frauen des Hofes um Gnade und wandte sich dann an den Messire von Blonay mit dem Begehr, ihm zu sagen, wo die edle Dame von Blonay jetzt verweile, damit er sie aufsuchen und Pardon bei ihr holen könne. Und der Sieger wies ihn nach seinem Schloss Blonay im Waadtlande, wo sein liebes Ehegemahl jetzt hause.

Sofort bestieg der Sire de Corsant sein Ross und machte sich auf den Weg. Nach mancherlei Fährlichkeiten auf der langen Reise kam er in stürmischer Nacht über den See, der Waadtland von Savoyen trennt, und sobald er nur bei Vevey den Fuss auf's Land gesetzt hatte, bestieg er ein Pferd und ritt nach Blonay hinauf. Dort fand er die Herrin des Schlosses unter den blühenden Kastanien auf der Terrasse sitzend und sobald er ihrer ansichtig geworden war, trat er auf sie zu und warf sich vor ihr nieder und bat sie um Gnade. Und da die Dame erschrocken ihn fragte, was das zu bedeuten habe, erzählte er ihr den Vorgang im Turnier-Bankettsaale und verschwieg ihr auch nicht, was dann im Schlosshofe geschehen war. Die edle Dame aber, die sich freute, das Lob ihres ritterlichen Gemahls zu hören, gab ihm ihre Absolution, und zur Bekräftigung derselben lud sie den jungen Cavalier zu einem Gastmahl auf den folgenden Mittag.

Bei diesem heiteren Mahle geschah es, dass der besiegte Vertheidiger der Ehelosigkeit seinen Platz erhielt zwischen der Dame des Hauses und ihrer Base, dem schönen Fräulein Yolande von Villette. Dies war eine Dame aus gutem alten Hause, eine Waise und sehr arm, so dass sie daran dachte in's Kloster zu gehen. Da sie aber über die Massen schön war und angenehm zu plaudern verstand, gefiel sie dem jungen Ritter sehr gut, so dass er nicht mehr an die Dame vom Hofe von Turin gedachte, der er bis jetzt im Stillen gedient hatte. Und sie ihrerseits schien dem jungen Ritter nicht abgeneigt zu sein und sie wurde oft über und über roth, wenn ihr Nachbar sie im Gespräch allzu freundlich anschaute.

Wie denn die Gäste ihren Rückzug machten und das Schloss verliessen, blieb Ritter de Corsant noch allein zurück, als wenn er sich bei der Dame von Blonay noch im Besonderen zu bedanken und zu beurlauben verlangte, und sagte: „Ich sehe, Ihr seid huldreich, edle Frau! Huldreich so sehr als schön; darum hätte ich eine Bitte vor Euch auszusprechen; gewährt sie mir, so fern Ihr mir wohlwollt.“ — „Sprecht,“ antwortete die edle Frau, „und wenn es nicht wider meine Pflicht ist, will ich Euer Begehren zu gutem Ende führen.“ — „So gewinnt mir Gnade,“ sagte de Corsant, „bei Eurer schönen Base, damit ich künftig die Sache der

Verheiratheten vertreten kann, denn seit ich sie erblickt, habe ich sie zur Dame meines Herzens gemacht und werde sie als solche halten bis an mein Lebensend.“ — Die schöne Base, die sich in der Nähe gehalten hatte, schlug die blauen Augen nieder; die Dame von Blonay aber versetzte: „Verstehe ich Euch recht, mein schöner Herr, so möchtet Ihr mein Vetter sein, und wenn das Jungfräulein meiner Meinung ist, so wird sie Euch von Eurer Schmach befreien und wird aus Euch, der Ihr jetzt nur ein arger Junggeselle seid, im Kurzen einen rechtschaffenen Eheherrn machen.“

Die arme Yolande wusste nicht, wohin sie sich verstecken sollte; aber der Weg war nun gebahnt, und Mutter Natur hatte ihre Liebesfackel über den jungen Herzen schon geschüttelt, so dass Yolande, an das Kloster so wenig denkend als wenn es gar kein Kloster gegeben hätte auf der Welt, bald leise sagte: „Ja, wenn mein Vetter, Messire Simon, der mein Vormund ist, nichts dagegen einzuwenden hat, so —“

Messire Simon aber, der vier Tage später in sein Schloss kam, war der lieblichen Base natürlich nicht entgegen. Er richtete dem jungen Paar vielmehr ein schönes Hochzeitsgelage in seinem Schloss Blonay aus und de Corsant sagte dabei: „Edler Vetter! Ich habe nichts dabei verloren, dass Ihr mich besiegtet; ich habe eine schöne und gute Frau davongetragen, und wenn jetzt einer sich wider die Verehlichten erhebt, so hat er es mit mir zu thun; und will ich es mit ihm machen, wie Ihr mit mir im Schlosshof zu Turin.“

So schliesst Fanny Lewald in ihrem Buche „Sommer und Winter am Genfersee“ diese artige Geschichte, die sie ausführlich und allerliebst erzählt. Sie theilt an anderer Stelle desselben Buches noch einen „Roman zwischen den Schlössern“ mit, der in vergangenen Zeiten zwischen den Blonay und Châthelard spielte und über den man dort nachlesen mag.

Ja, es sind reiche historische Erinnerungen, die all' diese Jahrhunderte alten Schlösser hier am Ufer umspielen. Aber keines von allen lebt so sagenberühmt, so von der Dichtung gefeiert im Andenken der Menschen fort, wie dort das altersgraue seebespülte Chillon.

Zwei Schloesser am Genfersee.

Von

Wilhelm Rullmann.

2. Chillon.

Von Chillon zu reden, über Chillon zu schreiben, ist wenig lohnend. Es gibt kein abgedroscheneres Thema, als diese Zwingburg im See. Abgedroschen vor Allem aber für den, der eine Zeit lang in jener Gegend gelebt hat. Dann ist Chillon für sein Auge das, was für seinen Geschmacksinn das Huhn ist, das in Montreux fast jeden Tag auf den Tisch kommt. Nicht allein, dass man bei jedem Spaziergang, sobald die Nase nach Osten sich richtet, die graue Mauerngruppe am Seeufer mit dem Hintergrunde der vorspringenden Bergwand vor sich hat. Das ist wahrhaftig nicht das Schlimmste, denn das Bild ist immer entzückend. Aber in wie mannigfacher Weise wird dies Motiv von der darstellenden Kunst misshandelt! Sobald man nur bei Lausanne in die Region des Genfersee's tritt, taucht auch das Bild von Chillon in der verschiedensten Weise auf und bleibt bis zum östlichen Ende des See's der stete Begleiter des Reisenden. Auf fast allen Schnitzereien ist es ein nothwendiger Schmuck, sobald die Farbe hinzutritt; auf Präsentirtellern präsentirt es sich, in Federhaltern zeigt es sich mikroscopisch und stark aufgekleckst auf den Reklamebildern

der Hôtels von Vevey bis Villeneuve, die nie diesen romantischen Hintergrund entbehren können. In Montreux hängen Bilder von Chillon an jedem Laden, besieht man sich die Photographien, so ist immer die dritte — Chillon, bald von dieser, bald von jener Seite aufgenommen. Spielt man in einer Wohlthätigkeitslotterie, so gewinnt man ein Lineal mit einem Bildchen von Chillon. Und hat sich der weibliche Kurgast den langen Winter über eine Menge derartiger Andenken gesammelt, so erhält er zum Abschied von der dankbaren Pensionswirthin noch ein Serviettenband mit Chillon oder ein Arbeitskästchen mit Chillon und von einer Pensionsfreundin vielleicht noch ein Album mit Chillon zur Erinnerung an die gemeinsam genossene Gegend — kurzum, Chillon muss immer dabei sein.

Da ist es denn natürlich, dass dem länger dort Verweilenden Augenblicke kommen, in denen er sich von diesem Wunder der Romantik, an dem Natur, Geschichte und Poesie mit gleichem Antheil gearbeitet haben, über und über gesättigt fühlt. „Sprechen Sie mir nicht von Chillon," sagte mir eines Tages ein Pensionsgenosse, „ich habe es satt bis hierher," — und er machte die bezeichnende Geberde an seinem Halse. „Ich versichere Sie," fuhr er fort, „ich schwärme für den Schubert'schen Erlkönig. Seit ich ihn aber nun schon vier Wochen täglich von meiner Zimmernachbarin auf dem Klavier heruntergetrommelt höre, wünsche ich ihn zu allen Teufeln." Und er hat nicht Unrecht. In jener Gegend treibt man einen wirklichen Unfug mit Chillon; und unter einer derartigen Prostitution leidet natürlich die Romantik.

Wie ganz anders, wenn man zum ersten Mal den Fuss in diese dumpfen moderigen Hallen setzt! Wenn der Reiz der Neuheit noch jenen „frommen Schauder" unterstützt, mit dem man eine Stätte betritt, an der ein Märtyrer der Freiheit gelitten und die ein grosser Dichter besungen hat:

Chillon thy prison is a holy place,
And thy sad floor an altar —

So heisst es in dem Sonnette Byrons an Bonivard, das er seinem »*Prisoner of Chillon*« vorgesetzt hat, und in der That die heilige Stille dieses Kerkers, in welchem ein Apostel der Freiheit Jahre

lang geduldet und gelitten hat, fordert die Andacht des Eintretenden so gut heraus, wie die Kapelle eines St. Laurentius oder Ignatius.

Nirgends natürlich tritt dies Gefühl der Andacht, mit dem man die stillen Kerkerhallen durchwandert, stärker hervor, als wenn man vor der berühmten Säule mit den »*seven pillars of gothic mould*« steht. Schaudernd berührt man den eisernen Ring, an den der Unglückliche Jahre lang gefesselt war; und mit einer aus Abscheu und Mitleid gemischten Empfindung betrachtet man die Spuren, die der Fuss des Ungsücklichen, die Säule umschreitend, in den Lehmboden eingegraben hat.

Ist diese Empfindung jetzt stärker, seit wir durch ein ergreifendes Gedicht vorbereitet diese Stätte betreten und nun Alles, was wir wahrnehmen, mit dem Bilde in Einklang zu bringen suchen, das die Phantasie des Dichters uns geschaffen hat; oder würde diese Empfindung uns noch mächtiger berühren, uns noch mehr erschüttern und überwältigen, wenn bei einem Besuche des alten Kerkerschlosses die Leidensgeschichte Bonivards in ihren noch sichtbaren Spuren uns mit schauerlichem Reize der Neuheit entgegenträte, wie sie einst Byron entgegentrat, als er dem alten Schlosse seinen Besuch machte, nachdem sein Blick von Clareus aus tagelang auf ihm geruht hatte? —

Die Frage möchte schwer zu beantworten sein. Sicher ist, dass eine so wundervolle Dichtung, wie der „Gefangene von Chillon“ für uns den Reiz jener ergreifenden Sage nicht abschwächen kann; aber ebenso sicher, dass die Phantasie des Dichters, da sie unvorbereitet war, weit mächtiger erregt wurde, als er bei einem zufälligen Besuche auf die Ueberlieferung eines Martyriums stiess, das seine Dichterkraft alsbald zum Kern eines erschütternden Epos gestaltete, an den sich die Krystalle seiner freischöpferischen Ideen zum herrlichsten Gebilde anschlossen.

Byron hatte das, was man mit unvollkommenem Ausdruck einen stark ausgebildeten geschichtlichen Sinn nennt. Jeder wahre Dichter von reger Phantasie ist am Ende, noch im höheren Grade als der Geschichtsschreiber, ein „rückwärts gekehrter Prophet!“ Aus einer Inschrift, aus der Randbemerkung einer alten Chronik, enthüllt sich ihm oft eine ganze Tragödie, deren Lücken seine ge-

schäftige Phantasie rasch ausfüllt. Derartiges begegnete Byron noch an einer anderen Stelle. Bei Avenches, dem *Aventicum* der Römer, stiess er auf jene ergreifende Inschrift, die zugleich die rührendste Klage und das schönste Zeugniss der Kindesliebe enthält. Sie lautet:

Julia Alpina
hic jaceo
Infelicis Patris infelix Proles
Deae Aventiae sacerdos
exorare patri necem non potui
male mori in fatis illi erat
vixi annos XXIII.

Auch diese einfache Inschrift ergriff seine Phantasie gewaltig und in *Childe-Harold (III, 67)* legte er einen flüchtigen Ausdruck dieser Stimmung nieder. Man kennt das geschichtliche Faktum, auf das sich diese Inschrift beziehen soll. In dem Streite zwischen Otho und Galba hatte Aventicum auf den Rath des Julius Alpinus für den Letzteren Partei genommen und der Feldherr des Siegers, Caecina, forderte darum die Auslieferung und den Tod des Alpinus, dessen Tochter Julia vergeblich auf den Knieen von dem Sieger die Begnadigung erflehte. Wie schade, dass nicht auch dieses ergreifende Geschick der Vorwurf einer mächtig schaffenden Phantasie wurde, wie es die Byron's war!

Aber ist Bonivard wirklich der Held des „Gefangenen von Chillon?" — Seltsam genug, dass man diese Frage aufgeworfen und noch seltsamer, dass man sie verneint hat. Wir haben schon mit dem oben Gesagten angedeutet, in wiefern sie überhaupt überflüssig ist. Selbstverständlich ist, dass Bonivard der Held des Gedichtes ist, ebenso selbstverständlich auch, dass der Dichter sich nicht streng an sein geschichtliches Vorbild gehalten hat, sondern frei schaffend thätig gewesen ist. Aus dem ganzen Colorit des Gedichtes erhellt, dass unwillkührlich die schauerliche Ugolinosage in seine gestaltende Phantasie hinein gespielt hat.

Bonivard, der geschichtliche Bonivard, ist einer jener mannhaften Charaktere, welche die Schweiz zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist, zu einem Horte der Freiheit. Man kann ihn

ganz gut den Hutten der Schweiz nennen. Wie dieser, so war auch er ein Kind jenes grossen Jahrhunderts, von dessen religiösem und humanistischem Hauche sein Geist durchweht und befruchtet war. Vor diesem hatte er das Voraus, dass er für die freiheitliche Emancipation eines, wenn auch kleinen Gemeinwesens praktisch thätig sein konnte, und für sie als Märtyrer dulden durfte, während die politische Freiheit in Huttens Seele nur als eine Idee lebte, für die seine Zeit und sein Vaterland nicht reif war. Wie der ritterliche deutsche Geistesheld, so war auch Bonivard gelegentlich nicht nur ein Mann der Feder, sondern auch des Schwertes und der raschen That. So zwang er einst, um die Befreiung eines, vom Lausanner Bischof gefangen gehaltenen Genfer's zu erlangen, einen, bei seinem Herrn beliebten Mönch mit gezogenem Dolche dazu, das Begnadigungsdekret für den Genfer bei seinem Bischof zu erwirken. Schärfer und schneidiger aber als sein Schwert, das ihn vor der Gefangenschaft nicht schützte, war sein mächtiges Wort, das man nicht in Kerkermauern zu schliessen vermochte. Die Liebe zur Freiheit und revolutionäre Denkart geht durch alle seine Schriften. Unterthan eines Fürsten, hält er doch treu zur Sache der Städter, ein Abkömmling des Adels will er doch von keinem andern Adel wissen, als dem der Seele. Gegen das, was man sonst Adel nennt, eifert er mit jener Leidenschaft, die immer von Zeit zu Zeit einzelnen erleuchteten Geistern das Mitgefühl mit dem Stande der Unterdrückten eingegeben hat. Die wilden Thiere und Raubvögel in den Wappenschildern der Adeligen hält er für allerdings charakteristische Abzeichen; denn, meinte er, sie selbst sind die schlimmsten aller Raubthiere. Epigrammatische Schärfe und treffender Witz traten oft in seinen Gedanken hervor, wie z. B. in der folgenden Strophe:

Quand seront heureuses provinces
Royannes, villes et villages?
Quand on fera sage les princes
Ou, qu'est plus court, princes les sage.

Es versteht sich, dass eine derartige Denkart nicht das Wohlgefallen eines Fürsten jener Zeit finden konnte. Karl III. von Savoyen schüttete das volle Maass seines Zornes auf einen Frei-

denker aus, den er als einen Renegaten seines Standes und Vaterlandes betrachtete. Als er mit einem Heereszug sich Genf näherte, musste Bonivard nach Freiburg flüchten. Aber verrathen von zweien seiner Begleiter, fiel er seinen Verfolgern in die Hände, und während zwei Jahren seiner Gefangenschaft in Grolée hatte er Zeit, darüber nachzudenken, was es hiess, sich den Zorn des Fürsten von Savoyen zugezogen zu haben.

Aber der Freiheit zurückgegeben, nahm er auch wieder den Kampf für die Freiheit auf. Freilich beschränkte er sich jetzt auf das religiöse Gebiet, indem er eifrig für die kirchliche Reformation eintrat, die er jedoch nicht in Calvin's tiefem Geiste durchgeführt wissen wollte. Mit dem Hofe von Savoyen suchte er dagegen, da er auch in Genf Anfeindung fand, eine Versöhnung anzustreben, und einflussreiche Freunde ermunterten und unterstützten ihn in diesen Bemühungen. Karl III. aber bereute jetzt, dem Opfer seines Zorns die Freiheit zurückgegeben zu haben, die reformatorischen Bestrebungen Bonivard's erregten ebenso seinen Unwillen, wie früher dessen Eifer für die politische Freiheit Genfs. Er beschloss das Verderben des Verhassten und er sandte zum zweiten Male seine Häscher aus.

Während einer Reise nach Lausanne fiel Bonivard ihnen in die Hände. In der Nähe von St. Catherine, auf dem Joratgebirge, sah er sich beim Austritt aus dem Gehölze plötzlich von Bewaffneten umgeben. Der Sire von Beaufort, Burgvogt von Chillon, stand an ihrer Spitze. Bonivard wollte versuchen zu entfliehen, aber sein Führer wandte sich plötzlich gegen ihn, zog ein Messer und schnitt den Riemen seines Schwertes ab, so dass dieses zur Erde fiel. Jeden Mittels zu seiner Vertheidigung beraubt, berief sich Bonivard vergeblich auf einen Geleitsbrief, den ihm der Herzog ausgestellt hatte, er wurde gebunden und gefangen nach Chillon geführt. Es war das Grab eines Lebenden, das sich ihm hier öffnete.

Fünf Jahre hielt es ihn eingeschlossen. Endlich schlug ihm die Stunde der Befreiung. Genf hatte die Hülfe des mächtigen Bern erlangt. Der Heerbann der beiden vereinigten Städte brach auch gegen die savoyische Seefeste auf. Die Genfer hatten zugleich zwei Barken und zwei Galeeren ausgerüstet, um auch von

der Wasserseite angreifen zu können. Als die kleine Flotille den Hafen der Stadt verliess, riefen tausend Stimmen nach: »*Sauvez Bonivard!*« — „Rettet Bonivard!“ — Am 29. März 1536 donnerten die Geschütze der Genfer von der Seeseite, die der Berner von Montreux und Villeneuve her. Der Kommandant, der sich einer so überlegenen Macht gegenüber nicht halten konnte, übergab schon am nächsten Morgen das Schloss. Die Genfer öffneten den Kerker. An einer Säule kauerte eine gebrochene Gestalt, die sich langsam aufrichtete.

— Bonivard, du bist frei!

— Und Genf?

— Auch Genf ist frei!

In Jubel wurde der Gerettete in die Stadt zurückgeführt, für deren Freiheit er fast sechs Jahre im Kerker geschmachtet hatte und in der er nun reich belohnt und hochgeehrt bis zu seinem Tode (1570) lebte.

Jene erste Frage, die der edle Märtyrer an seine Befreier richtete, ist charakteristisch für seine patriotische Gesinnung. Die eigene Wohlfahrt galt ihm nichts, wo es sich um die Wohlfahrt der *patria* handelte. Und Genf, das freie, emporblühende Gemeinwesen, war ihm Vaterstadt und Vaterland geworden.

Die Quelle, der wir folgen, berichtet, dass der Gefangene bei seiner Befreiung eine Zeit lang gar nicht zu wissen schien, was man mit ihm wollte; und dass er sich unempfänglich für das Glück zeigte, das ihm den Himmel wieder schauen liess; dass er, als man ihn aus dem Kerker führte, mit feuchten Augen und mit einem langen und tiefen Blick, dem Raume Lebewohl sagte, in welchem er so lange geweilt hatte. Er schien einem Menschen zu gleichen, der das väterliche Haus verlässt, so sehr hatte die Gewöhnung aus dem Kerker ihm eine heimische Stätte gemacht. Und sein Auge hatte sich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass ihn der Blick in das helle Tageslicht schmerzte.

Byron hat diesen tief psychologischen Zug, der uns die Macht der Gewohnheit lehrt, in seinem Gedichte beibehalten:

And half I felt, as they were come
To tear me from a second home.

Das Bild des Gefangenen umschwebt uns, auch nachdem wir seinen Kerker verlassen haben und die übrigen Räume des Schlosses durchwandern. Nach dem, was wir gesehen haben, hat Alles, was wir sonst noch sehen, nur geringes Interesse, weder die Folterwerkzeuge der hochnothpeinlichen Justiz, noch die schauerlichen Oublietten, in denen man die Gefangenen von Zeit zu Zeit verschwinden liess; weder das Schlafzimmer der Herzogin, das eine herrliche Aussicht über den See hat, noch der Beichtstuhl des Herzogs, der ihn allerdings recht oft hätte beschäftigen müssen. Ja, sogar ein Blick durch das Fenster führt uns wieder das Geschick des berühmten Gefangenen vor; dort liegt die kleine Insel, die er durch die Lücke seines Kerkers schaute. —

A small greenn isle, it seem'd no more
Scarce broader than my dungeon floor.

Dies liebliche kleine Eiland erinnert uns an einen der schönsten Gesänge des Gedichtes. Der Unglückliche hat sich Staffeln in die Mauern gegraben und er hebt sich an ihnen empor, um durch die kleine Lucke hinaus zu schauen in die sonnige Welt, von deren freien Gottesluft er abgeschnitten war!

Ich selbst ein Andrer, sah die Höh'n
Noch immer unverändert schön,
Ich sah den tausendjähr'gen Schnee
Und unten lag der weite See.
Die blaue Rhone sah ich fliessen
Und hörte über Felsgerölle
Die Bäch' in ungestörter Schnelle
Sich vom Gebirg herab ergiessen;
Ich sah das weisse Städtchen liegen
Und manches Boot vorüberfliegen.
Auch war ein kleines Eiland da,
Das lächelnd mir in's Antlitz sah,
Kein zweites war zu seh'n;
Ein grünes kleines Eiland, kaum
So gross wie meines Kerkers Raum;
Drei grosse Bäume standen dort,

Die Bergluft kühlte diesen Ort,
Ringsum des frischen Wassers Lauf
Und Blumen überall darauf
So duftig und so schön!

Diese im Original so ergreifende Stelle, wie treffend führt sie uns die Grausamkeit vor, diesen düstern Kerker gerade hierher in diese grossartige und dabei sonnig-heitere Natur zu versetzen, die vom Scheitel der Berge bis herab an das Ufer des See's der Hauch der Freiheit durchweht, wie kaum einen anderen Winkel der weiten Gotteserde.

Als Byron — so wird erzählt — aus dem alten Schlosse wieder heraustrat und den Heimweg einschlug, war er ausnehmend guter Laune. Pfeifend und singend wanderte er auf der breiten Strasse am Seeufer nach Clarens zurück und jedem Kinde, das ihm begegnete, schenkte er ein Geldstück. Von dieser Stunde an verliess ihn, so lange er hier am See weilte, das Bild Bonivard's, des Gefangenen von Chillon, nicht mehr. Aber erst nach und nach gewann in seiner schaffenden Phantasie das schöne Gedicht feste Formen, wie er sie denn innerhalb zweier Tage in dem Gasthof zum Anker in Ouchy, in dessen Nähe sich jetzt das weltbekannte Hôtel Beau-Rivage erhoben hat, in abgeschlossener Einsamkeit niederschrieb.

Was mag es gewesen sein, was den grossen Dichter damals in jene heitere Laune versetzte? — Wenn es heutzutage Schriftsteller gibt, die eine Flasche Wein aus dem Keller holen, wenn sie einen „Fund“ gethan haben, oder Schriftstellerinnen, die eine Theegesellschaft zum Besten geben, wenn sie einen interessanten Romanstoff aufgestöbert haben, über den sie dann mysteriöse Andeutungen von sich geben, so dürfen wir doch bei dem grossen Dichter nicht etwa dieselbe Freude voraussetzen, da seine fruchtbare Phantasie nicht auf derartige Glücksfälle angewiesen war. Nein, etwas anderes mag es gewesen sein, was ihn so heiter stimmte und so froh bewegte. Es ist ein wunderbares Gefühl, aus diesen dumpfen Kerkermauern wieder an das sonnige Tageslicht und in diese herrliche Natur herauszutreten. Unwillkührlich preist man sich glücklich, dass jene romantische Zeiten vorüber

sind, deren Zeugen noch der eiserne Ring dort an der Säule, die dunklen Oublietten und die schauerlichen Folterwerkzeuge sind; man athmet tief auf und fühlt sich leicht und froh, wenn man aus dieser moderigen Rüstkammer der Barbarei vergangener Zeiten wieder heraustritt in die frische freie Gottesluft.

Dieses Gefühl habe ich jedes Mal gehabt, so oft ich Chillon besuchte. Nur nicht das letzte Mal, als ich von ihm Abschied nahm. Das war an einem heitern Frühlingsmorgen des April, des südlichen Mai, die Sonne schien so hell durch die Lücken des Gefängnisses herein und der warme helle Schimmer des Frühlingstages lag so verklärend über der grauen Steinmasse des Schlosses, dass Alles mir einen fast freundlichen Eindruck machte, dass ich mich gern in dem sonst keineswegs wohnlichen Zimmer der Herzogin auch als Gefangener niedergelassen und eingerichtet hätte, wenn ich nur hätte bleiben dürfen. Aber — „es muss geschieden sein!“ Der alte Refrain jedes unserer Lebensabschnitte!

Und als mich am anderen Morgen der Zug donnernd durch den kleinen Tunnel von Clarens geführt hatte, sah ich und grüsste ich auch dich noch einmal, du altes, liebes Blonay, zu dem ich so oft emporgestiegen, von dessen Terrasse ich so oft auf dies glückliche Land herabgeschaut, von dem ich jetzt Abschied nahm.

Verklärt vom Lichte der schönsten Erinnerungen, so steht ihr vor meinem Geiste, ihr zwei Schlösser am Genfersee!

Das Eine in der Höhe, das andere in der Tiefe; das Eine auf den Felsen im See, das Andere auf den Felsen des Berges sich stützend; beide hoch aufstrebend mit gewaltigem Hauptthurm, beide umsponnen von Jahrhunderte altem Epheugeranke und umwebt von dem Zauber der Sage und Poesie, — so werdet ihr noch manchem Jahrhundert siegreich trotzen, Château Blonay und Château Chillon!

Die Einholung Christian's II. von Daenemark in Berlin.

(Am 24. Mai 1523.)

Von Wilhelm Grothe.

War es das schöne Frühlingswetter oder ein Volksfest, das die Bewohner der Geschwisterstädte Berlin und Kölln am Mittwoch den 24. Mai 1523 veranlasste, ihren Geschäften nicht nachzugehen, sondern sich sonntäglich geputzt in den Strassen zu drängen? Weder das Eine noch das Andere! Die Neugier hatte die Volksmenge aus ihren Häusern gelockt, denn Jeder wollte dem Einzuge Christian's II. beiwohnen, des vertriebenen dänischen Königs. Dass die Frauen und Töchter nicht daheimblieben, sondern ihren Männern und Vätern gefolgt waren, ist selbstverständlich, und trug viel zu den hübschen Gruppen bei, die sich gar zahlreich in der Georgenstrasse*) und vor der Burg gebildet hatten. Die Bekannten hatten sich zusammengefunden und erzählten sich, wie es gekommen, dass der Churfürstin Bruder seine Krone verloren habe.

---

*) Die Georgen- (jetzige Königs-Strasse) führte, von der langen Brücke, die damals noch bis zur Poststrasse reichte, zum Georgenthor, (in der Gegend der Königscolonnaden.) Vor der Burg: der jetzige Schlossplatz.

Lieber Leser, mische Dich mit mir unter die Neugierigen. Schau, dorthin wollen wir uns wenden, wo die grosse Strasse (jetzt die Breite genannt) mündet. Behagen Dir jene Menschen nicht? Sieh' nur den hochgewachsenen kräftig gebauten Mann, er gefällt Dir, das will ich beschwören. Freilich besitzt Hans Kohlhas keinen Adoniskopf, kein Gesichtchen von Milch und Blut, aber aus den dunkelblauen Augen leuchtet das Feuer des Verstandes und der Willenskraft. Die aufeinandergepressten Lippen deuten auf festen Sinn, die breite Stirn auf Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Noch haben Hass und Rache mit ihren scharfen Falten die Heiterkeit und das wohlgefällige Lächeln nicht verdrängt, welches sich leicht um den Mund auf die vollen Wangen gelagert hat. Liebreich sieht er auf sein holdes Weib, auf die Kinder herab.

Er ist einfach, aber sorgfältig gekleidet. Sein dunkelbraunes, eng anschliessendes Tuchwamms verbirgt nicht die athletischen Formen seines Körpers. Von eben dem Stoffe und der Farbe sind die bis zum Knie herabreichenden Beinkleider. Blaue Strümpfe, schwarze Schuh, ein Barett von Sammt vervollständigen den Anzug des Rosstäuschers (Pferdehändlers) der an Reichthum vielen kostbarer gekleideten voransteht.

Mit derselben Einfachheit und Sauberkeit wie ihr Gatte ist Frau Elsbeth angethan. Das ist ein Weib, wie es der Mann sich nur wünschen kann. Bescheidenheit, Hingebung, Liebe sprechen aus ihren Zügen, Sanftmuth strahlt aus dem milden Auge. Auf den Armen trägt sie ein Mädchen von kaum zwei Jahren, an der Hand hält sie einen Knaben, welcher wohl noch einmal so alt ist.

Wer ist der Bursche neben den Beiden? Das muss ein Hitzkopf sein. Wie herausfordernd blitzt das schwarze Auge, welch' ein Trotz liegt auf der emporgeworfenen Oberlippe. Er ist ungefähr um zwölf bis fünfzehn Jahre jünger als Kohlhas, der einzige Mann, welcher seine Achtung errungen zu haben scheint. Du hast Recht, Georg Nagelschmid, dein Meister ist ein Gigant gegen die ihn umgebenden Pygmäen. Klammere Dich fest an ihn, zwanzigjähriger Jüngling, theile mit ihm sein Geschick, schwarzlockiger Bursche! Mit ihm lebest Du fort und der Henker vermag Dein Gedächtniss nicht zu verlöschen.

„Sonderbar Hans," wandte sich Elsbeth an ihren Gatten, dass unser Churfürst es seiner Familie überlässt, einen so nahen Verwandten zu empfangen und in Berlin einzuführen. Ich meine, es hätte sich schon machen lassen, ihn, der so unglücklich ist, von Land und Leuten verjagt zu sein, selbst mit allen Ehren zu begrüssen."

„Liebes Weib," erwiederte Kohlhas, „unser Herr hat viele Geschäfte, welche er nicht des äusseren Wesens wegen vernachlässigen kann und darf. Was den Empfang und Willkommen betrifft, ist die Landesmutter, die Hausfrau ausreichend, wenn es zum Handeln kommt, wird Joachim seinem Schwager hülfreiche Hand bieten."

„Der Unglückliche hat nicht viel Freude," warf der Knecht des Rosstäuschers kopfschüttelnd ein.

„Was willst Du damit sagen, Georg?" fragte sein Herr in missbilligendem Tone. „Ich hoffe nicht, dass Du von unserem Regenten so gemein denkst, als wende er sich nach dem Winde und beurtheile das Recht nach dem glücklichen Ausgange."

Nagelschmied zuckte die Achseln.

„Meister," antwortete er „jedem Menschen ist der Lebende mehr werth als der Todte, und ich meine, dass ein Regent, der von seinem Volke vertrieben ist und demselben volles Recht dazu gegeben hat, als eine Leiche betrachtet werden muss. Auch sehe ich keinen Vortheil, wenn man sich in fremde Händel mischt"

„Fremde Händel, die eines Schwagers?"

„Allerdings," fuhr Nagelschmied fort; „denn mag der Christian auch der leibliche Bruder unserer guten Kurfürstin sein, an Gesinnung ist er es sicher nicht."

„Hoho! was der Bursche klug schnackt!" rief Kohlhas. „Da hast Du in der Bierstube von dem Blutvergiessen in Stockholm gehört und wilist nun Deine Weisheit auskramen. Wie oft habe ich Dir nicht gesagt, dass jedes Ding seine zwei Seiten hat. Wohl soll es furchtbar dort hergegangen sein, aber wie viel mag zugelogen werden?"

„Und gewiss wird das hier der Fall sein," schaltete Elsbeth ein, „man erzählt sich zu gräuliche Dinge, als dass sie wahr sein könnten."

„An jedem Gerede ist etwas Wahres," entgegnete Georg.

„Das wird Niemand leugnen, dass er den aufrührerischen Adel mit Hinrichtungen zu Paaren treiben wollte," sagte der Meister. „Die That, das Geschehene, wird weithin vernommen, nach der Ursache fragen aber die Thoren nicht. Das ist der Welt Lauf."

„Ja, ja, ich weiss," versetzte Nagelschmied, „dass der Dänenkönig bei Euch, Herr, einen Stein im Brette hat, weil er sich für den hochwürdigen Dr. Luther erklärt haben soll. Mir hat das auch gefallen, wie er unserm gnädigen Kaiser Carolus geantwortet: Lieber mögen meine drei Reiche zum Teufel fahren, als dass ich den Luther aufgebe!*)

„Und war das nicht schön gesprochen? zeigt das nicht von einem Herzen das auf dem rechten Fleck sitzt?" fragte Hans Kohlhas. „Aber nicht durch Worte allein hat er sich die Bischöfe und Pfaffen zu Feinden gemacht; er gab ihnen auch das Gesetz, dass kein Geistlicher liegende Gründe ankaufen dürfe, es sei denn, er habe ein Weib."

„Sollte darum vielleicht unser gnädiger und gestrenger Herr ihn nicht einholen?" bemerkte Elsbeth.

„Ich will es nicht glauben," antwortete der Rosstäuscher. „Joachim ist ein Mann, so etwas frei herauszusagen und mit Lügen nicht zu bemänteln, Ihr werdet sehen, dass unser Churfürst schon angreifen wird wenn's gilt."

„Was wird es helfen?" sagte Georg Nagelschmied, „die Schweden und Dänen werden sich den Vertriebenen nicht so mir nichts dir nichts auf die Nase setzen lassen. Der Gustav Wasa hat gezeigt, dass er ein Feldhauptmann ist, der sich nicht in ein Mauseloch zu verkriechen braucht, und das dänische Volk — —"

„Das Volk hat den Christian nicht verjagt," unterbrach ihn Kohlhas. „Das Volk hätte sich gehütet, seinen Schutz und Schirm gegen den Uebermuth der Edelleute und der Geistlichkeit selbst

---

*) Eigene Worte Christan's II., die er auch nach seiner Verjagung, und zwar Joachim I. von Brandenburg gegenüber, trotzdem, dass derselbe ein bekannter Widersager Luthers war und der König auf ihn seine grösste Hoffnung setzen musste.

zu zerbrechen. Bauer und Bürger haben durch seine Vertreibung nicht gewonnen, und wär' ich ein geborner Däne, ich liesse meine Stimme erschallen, dass Manchem die Ohren gellen sollten."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Ein Reiter im blauen silbergestickten Wamms sprengte von der Georgenstrasse über die lange Brücke. „Das ist Franz von Dolzig," hörte man hie und da erklären. „Der bringt die Nachricht, dass König Christian sich nahe. Nun wird man aufbrechen."

In der That war dies der Fall; denn kaum war der junge Edelmann zur Burg gelangt, so öffneten sich die Thore derselben, um den geschmückten Empfangszug erscheinen zu lassen.

Zwölf Trompeter, die in rothen Sammt gekleidet waren, ritten voran. Ihnen folgten die Herren von Schulenburg und Göze, diesen die Churfürstin Elisabeth und ihre beiden Söhne, die Markgrafen Joachim und Johann, denen sich eine Schaar von hundert Edelleuten anschloss, die sämmtlich ausgezeichnet beritten wären. Die prächtige Tracht der damaligen Zeit, die klaren, reinen Farben der Wämmser und Schauben (ein Ueberwurf mit weiten, aber kaum den Oberarm bedeckenden Aermeln, der oft mit dem theuersten Pelzwerk verbrämt war, die Schaube wurde nur im engsten Familienkreise abgelegt, wie der moderne Rock), die Gold- und Silberstickereien, womit damals ein ungemeiner Luxus getrieben wurde, machten den kleinen Zug in der That sehenswerth, dessen Schluss eine Rolle Leibtrabanten bildete.

Elisabeth war 1523 eine Frau von 37 Jahren, deren elastische hohe und schlanke Gestalt aber sie eher noch jünger erscheinen liess. Ihre Gesichtszüge drückten Milde und sanfte Freundlichkeit aus und gewannen, obschon fern davon regelmässig oder schön zu sein, die Herzen der Menschen. Die Einfachheit liebend, war die Churfürstin selbst heute nicht in Purpur und Hermelin gekleidet, eine kornblaue, silbergestickte Sammtrobe musste deren Stelle vertreten.

„Unsere Churfürstin ist doch eine hübsche Frau," flüsterte die Gattin des Rosstäuschers diesem zu. „Wie herablassend sie grüsst!"

„Sie hat gar nichts fürstliches," meinte Georg Nagelschmied mit tadelnder Miene.

„Thor!“ entgegnete Kohlhas; wäre es vielleicht besser, wenn sie sich blähte wie ein alberner Pfauhahn?“

„Zwischen einem Pfau und einem Spatz liegen viele Mittelstufen,“ bemerkte der Bursch, welcher dann aber fast unwillkürlich in das Beifallsgeschrei einstimmte, welches Elisabeth und ihre beiden Söhne, die künftige Hoffnung des Landes, begrüsste.

Ueber Kohlhase's Gesicht flog ein spöttisches Lächeln, welches aber sogleich wieder verschwand, als er bemerkte, wie das Ross des zehnjährigen Prinzen Johann stutzte, sich auf die Hinterbeine stemmte, den Kopf emporhob und die Ohren anlegte. Schon ein weniger geübtes Auge hätte bemerken können, dass die Kraft eines Knaben diesem Pferde nicht gewachsen war. Mit scharfen Blicken verfolgte der Rosstäuscher die Bewegungen von Thier und Reiter. So bemerkte er, dass der junge Markgraf die Seiten des störrigen Hengstes spornte. Das war nicht die Art um das Thier zum Gehorsam zu bringen. Hoch auf bäumte es sich, dass der Prinz das Gleichgewicht verlor und stürzte. Dabei sass sein Fuss im Steigbügel fest und sein Kleid an einer Verzierung des Sattels, so dass der Knabe geschleift werden musste, wenn das Pferd dahinsprengte. Aber dies vermochte sich kaum zum Sprung anzuschicken, als es von einer starken Hand ergriffen ward. Vergebens suchte es den Bändiger loszuschütteln, schon nach wenigen Minuten fruchtloser Anstrengung fügte es sich dem Willen seines Besiegers und stand ruhig und erschöpft.

Elisabeth hatte laut aufgeschrieen, als sie die Gefahr ihres Sohnes erblickte, und rasch sprang sie von ihrem Zelter herab. Es wäre ihr dabei fast eben so ergangen, als jenem, denn auch sie blieb hängen, während sich ihr Pferd durch die ungewohnte Bewegung zum Sprung anschickte: aber auch hier, ehe es denselben unternehmen konnte, war der Retter nahe. Der Kurprinz hatte durch eine rasche Ergreifung des Zügels die Gefahr verhindert. Zugleich schwang sich der Burggraf von Dohna von seinem Rosse und beeilte sich, der Herrscherin zu Hülfe zu kommen, während der Ritter Schenk von Teupitz den jungen Markgrafen aus seiner gefährlichen Lage befreite*).

*) Die beiden Vorfälle bei der Einholung Christan's die das Leben der Kurfürstin und ihres jüngsten Sohnes bedrohten, erzählt Loccelius.

Johann hatte trotz seines Knabenalters die Besinnung nicht einen Augenblick verloren. Er biss sich aus Scham auf die Lippen, dass ein Ross ihn vor den Augen so vieler Menschen abzuschütteln vermocht hatte.

„Das ist ein unleidliches, störriges, schlechtes Pferd," machte sich sein jugendlicher Unwillen Luft, als er wieder auf den Füssen stand.

„Das ist es nicht," erwiderte der Ritter Schenk*) in dem festen, ihm eigenen Tone. „Der Braune ist gut zugeritten und ein prächtig Thier, wenn man ihn nur zu behandeln weiss. Für einen Knaben freilich passt er nicht und sollte dieser Knabe auch mein durchlauchtigster Markgraf Hans sein."

Johann blieb keine Zeit zur Erwiderung, da schon die Kurfürstin auf ihn zueilte und ihn mit einem dankenden Blicke gen Himmel in die Arme schloss. Man konnte sich aber bei der Umarmung nicht lange verweilen; denn Achim von Arnim, der würdige Geheimrath Joachim's I. trat heran und machte darauf aufmerksam, dass es passender sei, den Zug wieder in Ordnung zu bringen, als auf offener Strasse sich dem Affect zu überlassen.

„Seine Majestät**) der König von Dänemark muss das Thor bald erreicht haben," setzte er erinnernd hinzu.

Somit war kein Augenblick zu verlieren, und von dem Kurprinzen Markgrafen Joachim begleitet, begab sich Elisabeth wieder zu ihrem Zelter, während Kohlhas, der keinen Augenblick an Lohn gedacht hatte, sich schon an der Seite seines Weibes befand. — —

Eine Stunde mochte verflossen sein, da tönte in der Georgenstrasse der Ruf: „Sie kommen!" Die Hintenstehenden reckten die Hälse empor und erhoben sich auf den Fussspitzen, um über die ersten Reihen hinwegzusehen.

Freilich war es nichts Neues Fürsten und Herren in Berlin zu erblicken, aber ein König, wenn auch nur ein entthronter, hatte

---

*) Dieser Schenk von Taupitz war es auch, welcher dem Ablasskrämer Tetzel im Walde zu Jüterbog seine Kasse abnahm, nachdem er (Schenk) sich vorher für eine zubegehende Sünde Ablass gekauft hatte.

**) Der Titel „Majestät" war durch Karl V. in Deutschland eingeführt worden. Früher wurde der Kaiser selbst mit „Gnaden" angeredet.

seit Karl IV.*) das Weichbild der beiden Geschwisterstädte nicht beschritten. Ausserdem hatte man von Christian II. so viel gehört, dass die höchste Neugier, eine Eigenheit des Berliners, gewiss verzeihlich war.

Die Erwartungen der meisten wurden getäuscht. Man hatte geglaubt, dass ein König, mochte er auch aus seinen drei Reichen vertrieben sein, sich mit Krone und Hermelinmantel darstellen müsse. Christian war dagegen höchst einfach gekleidet. Auch zeigten seine Züge keinen Wiederschein von dem Stockholmer Blutbade, in welchem er 94 angesehene Schweden hatte hinrichten lassen; sie waren edel und würdevoll und deuteten auf geistige Begabung. Die hohe Gestalt verrieth in ihren Bewegungen Elasticität und Stärke. Schade, dass seiner körperlichen Gewandtheit nicht die volle Grazie zur Seite stand.

Der enthronte Monarch ritt neben der Kurfürstin, seiner Schwester, mit der er, ohne sich um das gaffende Volk zu kümmern, angelegentlich und eifrig sprach.

In der Gegend des Rathhauses machte sie ihn auf die Menge aufmerksam. „Du hast Recht Schwester, man muss sie grüssen," sagte Christian, einen prüfenden Blick auf die Gaffer werfend. „Vielleicht," dachte er, „kann mir die Gunst dieser Städter Vortheil bringen," und er winkte freundlich rechts und links mit der Hand.

Derjenige, welcher Aufsehen erregt, kann durch eine Kleinigkeit, durch ein freundliches Wort, durch eine huldvolle Miene die Herzen der Meisten unter ihm stehenden Menschen gewinnen. Der gewöhnliche Mann wird leicht hingerissen, und je grösser der Abstand, desto weniger Mühe bedarf es, ihn für sich einzunehmen. Wenn der dänische König es verstanden hätte, die Herzen, welche er in einem Augenblicke zu erobern wusste, auch festzuhalten und auf immer an sich zu ketten, nimmer hätte er seinen drei Reichen den Rücken zugewendet. So aber entfremdete er sich die Gemüther der Gewonnenen durch Extreme, woran weniger sein Cha-

---

*) Karl der IV., deutscher Kaiser und König von Böhmen, verwaltete von 1373—78 für seinen unmündigen Sohn Wenzel die Mark Brandenburg. Seine Regierung war ein Balsam für das unter dem Geschlecht der Wittelsbacher fast zu Grunde gerichtete Land.

rakter noch seine geistigen Anlagen schuld waren, als die vernachlässigte Erziehung, welche ihm in seiner Jugend zu Theil geworden, und die als Grund seiner Fehler angesehen werden muss.

Es ist zur allgemeinen Gewohnheit geworden, sich von dem Gedächtnisse Christians II. mit Schauder zu wenden, ihn in einen Rang mit Nero und Busiris zu stellen, ihn einen Bluthund zu schelten, des Teufels angenehmes Schoosskind. Es ist wahr, dass er seinen Plänen und Unternehmungen Hunderte, ja Tausende zum Opfer gebracht, dass er sich despotisch und grausam zeigte; aber ebenso wahr ist es, dass er oft Gefühle bewährte, die der Hölle nicht angehören. Niemand kann die schrecklichen Scenen fortleugnen, mit denen er sich Schweden zu unterwerfen gedachte, Niemanden wird es einfallen die Wirkungen seiner wilden Rache, seiner ungezähmten Wuth zu verneinen; doch dem schärferen Auge kann es nicht entgehen, dass eine solche Politik und die schändlichen Creaturen, welche so häufig den Thron umgeben, den grössten Theil der Schuld tragen, dass der Keim zu jenen furchtbaren Nachtstücken in der Erziehung zu finden ist. Hätte Christian einen weisen Vater besessen, so strahlte sein Name mit Demantschrift auf den Tafeln der Geschichte, und die Nachwelt würde ihn den Grossen und nicht den Bösen heissen. So gingen freilich die herrlichen Eigenschaften zu Grunde, welche im Stande gewesen wären, ein Volk zu beglücken, ja wurden die Ursache des Fluches, welcher den unseligen Monarchen bis zu den fernsten Zeiten brandmarkte.

Die freundlichen Grüsse Christian's hatten Berliner und Köllner bis zu einem Grade bezaubert, dass man ihm von allen Seiten begeistert zujauchzte. Niemand hätte an dem Abend des 24. März in der Bierstube wagen sollen, den dänischen König zu lästern; die Bewohner der Geschwisterstädte hatten ihn zu ihrem Lieblinge erwählt, und die Berliner lassen bis auf den heutigen Tag einen Gegenstand ihrer Gunst nicht bemäkeln.

Aus dem Leben eines Hofnarren.

Culturgeschichtliche Skizze

von

Wilhelm Girschner.

Die Sitte, dass geistliche und weltliche Grosse sich an ihren Höfen besondere Spass- und Lustigmacher, sog. „Hofnarren“ hielten, wodurch also, bezeichnend für die Derbheit der Sitten an diesen Höfen, die Narrenschaft zu einem förmlichen unentbehrlichen Hofamte erhoben wurde, reicht weit über das Mittelalter hinaus. Kein Reichstagsbeschluss, deren im sechzehnten Jahrhunderte mehrere darüber gefasst wurden, dieses seltsam widrige Amt abzuschaffen, vermochte darin etwas zu ändern. Uebrigens gehören in die Kategorie der Hofnarren nicht blos derbe, plumpe Spass- und Lustigmacher mit Kappe, Schellen und Pritsche, sondern auch durch Geist und Witz sich besonders hervorthuende Leute, denen ihre Herren das Vorrecht zugestanden hatten, durch Witz und beissende Ausfälle die Gesellschaft und die Laster ihrer Zeit ungestraft geisseln zu dürfen. Solche Narren haben zu keiner Zeit an den Höfen gefehlt, und sie haben ihre Stellung meist auf eine wohlthätige Weise ausgebeutet.

Unter den deutschen Höfen hat der kursächsische am längsten, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, besoldete Hofnarren gehalten, während am russischen Hofe das Narrenwesen damals noch in seiner Blüthe stand und Peter der Grosse noch so viele Narren hatte, dass er sie in verschiedene Klassen theilte.

Das Leben vieler Hofnarren bietet eine Menge interessanter, für das Treiben dieser Leute wie für die Sitten und Anschauungen ihres Zeitalters bezeichnender Züge dar, so dass wir das Interesse unserer Leser für uns zu haben glauben, wenn wir nachfolgend den Lebenslauf und die witzigen Einfälle und Aussprüche eines solchen, der zur Klasse der besseren gehörte und in der letzten Hälfte des sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts am kursächsischen Hofe figurirte, mittheilen.

Friedrich Taubmann wurde am 15. Mai 1565 in dem Städtchen Wonsees bei Baireuth geboren, wo sein Vater Schuster, später Bürgermeister war. Er verlor seinen Vater frühzeitig und bekam einen Schneider zum Stiefvater, der ihm sein Handwerk lehren wollte; da aber der Knabe grosse Neigung zum Studiren zeigte, so hinderte ihn der Stiefvater nicht daran, sondern schickte ihn mit seinem ganzen väterlichen Erbgut, welches aus 30 Groschen bestand, auf die Gelehrtenschule nach Culmbach. Hier musste er vier Jahre lang als ein armer Currentschüler seinen Unterhalt mit Singen vor den Thüren reicher Leute suchen. Doch dessenungeachtet entwickelten sich hier schon seine Talente, besonders sein Hang zur lateinischen Poesie sehr zeitig. Ebenso zeigte er bereits bei verschiedenen Gelegenheiten Proben seines lustigen, aufgeweckten Humors, der ihn später so berühmt und beliebt machte.

Als ihn der Rektor, da er zur Schule gebracht wurde, mit noch zwei andern Knaben examinirte und unter anderm auch fragte, welcher von ihnen der muthwilligste Bube sei, antwortete er: „Unter uns allen ist einer so gut als der andere.“ Nach einem Jahre fragte derselbe Rektor den kleinen Taubmann, ob er auch wisse, was ein Schulrektor sei, und erhielt von ihm auf lateinisch zur Antwort: „Ein Rektor ist eine öffentliche Person, welche unter Geseufze und unter Geräusch ihre Pflicht erfüllt.“ Diese Antwort fand der Rektor so gut und treffend, dass er versicherte: „Aus diesem Knaben wird Etwas werden.“ — Als er eines Tages bei harter Winterzeit in einer elenden leichten Kleidung als Currentschüler vor dem Hause des Bürgermeisters in Culmbach sang und von diesem gefragt wurde, ob ihn denn nicht friere? antwortete er: „Nein, denn ich trage alle meine Werktags- und Festtagskleider!“ Diese Antwort gefiel dem reichen Bürgermeister so sehr, dass er den Knaben von Kopf bis zu Fuss neu kleiden liess. — Einem reichen Handwerker kam er, um Almosen bittend, zu oft vor die Thüre, so dass dieser darüber ärgerlich wurde und es dem Knaben endlich deutlich zu verstehen gab. „Mein lieber Meister,“ erwiederte der kleine Taubmann, „es sollte Euch lieb sein, dass ich hier sitze, denn ich weiss, dass Ihr's geben könnt; und ist es nicht überhaupt für Euch besser, ich sitze vor Eurer als Ihr vor meiner Thüre?“ — Im Jahre 1582 brachte ihn sein Stiefvater auf das neuerrichtete Gymnasium zu Heilsbronn. Auch hier zeichnete er sich durch seine poetischen Talente und witzigen Antworten sehr aus, wesshalb ihm der damals berühmte Dichter Homagius einen Lorbeerkranz, den er selbst erhalten, einst im Scherze auf das Haupt setzte. — Der Abt des Klosters Heilsbronn fragte ihn einmal, was er

von dem Kleeblatte Catullus, Tibullus und Propertius (drei altrömische Dichter) halte? „Gar viel," antwortete er. — „Was?!" sagte der Abt, „gar viel?" „Ja," entgegnete Taubmann, „allerdings halte ich viel davon, denn sie sind die allerbesten Autoren, nämlich zarte Gemüther zu verderben." Diese Antwort erwarb ihm das Wohlwollen des Abtes. — In der Schule zu Heilsbronn war in einer Klasse ein Primus, der Weiss, und ein Ultimus, der Wenig hiess. Von diesen beiden pflegte Taubmann zu sagen: „Unser Primus und Ultimus weiss wenig." — In den Ferien auf Besuch zu Hause, machte er mit seinem Stiefvater einen Ausflug zu einem Verwandten auf dem Lande, der Cantor war. Dieser wollte sehen, ob der junge Student auch etwas gelernt habe, und frug ihn unter anderem auch: „Was ist der Mensch?" (Er wollte eigentlich damit sagen, was der Mensch für ein Wesen wäre, und wie er beschrieben würde). Taubmann aber ärgerte sich über diese dumme Frage und gab mit Bezug auf die bekannte Stelle im 8. Psalm schnell zur Antwort: „dass Du seiner gedenkest." — Unweit Heilsbronn lag damals ein Jesuitenkloster, an dessen Eingang die lateinische Inschrift prangte: „Esca datur gratis" (Essen wird unentgeltlich verabfolgt). Als Taubmann diess las, schrieb er darunter: „Monachis de stercore natis" (an die aus Mist entstandenen Mönche).

Im Jahre 1592 bezog Taubmann die hohe Schule zu Wittenberg, wo er sich durch gründliches Wissen, durch frohen und heiteren Lebensmuth, sowie durch sprudelnden Witz dermassen hervorthat, dass er schon nach drei Jahren die Professur der Dichtkunst und schönen Wissenschaften an dieser Universität erhielt. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode, 24. März 1613, mit Ehre und Beifall bekleidet und

sich während desselben durch seine Schriften grossen Ruhm erworben. Wegen seiner Fertigkeit im Dichten aus dem Stegereife und seines heitern Humors, der sich in lustigen Streichen und Scherzreden erging, war er nicht allein bei seinen Amtsgenossen und den Studenten sehr beliebt und fand in den höheren Kreisen der Gesellschaft freundliche Aufnahme, sondern ward auch häufig an den kurfürstlichen Hof nach Torgau oder Dresden gerufen, um dort als Hofnarr zu figuriren. Dort belustigte er allgemein durch seine Scherzreden und witzigen Einfälle, ohne sich jedoch zum gewöhnlichen Spassmacher und plumpen Schmeichler zu erniedrigen, oder zur allgemeinen Zielscheibe des Witzes herzugeben, sondern er behauptete stets Anstand und Würde und blieb seinem biedern geraden Charakter getreu.

Es sind uns eine Menge seiner witzigen Einfälle und Aussprüche aufbehalten, von denen wir noch einige mittheilen wollen.

Als ihn der Kurfürst Christian II. einst zur Tafel geladen hatte, nahm Taubmann während derselben ganz ungenirt zwei gebratene Rebhühner von der Schüssel, wickelte sie in Papier und steckte sie in die Tasche. „Ei, ei, Herr Professor,“ sagte der Kurfürst, als er es bemerkte, „Ihr sollt nicht sorgen, was Ihr essen werdet!“ „Ganz recht,“ entgegnete Taubmann, „ich will auch nicht sorgen; und darum eben stecke ich die Rebhühner in meine Tasche.“

In einem strengen Winter war ihm sein Holzvorrath ausgegangen. Um wieder zu Holz zu kommen, ersann er eine List. Er liess bei dem Kurfürsten um Audienz bitten, da er aber gerade in dieser Zeit wegen irgend eines Vorfalls bei diesem in Ungnade gefallen war, so ward ihm die Audienz verweigert. Taubmann liess sich nochmals beim

Kurfürsten mit der Bitte anmelden, ihm nur auf ein einzig Wort Audienz zu geben. Auf Verwendung anderer anwesender fürstlicher Personen, die neugierig waren, worin denn dieses einzige Wort bestehe, bewilligte ihm der Kurfürst seine Bitte. Getrost trat Taubmann in das fürstliche Gemach, machte eine tiefe ehrerbietige Verbeugung und blieb dann stehen, ohne ein Wort zu reden. Nach einer guten Weile fragte ihn der Kurfürst: „Taubmann, was ist Dein Begehr?“ Der Professor machte abermals eine tiefe Verbeugung und erwiederte: „Holz!“ Der Kurfürst und alle Anwesende brachen in ein herzliches Gelächter aus, und Taubmann erhielt nicht nur einen ansehnlichen Vorrath an Holz, sondern auch noch Geld zu einem warmen Fuchspelz. —

Einst frug ihn der Kurfürst bei der Tafel, was die Studenten zu Wittenberg machten. Taubmann that, als ob er es nicht höre, ass unbekümmert weiter und trank einige Becher Weins hastig hinter einander aus. Dann stand er plötzlich auf und begab sich in den Schlosshof. Hier fing er an zu schreien und zu krakehlen, schlug mit seinem Galanteriedegen auf die Pflastersteine, dass die Funken umherstoben, und warf zuletzt noch einige Scheiben im Speisesaal ein, so dass die ganze Gesellschaft erschrocken an die Fenster lief, um nach der Ursache dieses fürchterlichen Skandals zu sehen. Die Dienerschaft meldete, es sei Taubmann, der diesen Skandal verursache, und dieser erschien alsbald ganz unbefangen wieder im Saale. Der Kurfürst frug ihn unwillig, was dieser Unfug bedeuten solle. „Auf meines gnädigsten Kurfürsten und Herrn Befehl,“ entgegnete Taubmann, „habe ich nur gezeigt, wie es die Studenten zu Wittenberg zuweilen zu machen pflegen.“ —

Einst trank ihm der Kurfürst bei Tafel mit den Worten

zu, indem er ein Goldstück in den Becher warf: „Taubmann, wenn Du einen lustigen deutschen Vers aus dem Stegreife hierzu machen kannst, sollst Du das Goldstück haben!“ Der Professor besann sich nicht lange, nahm den Becher, trank ihn aus und sagte, indem er das Goldstück aus demselben herauslangte:

„Zwei Götter können sich im Glase nicht vertragen;
Geh', Plutus, du in meinen Sack und Bacchus in den Magen.“

Damit steckte er das Goldstück ein und gab dem Kurfürsten den leeren Becher zurück. —

Taubmanns Lieblingssprüchwort war: „Die Mittelstrasse ist die beste,“ und er pflegte dasselbe bei jeder nur passenden Gelegenheit anzubringen. Man suchte ihn desshalb oft mit seiner „Mitte“ zu vexiren. So hatte einmal der Kurfürst-Administrator Friedrich Wilhelm ihn nebst einigen seiner Studenten zur Tafel geladen. Hier wurden ihnen ihre Plätze in der Mitte des Tisches angewiesen, und als die Speisen aufgetragen wurden, fanden sie die Schüsseln, welche man ihnen vorsetzte, zu ihrem nicht geringen Verdrusse leer. Taubmann, der wohl merkte, worauf dies ziele, machte sogleich folgenden Vers aus dem Stegreif:

„Man ruft mich zwar an Hof zur Tafel, mitzuessen;
Vollauf ist da und dort, doch hat man mich vergessen;
Ich ändre meinen Spruch und sag': Es ist nicht wahr,
Dass, wer die Mitte hält, sei ohne all' Gefahr!“

Dieses Gedicht gefiel dem Kurfürsten so gut, dass er Taubmann sogleich neben sich setzen liess.

Trotzdem liessen die Hofkavaliere nicht nach, Taubmann wegen seiner „Mittelstrasse“ oft und viel zum Besten zu haben. Dieser aber suchte, um sich endlich Ruhe vor ihnen zu verschaffen, Rache zu nehmen. Er liess sich zu diesem

Zwecke einen grossen Sack aus schwarzgefärbter Leinwand machen, füllte ihn zur Hälfte mit Kienruss und nagelte ihn, die Oeffnung nach oben, in den Schlauch des geheimen Ortes, den die Cavaliere benutzten. Dieses gab, wie die Chronik sagt, in der Folge Veranlassung, dass jene Cavaliere zu Hofe mit ihrer Posteriorität mehr leiden mussten als Taubmann mit seiner Mediocrität.

Durch diesen Possen aufgebracht, suchten die Cavaliere Gelegenheit, auch ihrerseits dem schalkhaften Professor einen zu spielen, der ihn empfindlich verletzen sollte. Es wollte ihnen aber lange nicht gelingen, auf irgend eine Art an ihn zu kommen; endlich meinte einer, man sollte sehen, wie man ihn um seinen schönen Bart brächte, auf den er so viel halte, dies möchte wohl seine empfindlichste Seite sein. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, selbst bei dem Kurfürsten, den man mit zu Rathe zog. Um am besten den Zweck zu erreichen, entschlossen sich alle Cavaliere, sogar der Kurfürst, sich den Bart vollständig abnehmen zu lassen. Taubmann musste wohl oder übel ihrem Beispiele folgen, so sehr er sich auch anfangs dagegen sträubte; doch liess er sich seinen schönen Bart nur unter der ihm zugestandenen Bedingung abnehmen, dass ihm sämmtliche abgenommenen Bärte als Eigenthum überlassen würden. Er sammelte nun die ihm überlieferten Barthaare sorgfältig, liess sich einen kostbaren Sattel fertigen, ihn mit sämmtlichen Bärten polstern und verehrte ihn dann dem Kurfürsten als eine Seltenheit. Dieser Sattel soll als Curiosum in die damalige Kunstkammer nach Stuttgart gesendet worden sein, da er in der That wohl der einzige Sattel in der Welt ist, der mit Barthaaren von Fürsten, Edelleuten, Doktoren und Professoren ausgepolstert worden.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle machte Taubmann an einem schönen Nachmittage in dem fürstlichen Lustgarten einen Spaziergang. Eben hatte er sich hinter ein dichtes grünes Gesträuch gelegt und hing seinen Gedanken nach, als ein Hofcavalier — es war zufällig gerade jener, der die Idee des Bartabscheerens gehabt hatte — mit einer Hofdame des Weges daher kam. Sie schienen in einem interessanten und eifrigen Gespräch begriffen und standen in der Nähe von Taubmanns Versteck, welches ihn so verbarg, dass sie ihn nicht gewahrten, stille. Er konnte jedes Wort ihres Gesprächs vernehmen. Unter anderem zärtlichen Geplauder verabredeten sie auch, dass derjenige, welcher zuerst eine Erdbeere finde, die eben erst zu reifen begannen, von dem andern zur Belohnung einen Kuss erhalten solle. Die Dame, diese Belohnung eben nicht suchend, bemühte sich auch nicht sonderlich nach einer Erdbeere; der Cavalier dagegen ging mit allem Eifer danach aus, eine solche zu finden, und siehe da, nicht umsonst. Entzückt über den Fund einer prachtvollen Erdbeere, wollte er die Dame sie eigenhändig pflücken lassen, und um die Stelle wieder finden zu können, warf er seinen Hut darüber und eilte hinweg seine Dame aufzusuchen und ihr den köstlichen Fund zu melden. Taubmann hatte dies Alles gesehen, und es bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit dar, sich für den Possen mit dem Bartabscheeren zu rächen. Dabei kam noch ein anderer Umstand seinem Vorhaben zu Hülfe, indem er auf einem der nicht weit von ihm befindlichen Mistbeete einige Rossäpfel bemerkte. Geschwind lief er hin, nahm einen derselben, stellte ihn sodann, auf einem kleinen Stöckchen befestigt, an Stelle der schönen Erdbeere, die er abpflückte, deckte den Hut sorgfältig wieder darüber und kehrte in sein Versteck zurück. Kaum hatte

er seinen Posten wieder eingenommen, als der Cavalier mit seiner Dame herbeikam, ihr mit unendlich vergnügtem Gesichte den Hut zeigte, unter welchem sie eine prachtvolle Erdbeere finden würde, und sie zugleich bat, sie mit ihren zarten Händen selbst zu pflücken. Neugierig nahm die Dame den Hut weg, warf ihn aber, als sie die vermeintliche Erdbeere erblickte, voll Abscheu ihrem Begleiter in's Gesicht und lief davon, diesen seinem stummen Erstaunen überlassend Taubmann aber, der von seinem Versteck aus Alles deutlich hatte beobachten können, konnte sich nur mit Mühe eines lauten Gelächters enthalten. —

So zahlte Taubmann jeden ihm gespielten Possen heim. Ebenso lohnte er auch denjenigen, die ihn zu schrauben und zu vexiren suchten. Den Cardianal Clesel, der ihm einst bei der kurfürstlichen Tafel allerlei sonderbare Fragen vorgelegt hatte, die er aber sämmtlich witzig und treffend zu beantworten gewusst, fragte er selbst darauf, ob er auch wisse, wie man 150 Esel mit einem Worte schreiben könne? Der Cardinal wusste keine Antwort auf diese Frage zu geben. „Nun," sagte Taubmann, „so will ich es Euer Eminenz lehren," und bat den Cardinal, seinen eigenen Namen mit Kreide auf den Tisch zu schreiben, und zwar mit lauter lateinischen Anfangsbuchstaben. Der Cardinal that dies bereitwillig und schrieb in Gegenwart des Curfürsten CLESEL auf den Tisch. Sobald dies geschehen war, sagte Taubmann zum Kurfürsten: „Da sehen Ihre fürstliche Durchlaucht in diesem einzigen römischen Cardinal CLesel 150 Esel." Der Cardinal ärgerte sich über diesen Streich dermassen, dass er sich sogleich wieder nach Wien begab. —

Einst führte Taubmann auch mit der Kurfürstin einen sinnreichen Schwank auf. Diese wollte seine Frau persön-

lich kennen lernen und wünschte, dass sie desshalb zu ihr nach Dresden käme. Taubmann dankte für die grosse Ehre, bemerkte jedoch, dass seine Frau dermassen taub sei, dass man alle Worte, wenn sie dieselben verstehen solle, laut schreien müsse. Nichts destoweniger beharrte die Kurfürstin bei ihrem Wunsche, und Taubmanns Frau müsste vor ihr erscheinen. Zu dieser, als sie in Dresden angekommen war, sagte ihr Gemahl, sie solle sich durchaus nicht einschüchtern lassen, die Kurfürstin sei eine äusserst liebenswürdige Dame, nur habe sie das Unglück, taub zu sein, man könne daher nur durch lautes Schreien sich ihr verständlich machen. Als die Frau Professorin nun vor die Kurfürstin gelassen ward, ging es an ein fürchterliches Schreien von beiden Seiten, und jeder Theil wunderte sich über den andern, dass er ihn so laut anschreie. Doch die Sache klärte sich bald auf, und dieser Schwank gefiel nicht nur dem Kurfürsten, sondern ergötzte auch die Kurfürstin dermassen, dass sie sich, wie die Chronik erzählt, vor Lachen in's Bett legen musste.

Auch ausserhalb des kurfürstlichen Hofes führte Taubmann manchen lustigen und witzigen Streich aus. Einmal ward er von einigen guten Freunden heimgesucht, die in der löblichen Absicht gekommen waren, einen Schmaus bei ihm zu halten. Der Professor bewirthete sie auf das zuvorkommendste und freundlichste. Der Famulus musste wacker auftragen, und man blieb fröhlich und guter Dinge bis zum späten Abend beisammen. Als endlich die Gäste aufbrechen wollten und nach ihren Mänteln riefen, die ihnen der Famulus abgenommen hatte, sagte Taubmann zu ihnen: „Lieben Freunde, da verlangt ihr für jetzt zu viel! Eure Mäntel befinden sich zur Stunde bei dem Wirth auf dem Stadtkeller versetzt, ich habe euch hiefür wacker traktirt, und ihr könnt

sie nach Belieben morgen wieder einlösen, wobei ich recht gern als Zeuge fungiren will!“ Anfänglich sahen sich die Herren verblüfft einander an, mussten aber doch bald über den Schwank ihres listigen und lustigen Wirthes in ein helles Gelächter ausbrechen. —

An einem finstern Winterabend ging eine Schaar fideler und „angesäuselter“ Studenten schreiend und tobend an Taubmanns Wohnung vorbei. Die sollen mir einen guten Dienst leisten, dachte der Professor, der an Stelle seiner schadhaften alten Fenster in dieser Winterszeit gern neue gehabt hätte, aber die Ausgabe dafür scheute, schlüpfte zur Hinterthür auf die Strasse hinaus und schloss sich dem tollen Studentenhaufen an, ohne dass er jedoch bemerkt und erkannte wurde. „Wollen wir nicht dem Professor Taubmann, dem Kameel, seine alten Fenster mit Schneebällen einwerfen,“ sagte er zu einigen Studenten, seine Stimme verstellend; „das wäre wohl lustig!“ Sogleich machte er auch selbst den Anfang und warf einige Scheiben ein. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Bombardement seitens der Studenten auf Taubmanns Fenster, die in kurzer Zeit fast gänzlich zertrümmert waren. Während dessen sah sich Taubmann, im Dunkeln versteckt, beim Scheine seiner erleuchteten Fenster die einzelnen Studenten genau an und merkte sie sich; dann schlich er unbemerkt in sein Haus zurück. Am folgenden Tage liess er sämmtliche beim Fensterbombardement betheiligten Studenten vor den Rektor magnificus citiren, wo sie zwar anfangs leugneten, endlich aber doch ihre Schuld eingestanden. Der Rektor legte ihnen daher auf, die Fenster auf ihre Kosten herstellen zu lassen. Auf diese Weise sah sich Taubmann bald im Besitze besserer Fenster als zuvor, ohne dass sie ihm etwas kosteten. —

Noch lange lebte das Andenken des lustigen und witzigen Taubmann in Wittenberg und am kursächsischen Hofe fort. Seine witzigen Einfälle und Aussprüche sind mehrfach gesammelt erschienen. Das ausführlichste Werk der Art, das auch seine Lebensgeschichte enthält, erschien zu Kopenhagen i. J. 1675 unter folgendem Titel: „Gläntzende Taubenflügel, das ist ausführlicher Bericht von dem Leben und Todt Herrn Friedrich Taubmann's, aufgesetzt von Friedrich Brandt, Predigern zu Svenning bei Glorup".

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Polko, Elise, 1823-1899

Blüthen und Perlen deutscher Belletristik

München [1873]
P.o.germ. 130
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162710-9